Rem. II

12 - 12 Casanova

Denkwürdigkeiten

von

Jakob Casanova

von Seingalt.



Casanova

Jacob Casanova
im 63ten Lebensjahre

Verlag des Institut für Literatur u. Kunst in Hamburg.

Denkwürdigkeiten

von

Jakob Casanova

von Seingalt.

Von ihm selbst geschrieben.

Nequidquam sapit qui sibi non sapit.

Herausgegeben

von

M. O. Herni.

Zweite Auflage.

Zwölfter Theil.

Mit dem Portrait des Verfassers.

Hamburg, 1856.

Institut für Literatur und Kunst

(J. C. C. Lembcke).



Casanova

Jacob Casanova
im 63. Lebensjahre

Denkwürdigkeiten

von

Jakob Casanova

von Seingalt.

Von ihm selbst geschrieben.

Nequidquam sapit qui sibi non sapit.

Herausgegeben

von

M. O. Herni.

Zweite Auflage.

Zwölfter Theil.

Mit dem Portrait des Verfassers.

Hamburg, 1856.

Institut für Literatur und Kunst

(J. C. E. Lembcke).

Druck von H. G. Voigt in Wandsbeck.

Inhaltsverzeichniß des zwölften Bandes.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Seite

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Neuntes Kapitel.

Zehntes Kapitel.

Eilftes Kapitel.

Anhang.

Erstes Kapitel.

Meine Liebschaft mit Kallimene. — Reise nach Sorrento. — Medini. — Goudar. — Miß Chudeleigh. — Der Marquis della Petina. — Gaetano. — Der Sohn der Cornelis. — Anekdote von Sarah Goudar. — Die vom Könige geprellten Florentiner. — Meine glückliche Reise nach Salerno, meine Rückkehr nach Neapel, meine Abreise von dieser Stadt und meine Ankunft in Rom.

Der Fürst von Francavilla war ein reicher, prachtliebender, geistreicher Epicuräer, der die Devise hatte Fovet et Favet.

In Spanien stand er in Gunst; der König sah es aber lieber, daß er in Neapel lebte, weil er fürchtete, derselbe möchte den Prinz von Asturien, dessen Bruder und vielleicht den ganzen Hofadel in seine widernatürlichen Gelüste einweihen.

Am folgenden Tage zeigte er uns versprochenermaaßen sein von zehn bis zwölf sehr hübschen jungen Mädchen belebtes Bassin; dieselben schwammen vor unsern Augen bis zum Abend.

Miß Chudeleigh und zwei andere Damen fanden dieses Vergnügen langweilig; das des vorigen Tages hatten sie köstlich gefunden.

Diese Gesellschaft hinderte mich indeß nicht, zweimal täglich meine Callimene zu besuchen, welche mich schmachten ließ.

Agathe, welche ich täglich sah, war die Vertraute meiner

Flamme; sie wäre mir gern zur Erreichung meines Zweckes behülflich gewesen; ihre Würde gestattete ihr indeß nicht, offen zu handeln. Sie versprach mir, jene zu einer Partie einzuladen, die wir nach Sorrento machen wollten, und ich hoffte, daß ich in der Nacht, die wir dort zubringen wollten, das Mittel sie zu besiegen finden würde.

Ehe diese Partie mit Agathen zu Stande kam, verabredete Hamilton eine solche mit der Herzogin von Kingston, und da es ein Pickenick werden sollte, machte ich ihr meine Aufwartung; ich war mit den beiden Sachsen und einem liebenswürdigen Abbé Guliani zusammengetreten, zu welchem letzteren ich später in Rom in ein engeres Verhältniß trat.

Um vier Uhr Morgens fuhren wir in einer Felucke mit zwölf Rudern von Neapel ab, und um neun Uhr langten wir in Sorrento oder Soriento an.

Wir waren unserer funfzehn, Alle von Heiterkeit belebt und entzückt von dem Wonnegefühl, womit uns der Anblick dieses irdischen Paradieses erfüllte.

Hamilton führte uns in einen Garten, welcher dem Herzoge von Serra Capriola gehörte; zufälligerweise befand sich dieser Herr hier mit seiner Gemahlin, einer piemontesischen Dame, die damals schön wie ein Stern und in ihren Mann verliebt war.

Der Herzog war seit einigen Monaten hieher verbannt, weil er sich mit einer zu prächtigen Equipage und Livree auf der Promenade gezeigt hatte. Der Minister Tanucci hatte es beim Könige durchgesetzt, daß man den Herzog wegen Verletzung der Luxusgesetze und wegen des schlechten Beispiels, das er hiedurch gegeben, in Strafe genommen, und der König, der noch nicht gelernt hatte sich dem Willen seines Ministers zu widersetzen, hatte den Herzog und seine Gemahlin verbannt, ihnen jedoch das angenehmste Gefängniß seines Reiches angewiesen. Um sich aber in einem Paradiese nicht zu gefallen, braucht man nur zum Bewohnen desselben verurtheilt zu sein. Das verbannte Paar verging daher auch vor langer Weile, und unser Erscheinen war für alle Beide ein wahrer Balsam.

Ein Abbé Bettoni, den ich vor neun Jahren bei dem verstorbenen Herzoge von Matalone kennen gelernt hatte,

besuchte die beiden liebenswürdigen Verbannten und war höchst erfreut, mich hier zu finden.

Dieser Abbé war ein brescianischer Edelmann, der Sorrent zu seinem beständigen Aufenthalte gewählt hatte. Er hatte dreitausend Thaler Einkommen und lebte hier in Hülle und Fülle; er genoß alle Gaben des Bachus, der Ceres, des Comus und selbst der Venus, die seine Lieblingsgottheit war. Er konnte keinen unerfüllten Wunsch hegen, und nicht mehr wünschen, als ihm die freigebige Natur in Sorrent bot. Er war zufrieden, und verlachte die Philosophen, welche glauben, der Mensch könne mit mittelmäßigem Vermögen nicht zufrieden sein; er hatte übrigens nur mäßige Leidenschaften und erfreute sich vollkommner Gesundheit. Es war mir unangenehm, bei ihm den Grafen Medini zu finden, der mein Feind sein mußte, und den ich verachtete; wir grüßten uns daher auch sehr kalt.

Wir waren unsrer zweiundzwanzig bei Tische und speisten vortrefflich; denn in dieser Gegend ist Alles köstlich, selbst das Mehl, welches dem Brodte eine Schmackhaftigkeit wie nirgend anders giebt.

Wir durchstreiften nach Tische die Dörfer, die schönere Alleen haben, als die reichsten Schlösser in Europa.

Beim Abbé Bettoni fanden wir Citronen-, Kaffee-, Chocoladeneis und köstlichen Sahnenkäse. Bekanntlich zeichnet sich Neapel hierin aus, und der Abbé war vortrefflich versorgt. Wir fanden bei ihm fünf oder sechs Bäuerinnen, entzückend durch ihre Jugend und Schönheit und so sauber, daß sie in keiner Weise gewöhnlichen Dienstmädchen glichen. Als ich ihn fragte, ob dies sein Serail sei, antwortete er, das könne wohl der Fall sein; Eifersucht sei indeß ausgeschlossen, und es hinge nur von mir ab, mich davon zu überzeugen, indem ich acht Tage bei ihm bliebe.

Ich bewunderte diesen glücklichen Sterblichen, beklagte ihn aber doch, denn er war wenigstens zwölf Jahre älter als ich, und ich war sicher nicht mehr jung. Sein Glück konnte nicht mehr von langer Dauer sein.

Gegen Abend kehrten wir zum Herzoge zurück, wo wir ein Abendessen von Fischen verschiedener Art fanden.

Die Luft von Sorrent verleiht beständig Appetit, und wir wurden daher mit dem Essen sehr gut fertig.

Nach dem Abendessen äußerte Milady den Wunsch nach

einer Partie Pharao, und der Abbé Bettoni, welcher Medini als Spieler von Gewerbe kannte, schlug demselben vor, die Bank zu übernehmen. Dieser entschuldigte sich mit dem Bemerken, daß er nicht Geld genug habe.

Der Wunsch der Herzogin mußte indeß erfüllt werden, und ich erbot mich dazu.

Man brachte Karten, und ich schüttete meine arme Börse, die nicht mehr als vierhundert Unzen, mein ganzes Vermögen, enthielt, auf den Tisch aus.

Alle holten Gold hervor und nahmen Bücher.

Medini fragte mich, ob ich ihn bei meiner Bank betheiligen wolle; ich versetzte, ich wolle mein Gold nicht zählen, und deshalb sei es mir nicht möglich.

Ich zog bis nach Mitternacht ab und hatte nur noch einige vierzig Unzen vor mir. Alle hatten gewonnen mit Ausnahme eines Chevalier Rosbury, der kein Gold bei sich hatte und deshalb mit englischen Banknoten pointirte; ich steckte sie ungezählt ein.

Als ich auf meinem Zimmer war, hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als die Banknoten anzusehen, denn das Zusammenschrumpfen meiner Börse beunruhigte mich. Man denke sich meine Freude; ich fand vierhundert und fünfzig Pfund Sterling, mehr als das Doppelte meines Verlustes.

Sehr zufrieden mit meinem Tagewerk legte ich mich zu Bett und gelobte mir, mein Glück nicht bekannt werden zu lassen.

Da die Herzogin von Kingston unsere Abreise auf neun Uhr festgesetzt hatte, so bat uns die Herzogin von Serra Capriola, ehe wir in die Felucke stiegen, Kaffee zu trinken.

Nach dem Frühstücke fanden sich Medini und Bettoni ein, und der erstere fragte Herrn Hamilton, ob er uns belästigen würde, wenn er mit uns nach Neapel zurückreise. Da Hamilton nicht nein sagen konnte, so wurde er angenommen; um zwei Uhr waren wir wieder in unsern Gasthof zurück, wo ich zu meinem Erstaunen in meinem Vorzimmer eine junge Dame fand, die mich mit trauriger Miene anredete und fragte, ob ich sie erkenne. Es war die älteste der fünf Hannoveranerinnen, welche ich in London geliebt und welche mit dem Marquis della Petina die Flucht ergriffen hatte.

Meine Neugier glich meinem Erstaunen; ich ließ sie eintreten und bestellte mein Mittagsessen.

Wenn Sie allein speisen, sagte sie, so möchte ich gern mit Ihnen speisen.

Sehr gern, versetzte ich, und bestellte ein Mittagsessen für zwei Personen.

Ihre Geschichte war nicht lang. Sie war mit ihrem Liebhaber, von dem ihre Mutter nichts hatte wissen wollen, nach Neapel gegangen. Dieser Unglückliche, der mit seiner Frau in einer Schenke abgestiegen war, hatte Alles, was sie besaß, verkauft, und war zwei oder drei Monate darauf wegen sieben oder acht Fälschungen eingezogen worden. Seit sieben Jahren erhielt ihn die arme Hannoveranerin im Gefängniß. Da sie erfahren, daß ich in Neapel war, so bat sie mich, ihr zu Hülfe zu kommen, nicht, indem ich ihr Geld gäbe, wie der Marquis wünschte, sondern indem ich mich bei der Herzogin von Kingston verwende, daß diese sie in ihren Dienst nähme und sie nach England zurückbringe.

Sind Sie die Frau des Marquis?

Nein.

Wie haben Sie ihn sechs Jahre hindurch unterhalten können?

Ach, denken Sie sich hundert Geschichten, und alle werden richtig sein.

Ich errathe.

Können Sie bewirken, daß ich mit der Herzogin spreche?

Ich werde mit ihr reden, muß Ihnen aber bemerken, daß ich nur die Wahrheit sagen werde.

Sehr wohl; ich ebenfalls. Ich kenne ihren Charakter. Kommen Sie morgen wieder.

Gegen sechs Uhr besuchte ich Hamilton, um mich bei ihm zu erkundigen, wie ich die englischen Banknoten, die ich am vorigen Tage gewonnen, umwechseln könne, und er selbst gab mir den Werth derselben.

Vor dem Abendessen verwendete ich mich bei der Herzogin für die arme Hannoveranerin. Mylady sagte, sie erinnere sich, jene gesehen zu haben, und wolle mit ihr sprechen, ehe sie sich zu etwas entschließe. Ich stellte dieselbe am folgenden Tage vor und ließ dann Beide allein. Die Folge dieses Gesprächs war, daß die Herzogin sie an Stelle einer Römerin annahm

und sie bei ihrer Abreise mit nach England nahm. Ich habe nicht weiter von ihr sprechen hören. Einige Tage nach ihrer Abreise konnte ich mich den dringenden Bitten Petinas nicht ferner entziehen und besuchte ihn im Gefängnisse der Vicaria. Ich fand ihn hier in Gesellschaft eines jungen Mannes, den ich als seinen Bruder erkannte, obwohl der junge Mann sehr hübsch, er selbst aber sehr häßlich war; zwischen der Schönheit und der Häßlichkeit besteht häufig nur ein unmerklicher Unterschied.

Dieser Besuch, an welchem die Neugier mehr Antheil hatte as das Gefühl, machte mir kein besonderes Vergnügen, denn ich hatte eine ebenso lange wie langweilige Erzählung auszuhalten.

Beim Hinausgehen fand ich unten an der Treppe des Gefängnisses einen Beamten, der mir sagte, daß ein Gefangener mich zu sprechen wünsche.

Wer ist es?

Er behauptet Ihr Verwandter zu sein und heißt Gaetano.

Mein Verwandter, Gaetano! Ich glaubte, es könnte der Abbé sein.

Ich gehe mit dem Beamten ins zweite Stockwerk hinauf und finde hier einige zwanzig Gefangene, welche auf dem Fußboden saßen und ausgelassene Lieder im Chor sangen.

In den Gefängnissen und auf den Galeeren ist die Heiterkeit der Trost des Elends und der Verzweiflung; die Natur verschafft sich diese Erleichterung vermöge des Instinkts, der sie zur Selbsterhaltung zwingt.

Ich sehe einen der Unglücklichen mir entgegenkommen und höre ihn mich als Gevatter anreden. Da er Miene mich zu umarmen macht, so weiche ich zurück; jetzt nennt er sich, und ich erkenne in ihm jenen Gaetano, der vor zwölf Jahren in Paris die hübsche Frau geheirathet hatte, welche ich nachher aus seinen Händen befreite. Der Leser wird sich des Vorfalls vielleicht noch erinnern.

Es thut mir leid, Sie hier zu sehen, womit kann ich Ihnen aber dienen?

Indem Sie mir ungefähr hundert Thaler bezahlen, die Sie mir für mehrere Ihnen in Paris verkaufte Waaren schuldig sind.

Da die Thatsache falsch war, so drehte ich ihm den Rücken

zu und sagte, ich müsse vermuthen, daß er im Gefängnisse den Verstand verloren habe.

Beim Hinuntergehen erkundigte ich mich, weshalb er im Gefängnisse sei und erfuhr, daß er wegen Fälschung sitze und dem Galgen nur durch einen Formfehler entgangen sei, wegen dessen seine Strafe in ewiges Gefängniß verwandelt worden.

Ich dachte schon nicht mehr an diesen Unglücklichen, als ich am Nachmittage den Besuch eines Advokaten erhielt, der in Gaetanos Namen hundert Thaler von mir forderte und seine Behauptung mit einem dicken Handelsbuche unterstützte, wo auf verschiedenen Blättern mein Name mit Waaren aufgeführt war, die ich in Paris auf Kredit entnommen haben sollte.

Mein Herr Advokat, sagte ich, dieser Mann ist ein Narr; ich bin ihm nichts schuldig, und das Buch hat keinen Werth.

Sie irren sich, mein Herr, dieß Buch ist von großem Gewichte und die Justiz dieses Landes ist den armen Gefangenen, welche ausstehende Forderungen haben, sehr günstig. Ich bin deren Advokat, und muß Ihnen sagen, daß wenn Sie sich nicht heute vergleichen, ich Sie morgen vor Gericht fordern lasse.

Ich zügelte meinen Unwillen und bat ihn höflich um seinen Namen und seine Adresse, die er mir sofort aufschrieb; ich versicherte ihm, daß ich die Sache binnen vierundzwanzig Stunden abmachen würde.

Ich begab mich zu Agathen, und ihr Mann begann zu lachen, als ich ihm die Eröffnungen seines Kollegen berichtete.

Er ließ mich eine Vollmacht unterzeichnen, vermöge welcher er Alles übernahm; er verbürgte sich für meine Sache und meine Person; sodann ließ er dem Advokaten notificiren, daß er es nur noch mit ihm allein zu thun habe.

Die Paglietti, welche in Neapel sehr zahlreich sind, leben, einige ehrenwerthe Ausnahmen abgerechnet, fast nur von Gaunereien, namentlich aber auf Kosten der Fremden.

Da der Chevalier Rosbury in Neapel geblieben war, so kam ich mit allen ankommenden Engländern in enge Berührung. Sie nahmen alle in den Crocielles ihre Wohnung, denn die Engländer sind in dieser Beziehung noch hammel-

artiger als die Bewohner der Champagne; sie gehen einander nach, ahmen sich nach, besuchen dieselben Orte, schlagen alle denselben Weg ein. Oft machten wir nebst den beiden Sachsen Vergnügungspartieen; ich unterhielt mich sehr gut. Nichtsdestoweniger würde ich nach der Messe abgereist sein, wenn mich nicht meine Liebe für Callimene zurückgehalten hätte. Ich sah dieses schöne Mädchen täglich und machte ihr Geschenke, sie aber bewilligte mir nur unbedeutende Begünstigungen.

Die Messe näherte sich ihrem Ende, und Agathe ordnete versprochenerweise die Partie nach Sorrent an. Sie bat ihren Mann, eine Frau einzuladen, die er vor der Heirath mit ihr geliebt hatte; dieser lud dagegen den schönen Pasquale Latilla ein, und damit Jeder sein Theil erhielte, lud man auch meine schöne Callimene ein.

Wir waren also drei passende Paare; die Kosten der Partie sollten von den drei Kavalieren getragen werden.

Agathens Mann behielt sich die Leitung des Ganzen vor.

Vor dem für diese Partie angesetzten Tage sah ich zu meinem großen Erstaunen Joseph, den Sohn der Cornelis und den Bruder meiner theuren Sophie, bei mir erscheinen.

Welches Abenteuer führt Sie nach Neapel und mit wem sind Sie hier?

Ich bin ganz allein hier. Ich hatte Lust, Italien zu sehen, und meine Mutter hat mir dieses Vergnügen gemacht. Ich habe Turin, Mailand, Genua, Florenz, Venedig, Rom gesehen, und sobald ich auch das übrige Italien besucht haben werde, werde ich die Schweiz und Deutschland bereisen und mich dann in Holland wieder nach London einschiffen.

In wie viel Zeit gedenken Sie diese kleine Reise zu machen?

In einem halben Jahre.

Und werden Sie, wenn Sie nach London zurückkommen, im Stande sein, von Allem, was diese Länder Bemerkenswerthes enthalten, Bericht zu erstatten?

Ich hoffe Mama zu überzeugen, daß das Geld, welches diese Reise ihr kostet, nicht schlecht verwendet worden ist.

Wie viel glauben Sie, daß ihr die Reise kosten wird?

Die fünfhundert Guineen, welche sie mir gegeben hat, nicht mehr.

Wie, Sie wollen ein halbes Jahr auf dieser großen Tour

zubringen und nicht mehr als fünfhundert Guineen ausgeben? Das ist unglaublich!

Wenn man sparen will, kann man noch weniger ausgeben.

Das mag sein. An wen sind Sie in den Ländern, die Sie jetzt so gut kennen, empfohlen gewesen?

An Niemand. Ich habe einen englischen Paß und lasse die Leute glauben, ich sei ein Engländer.

Fürchten Sie nicht, in schlechte Gesellschaft zu gerathen?

Ich setze mich dieser Gefahr nicht aus. Ich eröffne mich Niemand. Wenn man mich anredet, so antworte ich auf eine einsylbige Weise und accordire immer vorher, ehe ich esse oder eine Wohnung miethe. Da ich nur in den öffentlichen Wagen fahre, so laufe ich keine Gefahr, übertheuert zu werden.

Sehr wohl. Fürs Erste werden Sie jetzt sparen, denn ich werde Sie in Allem freihalten und Ihnen einen vortrefflichen Cicerone geben, der Ihnen nichts kosten soll.

Sie werden mich entschuldigen, wenn ich nichts annehme, denn ich habe meiner Mutter versprochen, von Niemand etwas anzunehmen.

Mir scheint es, daß ich eine Ausnahme machen muß.

Nein. Ich habe Verwandte in Venedig; ich habe sie besucht; der Schwur, welchen ich meiner Mutter geleistet, hat mich aber abgehalten, ein einziges Mittagsessen von ihnen anzunehmen. Wenn ich verspreche, so halte ich auch.

Da ich seinen Fanatismus kannte, so drang ich weiter nicht in ihn. Dieser junge Mann war dreiundzwanzig Jahre alt; er war sehr klein, und da er sehr hübsch war, hätte man ihn leicht für ein verkleidetes Mädchen halten können, wenn er sich nicht einen langen Bart hätte wachsen lassen.

Obwohl diese Art zu reisen entschieden unsinnig war, so konnte ich doch nicht umhin, eine Art Muth und eine unbestimmte Wißbegierde in ihm zu bewundern.

Ich wünschte den Stand der Angelegenheiten seiner Mutter und die Lage meiner Tochter kennen zu lernen, und er ließ sich hierüber ohne allen Rückhalt aus.

Ich erfuhr, daß die Kornelis mehr als je mit Schulden belastet war, daß ihre Gläubiger sie fünf- oder sechsmal jährlich setzen ließen und daß sie ihre Freiheit nur durch neue Bürgschaften oder Abkommen mit ihren Gläubigern wiedererlange, denn diese sahen sich genöthigt sie aus dem Ge-

fängnisse zu entlassen, weil sie kein andres Mittel hatte, einiges Geld zu ihrer Befriedigung aufzubringen.

Meine Tochter, damals siebenzehn Jahre alt, war hübsch, voller Talente und erfreute sich der Protection der vornehmsten Damen Londons. Sie gab Concerte und war unglücklich, weil sie von ihrer Mutter viele Kränkungen zu erdulden hatte.

Ich fragte ihn, mit wem sie hätte verheirathet werden sollen, als sie aus dem Pensionate genommen wurde, wohin ich sie gebracht hatte. Er antwortete, ihm sei nicht bekannt, daß je von etwas Derartigem die Rede gewesen.

Sind Sie angestellt?

Nein. Meine Mutter geht von Jahr zu Jahr damit um, mich mit einem mit Waaren befrachteten Schiffe auf eigene Rechnung nach Indien zu schicken, und sie meint, ich könne auf diese Weise den Grund zu einem großen Vermögen legen; ich sehe den Augenblick aber nie kommen und fürchte, er wird nie kommen; denn um Waaren zu haben, muß man Geld haben, und meine Mutter hat nur Schulden.

Trotz seines Schwurs beredete ich ihn endlich, sich durch meinen Bedienten begleiten zu lassen, der ihm als Cicerone diente und ihm binnen acht Tagen alle Merkwürdigkeiten Neapels zeigte.

Ich konnte ihn nicht bestimmen, noch fernere acht Tage zu bleiben. Er reiste nach Rom, von wo er mir schrieb, er habe sechs Hemden und einen Ueberrock in einem Schranke vergessen; er bat mich, sie ihm mitzubringen, ohne mir seine Adresse anzugeben.

Er war ein Windbeutel und Hohlkopf; dennoch durchreiste er mit drei oder vier ganz gewöhnlichen Grundsätzen halb Europa, ohne daß ihn ein Unglück traf.

Ich erhielt einen sehr unerwarteten Besuch von Goudar, der erfahren, welche Gesellschaften ich besuchte und mich nun bat, ihn und seine Frau mit den Engländern und Sachsen, mit denen ich, wie er wußte, Partieen machte, aber nicht spielte, zum Essen einzuladen. Sie begehen einen Mord, sagte er, wenn Sie diese Leute nicht spielen lassen, denn sie sind eigends zum Verlieren gemacht.

Da ich seine Logik bewunderte, so versprach ich, ihm diesen Gefallen zu thun, vorausgesetzt, daß nicht bei mir gespielt würde, denn ich wollte mich keinen Unannehmlichkeiten

aussetzen. Mehr verlangte er nicht, denn er war sicher, daß seine Frau die Fremden zu ihm ziehen würde, wo man, wie er sagte, ohne Befürchtungen spielen könnte.

Da ich am folgenden Tage nach Sorrento reisen wollte, so setzte ich einen Tag nach meiner Rückkunft an.

Die Reise nach Sorrento war mein letzter Tag wahrhaften Glücks.

Der Advokat führte uns in ein Haus, wo wir allen möglichen Comfort fanden. Wir hatten vier Zimmer; das eine bewohnte Agathe und ihr Mann, das zweite Callimene und die frühere Freundin des Advokaten, das dritte Pasquale Latilla, das vierte ich.

Wir besuchten den Herzog und die Herzogin von Sierra Capriola und den Abbé Bettoni, nahmen aber weder Mittags- noch Abendessen an.

Nach dem Abendessen legten wir uns frühzeitig zu Bett; am Morgen waren wir mit Sonnenaufgang auf den Beinen und wanderten umher, jedes Paar für sich, der Advokat mit seiner alten Freundin, Agathe mit ihrem Pasquale und ich mit meiner Callimene. Gegen Mittag waren wir Alle wieder zu einem köstlichen Mittagsessen versammelt, worauf Pasquale den Advokat der Süßigkeit seiner Siesta überließ und mit Agathen und der Freundin ihres Mannes spatzieren ging, während ich mit Callimenen mich unter bedeckten Laubgängen, wohin die glühende Sonne nicht dringen konnte, erging. Hier krönte meine schöne Callimene meine Flamme, nachdem sie zwei Tage hinter einander mit sich selbst gekämpft. Dieses schöne Kind opferte weder dem Eigennutze noch der Dankbarkeit; denn ich hatte ihr nur Kleinigkeiten geschenkt; die Liebe erhielt ihre Erstlinge, wie ich nicht bezweifeln konnte. Sie gab sich mir ganz hin und zeigte Reue, daß sie so lange gezögert, mich glücklich zu machen.

Da am vierten Tage der Wind sehr stark wehte, so kehrten wir in drei Kaleschen nach Neapel zurück; Callimene beredete mich, ihrer Tante zu sagen, was zwischen uns vorgefallen sei, damit wir mit größerer Freiheit verkehren könnten.

Da ich den Rath ganz nach meinem Geschmacke fand und überzeugt war, daß mit der Tante leicht fertig zu werden sein würde, zog ich sie, nachdem ich ihr ihre Nichte übergeben, bei

Seite und machte ihr eine vollständige Mittheilung, so wie vernünftige Anerbietungen.

Diese Frau, die einen vortrefflichen Charakter hatte, nahm meine Mittheilung wie meinen Vorschlag sehr gut auf und sagte, da ich für ihre Nichte etwas thun wolle, würde sie mir bei meinem ersten Besuche eine Note alles dessen übergeben, was diese am Nöthigsten bedürfe. Ich erklärte ihr, da ich im Laufe weniger Tage nach Rom zurückkehren müsse, so wünsche ich alle Tage mit ihrer Nichte zu Abend zu speisen. Da sie meinen Wunsch ganz natürlich fand, so begaben wir uns zu Callimenen, welche über unsere Anordnungen höchst erfreut war.

Um keine Zeit zu verlieren, speiste ich noch am selben Abend mit ihr, worauf wir die Nacht zusammen zubrachten. Ich fesselte sie vollends sowohl durch meine Liebe, wie durch den Ankauf derjenigen Sachen, deren sie am nöthigsten bedurfte, wie Wäsche und Kleider im Betrage von etwa hundert Louis-dor's, welche Summe mir weit unter dem Werthe meines Glücks zu stehen schien, obwohl in meiner Börse Ebbe war. Agathe, der ich mein Glück anvertraute, freute sich, es mir verschafft zu haben.

Zwei oder drei Tage darauf gab ich den Engländern, den beiden Sachsen, ihrem Gouverneur Bartoldi und Goudar nebst seiner Frau ein Mittagsessen.

Die Engländer und Sachsen waren schon da, und wir erwarteten nur noch Herrn und Madame Goudar, als ich die Irländerin mit dem Grafen Medini eintreten sah. Beim Anblicke dieser Frechheit stieg mir mein ganzes Blut zu Kopfe; indeß hatte ich doch Macht genug über mich, um an mich zu halten, bis Goudar kam, gegen den ich mich erklärte. Wir waren übereingekommen, daß er seine Frau begleiten sollte. Dieser Erzgauner machte Ausflüchte und suchte mich zu überreden, daß Medini an dem Schicksale der Bank unschuldig sei; indeß verschwendete er seine Beredtsamkeit ganz vergeblich.

Unser Mittagsmahl war fein und heiter; die schöne Irländerin glänzte, denn sie hatte alle Eigenschaften, um zu gefallen, Schönheit, Anmuth, Geist, Jugend, Talente, Heiterkeit, und außerdem ein vornehmes und zugleich gewinnendes Benehmen, wodurch sie unwiderstehlich wurde. O, wie sehr

hätte dieses Schenkmädchen verdient, einen Thron zu zieren! Das Glück ist blind.

Nach Beendigung des Mittagsessens machte Herr von Buturlin, ein vornehmer Russe und großer Weiberfreund, mir einen Besuch. Er war durch die süße Stimme der schönen Goudar angezogen, welche eine neapolitanische Arie mit Guitarrenbegleitung sang. Ich war also nur ein Reflectirspiegel für meinen reichen Nachbarn; ich nahm indeß keinen Anstoß daran. Buturlin verliebte sich sofort in Sarah, und einige Monate nach meiner Abreise trat er in ihren Besitz für fünfhundert Louisd'ors, deren Goudar bedurfte, um dem Befehle, Neapel binnen dreimalvierundzwanzig Stunden zu verlassen, nachkommen zu können.

Diese Ohrfeige ging von der Königin aus, welche entdeckt hatte, daß der König in Procida eine geheime Zusammenkunft mit jener gehabt. Sie überraschte ihren königlichen Gemahl beim Lesen eines Billets, worüber er aus vollem Halse lachte und welches er ihr nicht zeigen wollte.

Da die Neugier der Königin durch das Widerstreben ihres Gemahls noch mehr gereizt wurde, so bestand sie auf ihrem Willen; der König gab endlich nach, und nun las sie die folgenden bedeutungsvollen Worte:

Ti aspetteró nel medesimo luogo ed alla stessa ora, coll' impazienza medesima che ha una vacca che desidera l'avvicinamento del toro*).

Chè infamia! rief die Königin aus, und Se. Majestät ließ aus eignem Antriebe dem Manne der Kuh anzeigen, daß sie ihm drei Tage Zeit bewillige, um für dieselbe außerhalb des Reiches Stiere zu suchen.

Ohne dieses Ereigniß würde Herr von Buturlin nicht so wohlfeilen Kaufs davon gekommen sein.

Nach meinem Mittagsessen lud Goudar die ganze Gesellschaft zum Abendessen für den folgenden Tag in seinem Hause in Pausilippo ein, und das Mahl war prachtvoll; als aber Medini sich an einen großen Tisch setzte, und die Karten nahm, um mit einem großen Haufen Gold vor sich abzuziehen, fand

---

*) Ich werde Dich am selben Orte und zur selben Zeit mit der Ungeduld einer Kuh erwarten, welche nach der Paarung mit dem Stiere verlangt.

sich Niemand, der pointiren wollte. Vergeblich bemühte sich die schöne Goudar, die Gäste zum Ergreifen von Büchern zu bewegen. Die Engländer und die Sachsen sagten ihr auf eine sehr galante Weise, sie würden gern pointiren, wenn sie selbst die Bank halte oder mich an ihrer Stelle abziehen lassen wolle, denn, wie sie sagten, fürchteten sie die zu glückliche Hand des Grafen.

Goudar machte mir nun den Vorschlag, ich möge abziehen und mich mit einem Viertheile bei der Bank betheiligen. Ich werde zur Hälfte gehen, versetzte ich, und nicht anders, obwohl ich kein Vertrauen zu meinem Glücke habe.

Goudar sprach mit Medini, worauf dieser, der die Gelegenheit, einen großen Fang zu machen, zu verlieren fürchtete, aufstand, seinen Antheil an der Bank einsteckte und mir seinen Platz abtrat.

Ich hatte nur zweihundert Unzen in der Tasche. Ich that sie zu den zweihundert, die Goudar eingeschossen hatte, und in Zeit von zwei Stunden war ich gesprengt; ich fühlte indeß kein Bedauern darüber, da ich sicher war, bei meiner Callimene Trost zu finden.

Da ich mich nun ohne Pfennig sah, so beschloß ich das Gewissen von Agathens Mann zu erleichtern, der mich in Uebereinstimmung mit seiner Frau fortwährend drängte, die Girandolen zurückzunehmen, welche ich ihr in Turin geschenkt hatte. Agathen sagte ich, ich würde mich nie dazu verstanden haben, wenn mich das Glück nicht so schlecht behandelt hätte. Als sie ihrem Manne meinen Entschluß mitgetheilt hatte, kam dieser wackre Mann mit offenen Armen aus seinem Kabinette, warf sich an meinen Hals, nannte mich seinen würdigen Freund und dankte mir, als ob ich ihn glücklich gemacht habe.

Ich sagte, ich wünsche den Werth des Gegenstandes in baarem Gelde zu haben, und er übernahm es, mir dasselbe zum nächsten Tage zu verschaffen, so daß ich wieder in den Besitz von ungefähr funfzehntausend französischen Francs gelangte.

Nun schickte ich mich an, nach Rom abzureisen, wo ich acht Monate zu verweilen gedachte; vor meiner Abreise wollte mir jedoch der Advokat ein Mittagsessen in einem hübschen Casino veranstalten, welches er in Portici besaß.

Wie viel Stoff zu Betrachtungen erhielt ich, als ich mich

in demselben Hause sah, wo ich vor siebenundzwanzig Jahren ein kleines Glück gemacht und den ehrlichen Griechen durch die falsche Vermehrung des Quecksilbers überrascht hatte!

Da der König sich gerade mit seinem ganzen Hofe in Portici befand, so lockte uns die Neugier hin, und wir waren Zeugen eines Schauspiels, das allerdings lächerlich war, uns dennoch aber nicht zum Lachen reizte.

Der König, welcher damals neunzehn Jahre alt war, vergnügte sich nebst der Königin in einem großen Saale mit allerhand lustigen Streichen. Er bekam Lust, sich prellen zu lassen. Ein König, der sich prellen läßt, der sich zum Sancho Panso macht! Das war allerdings eine Idee, wie man sie bei gekrönten Häuptern sonst wohl selten findet.

Was ein König will, wird durch den Schwarm der Schmeichler, die ihn umwedeln, schnell zur Ausführung gebracht, und Se. sicilianische Majestät wurde ihrem Wunsche gemäß geprellt. Nachdem der junge Monarch aber die Luftreise gemacht hatte, kam er auf den Gedanken, nun auch auf Kosten derjenigen zu lachen, die er belustigt hatte. Er machte den Vorschlag zunächst der Königin, welche sich nur mit lautem Lachen dagegen sträubte, und der König drang nicht weiter in sie, ebenso wenig in die Damen, vermuthlich weil er fürchtete, sie würden seinen Vorschlag annehmen.

Die alten Höflinge, welche Furcht hätten, machten sich zu meinem großen Bedauern aus dem Staube, denn gern hätte ich einige derselben in der Luft strampeln sehen, namentlich den Fürsten Paul Nicander, der den König sehr schlecht erzogen hatte, da er einen wahren Lazzaroni aus ihm gemacht und alle Vorurtheile, von denen sein kleiner Geist erfüllt war, ihm beigebracht hatte.

Der König, der seinen Plan nicht aufgab, mußte, als er das alte Schranzengesindel fliehen sah, sich begnügen, das edle Spiel den jungen Herren vorzuschlagen, die zugegen waren, und die vielleicht nach dieser sonderbaren Gunstäußerung ihres sonderbaren Monarchen geizten.

Ich fürchtete diese Ehre nicht, denn ich war unbekannt und nicht vornehm genug, um sie zu verdienen.

Nachdem er drei oder vier junge Leute geprellt hatte, welche ihren Muth mehr oder weniger glänzen ließen, während die Königin sich die Seiten hielt und die Damen und die übrigen

Hofleute nach neapolitanischer Manier lachten, d. h. nicht sich ins Fäustchen lachten, wie in Madrid, noch mit jener Gezwungenheit, wie in Versailles oder an den nordischen Höfen, wo man den Lachreiz unterdrückt und sich in die Lippen beißt, um nicht zu gähnen, wenn man es vor langer Weile nicht mehr aushalten kann; — nach diesen Vorgängen also warf der König die Augen auf zwei junge florentinische Edelleute, die eben in Neapel angekommen waren. Sie waren in Gesellschaft ihres Gouverneurs, der eben so wenig wie seine Zöglinge sich hatte des Lachens enthalten können, als er sah, wie munter Se. Majestät und die Höflinge sich prellen ließen.

Der Monarch näherte sich ihnen auf eine sehr gutmüthige Weise und machte ihnen den Vorschlag, sich ebenfalls prellen zu lassen.

Diese beiden armen Toscaner waren nach dem unförmlichsten Modell ausgearbeitet; sie waren klein, bucklig, häßlich.

Als sie den Vorschlag Sr. Majestät vernahmen, verlängerte sich ihr kleines Gesicht, ihre Augen wurden verstört; sie waren wie auf der Folter. Im tiefsten Schweigen warteten Alle die Wirkung der Beredtsamkeit des Königs ab, der sie zum Entkleiden drängte und ihnen bemerklich machte, daß es ihnen schlecht anstehen würde, sich zu sträuben; denn wenn sie Bedenken trügen, der Gesellschaft Stoff zum Lachen zu geben, so könne davon keine Rede sein, da er selbst mit seinem Beispiel vorangegangen sei und sie sich deshalb nicht gedemüthigt fühlen könnten.

Der Gouverneur, der wohl sah, daß der König sich nicht abweisen lassen würde, stellte ihnen vor, daß sie sich der Aufforderung Sr. Majestät nicht entziehen könnten, und die beiden kleinen Paviane zogen ihre Röcke aus.

Beim Anblicke dieser beiden armen Buckligen hörte das Schweigen auf, und das Gelächter begann von Neuem. Der König sagte ihnen, sie hätten nichts zu fürchten, worauf er einen bei der Hand nahm und in die Mitte der Decke legte; um ihn recht zu ehren, ergriff er selbst einen der Zipfel, was den armen Edelmann nicht hinderte, dicke Thränen zu vergießen.

Nachdem er drei- oder viermal durch die Luft gezappelt war und durch den Anblick seiner langen und dünnen Stelzen allgemeines Gelächter hervorgerufen hatte, kleidete er sich in

einer Ecke wieder an, und seine Stelle nahm sein jüngerer Bruder mit ziemlich guter Manier ein, wofür er durch Beifall belohnt wurde.

Der Gouverneur, fürchtend, Se. Majestät wolle ihm dieselbe Ehre erweisen, wonach ihn keineswegs verlangte, machte sich aus dem Staube, und Se. Majestät lachte darüber aus vollem Halse.

Wir genossen unentgeldlich ein so wunderbares Schauspiel, das man sich vergeblich zu verschaffen suchen würde, wenn man es auch mit Gold aufwiegen wollte.

Don Pasquale Latilla, den der König glücklicher Weise nicht bemerkt hatte, erzählte uns bei Tische eine Menge reizender Anekdoten von diesem guten Könige, welche alle einen vortrefflichen Charakter und einen unbezwinglichen Hang zur Heiterkeit verriethen, freilich auf Kosten des Ernstes und der Würde, denen das Vorurtheil der Etikette das Königthum zu unterwerfen sucht. Er versicherte uns, daß alle diejenigen, die ihm nahe kämen, ihn lieben müßten, weil er das Vergnügen, geliebt zu werden, dem Kitzel, Achtung und Furcht auf allen Gesichtern hervorzurufen, vorziehe.

Nie, sagte uns Pasquale, war er trauriger, als wenn ihn seine Minister zu unerläßlicher Strenge nöthigten und nie heitrer, als wenn es ihm gestattet war, Gnade zu üben.

Ferdinand hatte nicht die geringste Kenntniß der Literatur; da er aber gesunden Menschenverstand und viel Einsicht besaß, so stellte er wissenschaftlich gebildete Männer und alle diejenigen, die sich durch Verdienste oder Tugenden auszeichneten, sehr hoch. Er verehrte den Minister Marco, er achtete im höchsten Grade das Andenken Lelio Caraffa's, so wie den Herzog von Matalone, und einen Neffen des berühmten Schriftstellers Genovesi hatte er mit Rücksicht auf das Verdienst seines Onkels sehr gut versorgt.

Das Hasardspiel war verboten; eines Tages überraschte er aber seine Garde-Offiziere beim Pharospiele. Diese, durch den Anblick des Monarchen in Schrecken gesetzt, suchten die Karten und das Geld zu verstecken. Lassen Sie sich nicht stören, sagte der gutmüthige Monarch zu ihnen; sehen Sie sich nur vor, daß Tanucci nichts von Ihrer Kühnheit erfährt; ich verspreche Ihnen, demselben nichts zu sagen.

Als dieser gute König zum Alter von vierzig Jahren

gelangt war, ergriff er auf eine sehr sinnige Weise die Gelegenheit, sich bei seinem Volke, ganz Italien und einem guten Theile Deutschlands beliebt zu machen, da er überall Proben seines vortrefflichen Charakters und seiner Tugenden gab.

Sein Vater liebte ihn zärtlich, bis zu der Epoche, wo die Staatsraison denselben nöthigte, sich auf Anrathen seiner Minister dessen Befehlen zu widersetzen.

Ferdinand wußte, daß er, wenn auch Sohn des Königs von Spanien, nichtsdestoweniger König beider Sicilien sei, und daß seine Königspflichten seinen Sohnespflichten vorangingen. Er hatte Tanucci's Einflüssen hinlänglich nachgegeben.

Einige Monate nach der Aufhebung des Jesuitenordens schrieb er an seinen Vater einen Brief, dessen Anfang folgendermaaßen lautete:

„Zu den Dingen, die ich nicht begreife, gehören vier, welche mein Erstaunen erregen. Zunächst, daß man bei den aufgehobenen Jesuiten, die das Gerücht für so reich ausgab, keinen Pfennig gefunden hat; zweitens, daß die Scrivani meines Reiches reich sind, obwohl sie gesetzlich keinen Lohn erhalten sollen; drittens, daß alle jungen Frauen, die einen jungen Mann haben, ein oder das anderemal schwanger werden und die meinige es nie wird; viertens endlich, daß alle Menschen am Ende ihrer Laufbahn sterben mit Ausnahme Tanucci's, der allem Anscheine nach ewig leben wird.“

Der König von Spanien zeigte im Escurial diesen Brief allen Gesandten, um ihnen zu beweisen, daß sein Sohn, der König von Neapel, Geist habe; er täuschte sich nicht, denn Jemand, der so schreibt, hat Geist.

Zwei oder drei Tage darauf kam der Chevalier Morosini, neunzehn Jahre alt, Neffe des Procurators und einziger Erbe dieses erlauchten Hauses, nach Neapel; er war begleitet von seinem Lehrer Stratico, Professor der Mathematik an der Universität Padua, demselben, der mir einen Brief an seinen Bruder, den Mönch und Professor an der Universität Pisa, gegeben. Er nahm seine Wohnung in den Crocielles, und dieß Wiederzusammentreffen war uns Beiden angenehm.

Der junge Venetianer reiste, um seine Erziehung zu vollenden. Er war drei Jahre auf der turiner Akademie gewesen und reiste mit einem Gelehrten, unter dessen Leitung er alle nöthigen Vollkommenheiten hätte erlangen können, um in seinem

Vaterlande die höchsten Stellen zu bekleiden, und sich vor der Masse des venetianischen Adels, welcher die Republik regiert, auszuzeichnen; leider fehlte es diesem Edelmanne, einem hübschen, reichen und geistreichen Jungen, an dem guten Willen, sich zu belehren. Er liebte die Frauen bis zur Roheit, suchte die Gesellschaft junger Wüstlinge und gähnte in guter Gesellschaft. Da er ein Feind des Studiums war, so ging er nur darauf aus, neue Mittel des Vergnügens zu erfinden und gab mehr, um sich wegen der Sparsamkeit seines Onkels zu rächen, als aus Freigebigkeit, das Geld, welches er empfing, ohne Sinn und Verstand aus. Er beklagte sich, daß man ihn trotz seiner Volljährigkeit unter Vormundschaft halten wolle. Er hatte sich berechnet, daß er monatlich achthundert Zechinen ausgeben könne und nahm es sehr übel auf, daß man ihn nur zweihundert ausgeben ließ. Von dieser Vorstellung ausgehend, gab er sich alle mögliche Mühe, Schulden zu machen und schickte den Grafen Stratico zum Teufel, wenn dieser ihm milde Vorstellungen wegen seiner thörichten Ausgaben machte und ihm begreiflich zu machen suchte, daß er sich durch Sparsamkeit in den Stand setzen würde, großartig in Venedig aufzutreten, wo sein Onkel ihm in einem sehr hübschen Mädchen, der Erbtochter des Hauses Grimani de Servi, eine sehr gute Partie ausgesucht hatte.

Die einzige Eigenschaft dieses jungen Edelmanns, die nicht der Art war, seinem Mentor zu tödtlichen Befürchtungen Anlaß zu geben, war die größte Abneigung desselben gegen alle Art von Spielen.

Seitdem ich gesprengt worden, war ich zwar wieder bei Goudar gewesen, hatte aber vom Spielen nichts weiter hören wollen. Medini war mein Todtfeind geworden. Er ging, wenn ich kam; ich that indeß so, als ob ich nichts davon bemerke. Er befand sich dort an dem Tage, wo ich Morosini mit seinem Mentor vorstellte, und da er sich den jungen Mann zum Opfer ausersehen hatte, machte er sich mit ihm bekannt; als er aber dessen unerschütterlichen Entschluß, nicht zu spielen, erkannte, wuchs sein Haß noch, denn er war überzeugt, ich sei die Ursache, daß dieser junge Edelmann nicht spiele.

Morosini, der sich in Sarah's Reize verliebt hatte, dachte nur an das Mittel, durch Liebe in ihren Besitz zu gelangen. Er befand sich noch in einem Zustande jugendlicher Ueber-

spanntheit, der sie ihm verhaßt gemacht haben würde, wenn er hätte vermuthen können, daß er sie nur durch das Opfer einer bedeutenden Summe würde erlangen können.

Zu mir hatte er mehrmals geäußert, wenn er in die Lage kommen sollte, eine Frau, die er liebe, bezahlen zu müssen, um ihre Gunst zu erlangen, so würde er sich so erniedrigt fühlen, daß er augenblicklich von der Liebe, die sie ihm eingeflößt habe, geheilt werden würde; denn er behauptete, und er hatte Recht, er sei als Mann eben so viel werth, wie die Goudar als Frau.

Dieser Morosini hatte also wenigstens das Verdienst, daß er sich nicht von einer Frau anführen lassen wollte, die ihm ihre Gunst nur als Lohn für seine Geschenke gewährt haben würde; Sarah's Grundsätze waren indeß ganz entgegengesetzter Art, denn sie wollte, daß seine Liebe ein Kreditbrief sei.

Stratico war froh, als er seinen Zögling in diese Liebschaft verwickelt sah, denn die Hauptsache für ihn war, denselben zu beschäftigen, weil er, wenn sein Herz müssig war, keinen andern Zeitvertreib fand, als schlechte Gesellschaft oder Reiten, und zwar ritt er nicht wie ein vornehmer Herr, sondern machte, ohne anzuhalten, zehn bis zwölf Meilen im Galopp und jagte Pferde todt, die sein Onkel, welchen er als Geizhals behandelte, dann zu seiner großen Freude bezahlen mußte.

Als ich auf dem Punkte abzureisen stand, besuchte mich Don Pasquale Latilla mit dem Abbé Galiani, den ich in Paris kennen gelernt hatte.

Man wird sich erinnern, daß ich den Bruder dieses Abbé in St. Agatha kennen gelernt, daß ich bei ihm gewohnt und Donna Lucrezia Castelli bei ihm gelassen hatte.

Ich sagte ihm, daß ich denselben zu besuchen beabsichtige und fragte ihn, ob Lucrezia noch dort wohne.

Sie lebt in Salerno mit der Marquise C. und ihrer Tochter, versetzte er.

Diese Nachricht war mir außerordentlich lieb, denn ohne den Besuch des Abbé hätte ich nie erfahren, was aus der Dame geworden sei.

Ich fragte ihn, ob er die Marquise von C. kenne.

Ich kenne nur den Marquis, entgegnete er, der alt und sehr reich ist.

Mehr wollte ich nicht wissen.

Einige Tage darauf gab Morosini Sarah, Goudar, zwei andern jungen Spielern und Medini, der den Chevalier immer noch auf irgend eine Weise zu seinem Opfer zu machen hoffte, ein Mittagsessen.

Gegen Ende des Mittagsessens erhob sich, ich weiß nicht mehr bei welcher Veranlassung, eine Meinungsverschiedenheit zwischen mir und Medini. Da er sich auf eine ziemlich bittre Weise ausdrückte, so machte ich ihm bemerklich, daß ein höflicher Mensch seine Ausdrücke wählen müsse.

Das mag sein, versetzte er, aber von Ihnen will ich nicht Höflichkeit lernen. Ich that mir Gewalt an und antwortete nicht; indeß war ich der Sticheleien müde, welche dieses Individuum, das mir vielleicht mit Recht grollte, sich von Zeit zu Zeit gegen mich gestattete; da er im Grunde Unrecht hatte, hätte er freilich seinen Haß verbeißen sollen. Weil ich der Ansicht war, daß er meine Besonnenheit als Furcht deuten und vielleicht immer frecher werden könnte, so beschloß, ich, ihn zu enttäuschen.

Er trank auf dem nach dem Meere hinausgehenden Balkon Kaffee, als ich ebenfalls meine Tasse in der Hand haltend, an ihn herantrat und ihm sagte, ich sei müde, seine schlechte Laune zu ertragen, wenn wir in Gesellschaften zusammenträfen.

Sie sollten mich noch rücksichtsloser finden, versetzte er, wenn wir beide allein uns ohne Zeugen treffen könnten.

Wenn wir uns Beide allein treffen könnten, versetzte ich mit spöttischem Lächeln, so wollte ich Sie schon züchtigen.

Ich möchte wohl den Versuch machen.

Folgen Sie mir, sobald Sie mich hinausgehen sehen; vor Allem aber lassen Sie kein Wort über Ihre Lippen kommen.

An mir soll es nicht fehlen.

Ich kehrte wieder zur Gesellschaft zurück, und eine Viertelstunde darauf ging ich hinaus und schritt langsamen Schritts Pausilippo zu. Bald sah ich ihn mir von ferne folgen, und da ich wußte, daß er tapfer war, so hatte ich keinen Zweifel, daß die Sache in einigen Augenblicken erledigt werden würde, denn wir hatten Jeder einen Degen.

Am Ende des Strandes wendete ich mich rechts, und sobald ich auf freiem Felde an einer Stelle angelangt war,

wo wir unsern Streit ungestört ausfechten konnten, blieb ich stehen.

Als Medini mich erreicht hatte, glaubte ich mit ihm sprechen zu können, ich dachte sogar, eine Erklärung würde ihm angenehm gewesen sein; der rohe Mensch kam aber mit dem Degen in der Rechten, dem Hute in der Linken, auf mich zugestürzt.

Da ich sah, daß ich Gefahr lief, ermordet zu werden, so zog ich vom Leder und führte im selben Augenblicke, wo er, anstatt zu pariren, sich zu einer Quart anschickte, meinen graden Stoß gegen ihn. Bei diesem gegenseitig zusammentreffenden Stoße verwickelten unsere Klingen sich in unsern Aermeln; während aber nur mein Rock durchlöchert wurde, war ihm mein Stoß durch den Arm gegangen.

Als ich wieder meine Stellung eingenommen hatte, trat er zurück, und da ich bemerkte, daß er nicht mehr kräftig parirte, so sagte ich zu ihm, ich wolle ihn schonen, wenn ihn seine Wunde sich zu vertheidigen hindere.

Da ich sah, daß er nicht antwortete, so schlug ich ihm seine Klinge aus der Hand und setzte schnell den Fuß darauf.

Nun sagte er, schäumend vor Wuth, dießmal sei ich im Vortheile geblieben, indeß hoffe er, daß ich ihm Genugthuung geben würde.

Sehr gern, in Rom, und meine dritte Lektion wird hoffentlich vollständiger ausfallen, als die beiden, welche Sie schon erhalten haben.

Da ich sah, daß er viel Blut verlor, so steckte ich seinen Degen in die Scheide; sodann verließ ich ihn, nachdem ich ihm den Rath gegeben, sich zu Goudar zu begeben, der nur zweihundert Schritte entfernt wohnte, und sich dort verbinden zu lassen.

Ich kehrte nach den Crocielles zurück, als ob nichts vorgefallen wäre. Ich fand den Chevalier Morosini, welcher der schönen Sarah Süßigkeiten sagte, während Goudar mit Stratico und den beiden Andern Quadrille spielte.

Eine Stunde darauf verließ ich die Gesellschaft, ohne über mein Abenteuer eine Sylbe verlauten zu lassen; zum letztenmale wollte ich mit meiner köstlichen Callimene zu Abend speisen, die ich erst sechs Jahre später in Venedig wiederge-

sehen habe, wo sie auf dem St. Benedikt-Theater durch ihre Schönheit und ihr Talent glänzte.

Nachdem ich bei diesem reizenden Mädchen eine köstliche Nacht verlebt, begab ich mich nach den Crocielles, und um acht Uhr fuhr ich, ohne von Jemand Abschied zu nehmen, in einer Postkalesche ab.

Um zwei Uhr Nachmittags langte ich in Salerno an; sobald ich meine Koffer in einem guten Zimmer untergebracht hatte, schrieb ich an Donna Lucrezia Castelli beim Marquis C. ein Billet.

Ich fragte sie, ob ich ihr einen Besuch machen dürfe, da ich Salerno den Augenblick darauf verlassen wolle, und bat sie, mir ihre Antwort zukommen zu lassen, während ich zu Mittag speise.

Als ich bei Tische saß, hatte ich die außerordentliche Genugthuung, Donna Lucrezia selbst erscheinen zu sehen; sie stieß einen Schrei des Glückes aus und stürzte sich in meine Arme, da sie für ihre Freude, mich nochmals zu sehen, keine Ausdrücke finden konnte.

Diese vortreffliche Frau, eine wahre Zauberin, stand in meinem Alter; man hätte sie aber für funfzehn Jahre jünger gehalten, als mich.

Nachdem ich ihr gesagt, wie ich ihren Aufenthaltsort in Erfahrung gebracht, erkundigte ich mich bei ihr nach unserer Tochter.

Sie erwartet Dich mit lebhafter Ungeduld, versetzte sie, ebenso wie ihr Mann, ein achtungswerther Greis, der nichts mehr wünscht, als Dich kennen zu lernen.

Woher weiß er, daß ich lebe?

Leonilda hat seit den fünf Jahren, wo sie seine Frau ist, wenigstens tausendmal von Dir gesprochen. Er weiß sogar, daß Du ihr fünftausend Dukaten geschenkt hast. Er erwartet Dich, und wir wollen zusammen zu Abend speisen.

Gehen wir augenblicklich hin, meine theure Lucrezia, denn ich vergehe vor Sehnsucht, meine Leonilda und den guten Mann, den Gott ihr gegeben hat, zu sehen. Hat sie Kinder?

Nein, und das ist ein Unglück für sie, denn nach dem Tode ihres Mannes wird das ganze Vermögen den Verwandten zufallen. Nichtsdestoweniger wird Leonilda reich sein, denn es sind ihr hunderttausend Dukaten ausgesetzt.

Du hast Dich nicht verheirathen wollen?

Nein.

Du bist schön wie vor sechsundzwanzig Jahren, und ohne den Abbé Galiani hätte ich Neapel verlassen, ohne Dich gesehen zu haben.

Unter solchen Gesprächen machten wir uns auf den Weg. Ich fand Leonilda als vollendete Schönheit wieder. Sie war damals fünfundzwanzig Jahre alt.

Die Anwesenheit ihres Mannes hinderte sie nicht; sie empfing mich mit offenen Armen und befreite mich so von allem Zwange.

Sie war meine Tochter, daran konnte ich nicht zweifeln; die Natur aber, weit entfernt in mir die zärtlichsten Gefühle zu unterdrücken, ließ sie vielmehr in meinem Herzen mit der ganzen Gluth des jugendlichen Alters hervorsprossen.

Sie stellte mich ihrem Manne vor, der an einer grausamen Gicht litt und an seinen breiten Lehnstuhl gefesselt war.

Dieser wackre Mann sagte zu mir mit lachendem Gesichte, die Mütze in der Hand haltend und mir seine Arme öffnend:

Mein theurer Freund umarmen Sie mich.

Ich umarmte ihn von ganzem Herzen und hiebei erkannte ich ihn als Bruder. Der Marquis hatte es erwartet, ich aber nicht, denn in den Staaten Sr. sicilianischen Majestät war ein sechszigjähriger Mann, der sich schmeicheln konnte, das Licht gesehen zu haben, vor dreißig Jahren etwas sehr Seltnes, eine Art Wunder.

Als ich neben ihm Platz genommen hatte, begannen, nachdem wir uns als Maurer erkannt hatten, die Umarmungen von Neuem, und die Damen wunderten sich nicht wenig, daß wir so eng befreundet waren.

Donna Leonilda, welche glaubte, wir seien schon seit längerer Zeit bekannt, war entzückt und umarmte ihren alten Mann unter Freudenäußerungen. Der alte Mann schüttete sich vor Lachen aus. Lucrezia, welche die Wahrheit ahnte, biß sich lächelnd in die Lippen und schwieg. Die schöne Marquise verschob die Befriedigung ihrer Neugier auf eine spätere Zeit.

Der Marquis hatte ganz Europa durchreist. Er hatte viel gesehen und war auf den Gedanken des Heirathens erst nach dem Tode seines Vaters gekommen, der neunzig Jahre

gelebt hatte. Da er ein Einkommen von dreißigtausend Dukaten oder hundertundzwanzigtausend französischen Livres hatte und also in einem Lande, wo Alles billig ist, außerordentlich reich war, so glaubte er, er könne in seinem vorgerückten Alter noch Kinder bekommen. Er sah Leonilda und heirathete sie wenige Tage darauf, nachdem er ihr ein Witthum von hunderttausend Dukaten ausgesetzt. Nachdem Donna Lucrezia den Herzog von Matalona verloren, wohnte sie bei ihrer Tochter. Obwohl der Marquis von C. sehr prächtig lebte, konnte er doch nur mit Mühe die Hälfte seines Einkommens verzehren.

In seinem großen Palaste ließ er seine sämmtlichen Verwandten wohnen; es waren drei Familien, die jede eine besondere Haushaltung führten.

Obwohl seine Verwandten in guten Umständen waren, so warteten sie doch mit Ungeduld auf den Tod ihres Hauptes, um sich in seine Reichthümer zu theilen, was dem Marquis, der sie nicht liebte, sehr schmerzlich war. Er hatte sich nur in der Hoffnung, einen Erben zu erhalten, verheirathet, und er wagte ihn nicht mehr zu erwarten. Darum aber liebte er seine Frau nicht weniger, die ihn durch den Zauber ihres Geistes und durch ihren liebenswürdigen Charakter glücklich machte.

Der Marquis war Freigeist wie seine Frau, aber ganz im Geheimen, denn in Salerno hatte Niemand Geist. Daher lebte der wackre Mann auch scheinbar mit seiner Frau und Schwiegermutter als guter Christ und unterwarf sich äußerlich allen Vorurtheilen seiner Landsleute.

Alles dies erfuhr ich drei Stunden später von Donna Leonilda selbst, als wir in einem schönen Garten spazieren gingen, wohin der Mann uns geschickt, nachdem wir jene drei Stunden von interessanten Sachen geplaudert, welche für die Damen kein Interesse haben konnten, die uns nichtsdestoweniger keinen Augenblick verließen, da es ihnen Freude machte, zu sehen, wie glücklich sich dieser würdige Mann fühlte, daß er mit Jemand sprechen konnte, der ihn verstand, und seine Ansichten über Menschen und Dinge theilte.

Gegen sechs Uhr bat der Marquis Donna Lucrezia, mich in den Garten zu führen und dort zu unterhalten. Seine Frau bat er, bei ihm zu bleiben, da er mit ihr etwas zu besprechen habe.

Es war gegen die Mitte des August und die Hitze ausnehmend; ein sanfter Luftzug mäßigte sie indeß einigermaaßen in dem Zimmer des Erdgeschosses, wo wir waren.

Da ich aus dem Fenster bemerkte, daß die Blätter unbeweglich waren, so durfte ich schließen, daß die Luft draußen völlig ruhig sei, und ich konnte nicht umhin, gegen den Marquis meine Verwunderung zu äußern, daß in seinem Zimmer der Frühling herrsche, während draußen die Gluth des Sommers verbreitet sei.

Ihre Freundin, versetzte er, wird Ihnen das Geheimniß enthüllen.

Fünfzig Schritte von dem Zimmer, wo wir waren, fanden wir, nachdem wir eine Reihe von Gemächern durchschritten, ein Kabinet, das in einem Winkel eine vier Fuß große quadratförmige Oeffnung hatte.

Aus dieser düstern Oeffnung strömte ein frischer, sogar starker Wind hervor. Sie lag am Ende einer steinernen Treppe von mehr als hundert Stufen, und diese Treppe führte in die Grotte, wo eine frischrieselnde eiskalte Quelle floß. Donna Lucrezia sagte zu mir, ich würde meine Gesundheit großen Gefahren aussetzen, wenn ich ohne sehr warme Bekleidung hinuntersteigen wollte.

Ich bin nie verwegen genug, um derartigen Gefahren zu trotzen, versetzte ich.

Mylord Baltimore würde sich über meine Vorsicht lustig gemacht haben.

Ich sagte zu meiner Freundin, ich könne mir sehr wohl denken, wie die Sache zugehe, und ich sei keineswegs geneigt, mich durch den Augenschein zu überzeugen, ob ich mich irre.

Lucrezia lobte meine Klugheit und führte mich dann wieder in den Garten.

Der Garten war groß und von demjenigen, welcher von den drei mit dem Grafen verwandten Familien benutzt wurde, abgezweigt. Man fand hier Blumen, welche die Luft mit balsamischen Düften erfüllten, Springbrunnen, Grotten, mit den schönsten Muscheln ausgelegt, reizende Kabinette mit Divans und mit ebenso viel Luxus wie Geschmack ausgestattet.

Ein großes sehr tiefes Bassin war mit den seltensten Fischen besetzt, welche munter umherschwammen, und welche, da sie nur als Augenweide dienten, sich auf der Oberfläche

ihres Elements sogar den herantretenden Personen näherten und aus ihren Händen fraßen.

Die bedeckten Gänge dieses reizenden irdischen Paradieses wurden durch Weinreben gebildet, von denen die Trauben in beinahe gleicher Fülle wie die Blätter herabhingen; andere, mit Früchten beladene Bäume bildeten zu beiden Seiten gewissermaaßen sie einschließende Säulengänge.

Ich sagte zu meiner theuren Lucrezia, welche sich an meinem Erstaunen weidete, ich wundere mich durchaus nicht, daß dieser Garten mehr Eindruck auf mich mache als die Weinpflanzungen von Tivoli und Tresorte, weil alles Unermeßliche geeignet sei, mehr die Augen zu blenden als die Seele zu rühren.

Sie machte mich mit dem ganzen Glücke ihrer Tochter bekannt sowie mit dem ganzen Verdienste des Marquis, der, abgesehen von seiner Gicht, sich der vortrefflichsten Gesundheit erfreute. Sein größtes Unglück, welches er indeß zu verbergen wußte, bestand darin, daß er keinen Erben hatte.

Seine Philosophie hielt hiegegen nicht Stand, denn unter seinen zehn oder zwölf Neffen war kein einziger, der sich durch sein Aeußeres oder seinen Geist ausgezeichnet hätte.

Sie sind alle häßlich, unliebenswürdig, und wie ächte Bauern von bäurischen Menschen und unwissenden Priestern erzogen, sagte Lucrezia zu mir, und deshalb liebt der Marquis sie auch nicht.

Ist Leonilda wahrhaft glücklich?.

Sehr glücklich, obwohl sie in ihrem Manne den Liebhaber vermißt, dessen sie in ihrem Alter doch oft benöthigt sein würde.

Der Eifersucht scheint mir ihr Mann nicht zugänglich zu sein.

Er ist es durchaus nicht, und ich bin überzeugt, wenn Leonilda einen Liebhaber gefunden hätte, würde er bei seiner großartigen Denkweise denselben zu seinem Freunde gemacht haben. Ich bin nicht minder überzeugt, daß er es sehr gern gesehen haben würde, wenn ein so schöner Boden von einem Andern befruchtet worden wäre, da er selbst ihn nicht hatte befruchten können.

Hat er den positiven Beweis, daß wenn sie ihm ein Kind schenkt, er nicht der Vater desselben sein kann?

Nein, denn wenn er gesund ist, thut er, was er kann. Indeß ist es wohl nicht mehr zu erwarten, daß seine Zärtlichkeit glückliche Folgen habe. Im ersten halben Jahre der Ehe hatte meine Tochter einige Gründe zum Hoffen; seitdem aber haben die Gichtanfälle so sehr zugenommen, daß sie von seinen Zärtlichkeitsäußerungen die traurigsten Folgen fürchten muß. Daher sind die derartigen Anwandlungen des Marquis ihr nur noch sehr peinlich.

Hingerissen von Bewunderung für das unzerstörbare Verdienst Lucrezia's, begann ich ihr die Gefühle auszudrücken, welche sie in meinem Herzen wieder erweckt hatte, als die Marquise, gefolgt von einem Pagen und einer jungen Dame, in der Allee, worin wir lustwandelten, erschien.

Bei ihrer Annäherung kam ich ihr mit der größten Hochachtung entgegen, und sie, gleichsam als hätten wir uns vorher verabredet, erwiederte dieselbe mit der feinsten Höflichkeit.

Ich komme, sagte sie, um wegen einer Sache von der höchsten Wichtigkeit zu unterhandeln, und wenn ich in meinen Unterhandlungsversuchen scheitern sollte, werde ich das ganze diplomatische Ansehen verlieren, welches ich in den Augen meines Mannes habe.

Wo ist wohl der Mann, bei dem Sie, schöne Marquise, ohne Erfolg zu unterhandeln fürchten dürften?

Sie selbst sind es.

Wenn ich es bin, so haben Sie gewonnenes Spiel, denn ich gebe Ihnen unbedingte Vollmacht, ehe ich noch weiß, worum es sich handelt. Nur einen Punkt behalte ich mir vor.

Dieser eine Puukt könnte gerade der wichtigste sein. Geben Sie ihn mir also an, ehe ich weiter spreche.

Ich wollte mich nach Rom begeben, als ich vom Abbé Galiani erfuhr, daß Donna Lucrezia mit Ihnen hier sei. Ich habe meine Anstalten der Art getroffen, daß sechszig Meilen mehr meine Pläne stören würden.

Und kann eine kleine Verzögerung von Einfluß auf Ihr Glück sein? Sind Sie nicht mehr Ihr eigener Herr? Von wem hängen Sie ab? So erledige ich mich schnell meiner Aufgabe als Unterhändlerin.

O, ich bitte Sie, rufen Sie schnell die Heiterkeit auf Ihr chönes Gesicht zurück. Ihre Wünsche sind für mich Befehle und können das Glück meines Lebens nur erhöhen. Ich bin

fortwährend mein eigner Herr, höre aber in diesem Augenblicke auf, es zu sein, denn ich stelle mich gänzlich zu Ihrer Verfügung.

Sehr wohl. So befehle ich Ihnen denn, einige Tage mit uns auf einem Landgute zuzubringen, welches nur anderthalb Meilen von hier entfernt ist. Mein Mann wird sich dorthin transportiren lassen. Sie werden mir gestatten, nach Ihrem Gasthofe zu schicken, um Ihr Gepäck abholen zu lassen.

Hier, herrliche Marquise, ist der Schlüssel meines Zimmers. Glücklich der Sterbliche, dem Sie Gelegenheit geben, Ihnen zu gehören.

Ihr Kammermädchen oder Gesellschaftsfräulein war eine Blondine. Ich bemerkte dies gegen Leonilda in französischer Sprache, da ich nicht wußte, daß das Fräulein dieselbe verstand, sie lächelte aber und sagte zu ihrer Herrin, ich habe sie gekannt.

Wann habe ich dieses Vergnügen gehabt, mein Fräulein?

Vor neun Jahren. Sie haben mehrmals mit mir gesprochen und mich oft geärgert.

Aber wo, wenn ich bitten darf?

Bei der Herzogin von Matalone, späteren Fürstin von Caramanica.

Das kann sein, und ich glaube mich jetzt auf Sie zu besinnen; es thut mir aber leid, mein Fräulein, daß ich mich nicht besinnen kann, wodurch ich Sie geärgert habe.

Die Marquise und ihre Mutter, welche lachten und sich über unser Zwiegespräch belustigten, drangen in sie, zu sagen, wodurch ich sie geärgert habe. Sie sagte aber bloß, ich habe sie geneckt. Ich glaubte mich jetzt zu entsinnen, daß ich ihr einige Küsse mit Gewalt gegeben habe. Die beiden Damen dachten, was sie wollten.

Da ich das menschliche Herz kannte, so fand ich, daß Anastasia — so hieß sie, — indem sie mir diesen Vorwurf machte, mir sehr entgegengekommen war, aber auf eine eben nicht geschickte Weise, denn wenn Sie Verlangen nach mir hatte, so hätte sie schweigen und ihre Zeit besser wählen sollen.

Mir ist es, als ob Sie damals weit kleiner gewesen wären und als ob Sie auch an Körperfülle zugenommen hätten.

Ich war damals erst zwölf oder dreizehn Jahre alt. Sie haben sich aber auch sehr verändert.

Ja, ich bin älter geworden.

Ich war voller Gluth für die Mutter und Tochter. Wir sprachen vom verstorbenen Herzoge von Matalone und Anastasia verließ uns.

Wir setzten uns in eine reizende Grotte, und als wir dort allein waren, überließen wir uns dem Vergnügen, uns mit dem zärlichen Namen Tochter und Papa zu nennen, welche Namen uns kleine Freiheiten gestatteten, die, wenn auch unvollkommen, doch sträflich waren.

Die Marquise glaubte meine Aufregung dadurch, daß sie von ihrem guten Manne sprach, beruhigen zu müssen.

Als Donna Lucrezia sah, daß ich ihre Tochter in meinen Armen haltend, außer mir kam, und ferner bemerkte, daß ihre Tochter sehr bewegt war, sagte sie zu uns, wir möchten vernünftig bleiben und den Spaß nicht zu weit treiben; hierauf wendete sie sich nach dem andern Ende der Allee.

Ihre Worte, verbunden mit ihrer so zeitgemäßen Entfernung, machten einen ihrer Vorschrift entgegengesetzten Eindruck, und obwohl wir entschlossen waren, das doppelte Verbrechen nicht zu begehen, waren wir demselben doch so nahe getreten, daß eine beinahe unwillkürliche Bewegung es uns so vollständig begehen ließ, daß wir nicht mehr hätten thun können, selbst wenn wir mit Absicht gehandelt hätten.

Wir blickten uns unbeweglich an, ohne unsere Stellung zu ändern; wir waren ernst, stumm, in Betrachtungen versunken und, wie wir uns später mittheilten, erstaunt uns weder schuldig noch reuig zu fühlen.

Wir brachten uns wieder in Ordnung, und die Marquise, die neben mir saß, nannte mich ihren theuren Mann, während ich sie meine theure Frau nannte.

Durch die zärtlichsten Küsse bestätigten wir das neue Band, welches uns vereinigte. Wir waren ganz in unserer Zärtlichkeit versunken und Lucrezia war verwundert, uns so ruhig wiederzufinden.

Leonilda und ich brauchten wegen des zu bewahrenden Geheimnisses nicht erst Verabredungen zu treffen. Donna Lucrezia hatte Geist; indeß verpflichtete uns doch Alles, ihr nicht etwas anzuvertrauen, was für sie nicht zu wissen nöthig war.

Wir glaubten, überzeugt sein zu können, daß sie uns nur deshalb allein gelassen habe, um nicht Zeugin dessen zu sein, was wir thun würden.

Nachdem wir uns noch einige Zeit unterhalten, kehrten wir mit Anastasia, die wir allein in der Allee gefunden hatten, in den Palast zurück.

Der Marquis empfing seine Frau mit vieler Freude und wünschte ihr Glück zum Gelingen ihrer Unterhandlung. Er dankte mir mit einem Händedrucke, und versicherte mir, daß ich auf dem Landgute weit besser wohnen würde als in dem Zimmer, wohin man meinen Koffer gebracht hatte.

Es wird Ihnen doch nicht unlieb sein, liebe Schwiegermutter, sagte er zu Lucrezia, wenn Sie unsern Freund zum Nachbaren erhalten?

Nein, lieber Schwiegersohn, wir werden indeß vernünftig sein, denn unsere gute Zeit ist vorüber.

Ich glaube, was ich will, meine Theure, und ich will darauf nicht meinen Finger ins Feuer stecken, denn ich würde ihn mir zu verbrennen fürchten.

Dieser wackere, geistreiche Mann liebte die Heiterkeit und versagte sich keinen Scherz.

Es wurden fünf Couverts auf einem großen Tische aufgelegt, und als das Essen aufgetragen war, sah ich einen alten Priester eintreten, der sich, ohne Jemand anzusehen, an den Tisch setzte. Niemand sprach mit ihm.

Der hübsche Page stellte sich hinter die Marquise, und zehn bis zwölf Bedienten warteten auf.

Da ich beim Mittagsessen nur eine Suppe genossen hatte, so aß ich wie ein Menschenfresser, denn abgesehen davon, daß ich Hunger und einen ausgezeichneten Appetit hatte, hatte auch der Marquis einen französischen Koch, welcher vortrefflich kochte.

Der Marquis äußerte seine Freude, als er sah, wie ich mit den saftigen Speisen, welche den Tisch bedeckten, fertig wurde. Er sagte zu mir, seiner schönen Lebensgefährtin fehle, um die vollkommenste Frau zu sein, weiter nichts als ein guter Appetit; denn sie esse ebenso wenig wie ihre Mutter. Beim Dessert begannen wir, durch die köstlichen Weine zur Fröhlichkeit gestimmt, heitre Reden, und da wir französisch

sprachen und der Priester nichts davon verstand, so verließ er uns, nachdem er sein agimus gebetet.

Der Marquis sagte mir, daß dieser Geistliche seit zwanzig Jahren die Stelle eines Beichtvaters im Hause bekleide, daß aber nie Jemand bei ihm gebeichtet habe. Er machte mich darauf aufmerksam, daß ich in Gegenwart dieses Ignoranten vorsichtig sein müsse, doch nur wenn ich italiänisch spreche, denn in französischer Sprache könne ich Alles sagen.

Da ich im Zuge war, so fesselte ich die Gesellschaft bis um ein Uhr nach Mitternacht.

Ehe wir uns trennten, sagte der Marquis, wir sollten nach Tische aufbrechen, und er würde eine Stunde nach uns ankommen. Er versicherte seiner Frau, er befinde sich sehr wohl und er hoffe sie zu überzeugen, daß ich ihn um zehn Jahre verjüngt habe. Leonilda umarmte ihn zärtlich und bat ihn, seine Gesundheit zu schonen.

Ja, ja, antwortete der Marquis, mache Dich aber auf meinen Besuch gefaßt.

Ich wünschte ihnen eine gute Nacht und nach neun Monaten einen kleinen Marquis.

Stellen Sie den Wechsel aus, versetzte er; morgen früh werde ich ihn acceptiren.

Donna Lucrezia führte mich auf mein Zimmer, wo sie mich einem langen Lakaien übergab und mir dann eine gute Nacht wünschte.

Ich schlief acht Stunden in einem vortrefflichen Bette, und als ich angekleidet war, führte Lucrezia mich zum Frühstücken zur Marquise, welche schon bei ihrer Toilette saß.

Darf ich den neunmonatlichen Wechsel ziehen? fragte ich.

Es wäre wohl möglich, daß er bezahlt würde, lieber Freund!

Im Ernste?

Ja, im Ernste, und Ihnen wird mein guter Gemahl das Glück verdanken, welches er am Meisten wünscht. Vor einer Stunde, als er mich verließ, hat er es mir gesagt.

Und ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich zur Erhöhung Ihres beiderseitigen Glücks beigetragen hätte.

Sie war frisch wie eine Rose und glänzte im Schimmer des Glücks; ich hätte sie daher gern mit Küssen bedeckt; ich mußte

mir indeß Gewalt anthun, denn sie war von lauter jungen und hübschen Dienstmädchen umgeben.

Um die Spione desto besser zu täuschen, sagte ich Anastasia Süßigkeiten, und Leonilda that so, als ob sie mich dazu ermuntere.

Ich, der auf ihren Gedanken einging, spielte den Leidenschaftlichen, und ich konnte leicht ersehen, daß es mir nicht schwer werden würde, Erhörung zu finden. Nun setzte ich mir aber Grenzen, um nicht beim Worte genommen zu werden, denn ich fürchtete den zu großen Reichthum.

Wir frühstückten beim Marquis, der uns erwartete und mich mit dem Ausdrucke der Freude empfing. Seine Gesundheit wäre vortrefflich gewesen, ohne die Gicht, welche ihn am Gehen hinderte, denn die geringste Berührung verursachte ihm Schmerzen.

Nach dem Frühstücke hörten wir die Messe, der mehr als zwanzig von der Dienerschaft, sowohl Männer wie Frauen, beiwohnten. Sodann leistete ich dem Marquis bis zur Essenszeit Gesellschaft. Er sagte zu mir, er würdige meine Herzensgüte, daß ich ihm die Gesellschaft seiner Frau und ihrer Mutter, in die er mich noch immer verliebt glaubte, geopfert habe.

Nach Tische reisten wir nach seinem Landgute, ich mit den beiden Damen in einem guten Wagen, er in einer bequemen, von zwei Maulthieren getragenen Sänfte.

In Zeit von anderthalb Stunden gelangten wir in sein herrschaftliches Haus, ein schönes und großes Gebäude in einer sehr glücklichen Lage zwischen Vicenza und Batipaglia.

Bis zur Ankunft der Frauen der Marquise führte diese mich in die Gärten, wo meine Zärtlichkeit sich erneuerte, und sie sich derselben von Neuem hingab.

Wir kamen überein, daß ich ihr Gemach nur betreten sollte, um gegen Anastasia den Galanten zu spielen, denn wir mußten vermeiden, zum geringsten Argwohn Veranlassung zu geben.

Diese angebliche Neigung mußte sogar den Marquis erheitern, denn sie würde nicht ermangeln, ihm davon Mittheilung zu machen.

Donna Lucrezia fand dieses Abkommen sehr gut, denn sie wünschte nicht, daß der Marquis die Meinung hege, ich

sei bloß ihretwegen nach Salerno gekommen. Mein Zimmer stieß an das Leonildas; ich konnte aber nur hineingelangen, wenn ich durch das Zimmer Anastasias ging, wo diese mit einem andern Kammermädchen schlief, welches noch hübscher als sie war.

Der Marquis, der eine Stunde später mit sämmtlichen Bedienten angekommen war, wollte, in einem Lehnstuhl getragen, mir die schönsten Stellen seines Gartens zeigen, während seine Frau und Schwiegermutter die gesammte Einrichtung im Schlosse besorgten. Da er sich nach dem Abendessen sehr ermüdet fühlte, so ging er zu Bett und ließ mich mit den Damen allein.

Nachdem ich mit diesen einige Augenblicke geplaudert, führte ich die Marquise auf ihr Zimmer; als ich sie verlassen wollte, äußerte sie, ich könne auf mein Zimmer gelangen, indem ich durch das ihrer Kammermädchen ginge; zugleich sagte sie zu Anastasia, sie solle mich führen.

Da die Höflichkeit mich nöthigte, mich dankbar für dieses Glück zu zeigen, so sagte ich zur Schönen, ich hoffe, sie würde trotz meiner Nachbarschaft das Mißtrauen nicht so weit treiben, um sich einzuriegeln.

Ich mißtraue Niemand, versetzte sie, werde aber meine Thür verschließen, weil es meine Pflicht ist. Dieses Zimmer ist das Kabinet meiner Gebieterin, und ich schlafe nicht allein darin; meine Gefährtin könnte es sonderbar finden, wenn ich gegen meine sonstige Gewohnheit die Thür offen ließe.

Diese Gründe sind sehr weise, und ich muß sie billigen; möchten Sie, schöne Anastasia, sich aber nicht einen Augenblick zu mir setzen, damit ich mich besinne, wodurch ich Sie früher geärgert habe.

Nein, ich will mich dessen nicht entsinnen und bitte Sie, mir zu gestatten, daß ich mich entferne.

Ich kann Sie nicht daran hindern, sagte ich, indem ich sie an mich zog, und nachdem ich sie umarmt hatte, was sie mir gestattete, wünschte sie mir eine gute Nacht.

Mein Bediente trat ein, sobald sie hinausgegangen war, und zu diesem sagte ich, ich würde mich fortan allein entkleiden.

Am folgenden Tage theilte mir die Marquise lachend meine ganze Unterhaltung mit Anastasia mit, die ihr nichts verschwiegen hatte. Ich habe sie wegen ihres Widerstandes

gelobt, sagte sie, ihr aber bemerkt, sie könne Ihnen Abends alle Dienstleistungen gewähren, deren Sie bedürften.

Leonilda ermangelte nicht, diese kleine Anekdote ihrem Manne aufzutischen; der gute Marquis, der mich in die kleine Grisette verliebt glaubte, neckte mich in Folge dessen nach Tische auf eine liebenswürdige Weise und wollte, daß sie am Abend mit uns speise, wodurch ich genöthigt wurde, mit dem größtmöglichen Anstande die Rolle des Verliebten gegen dieses Mädchen zu spielen. Anastasia fühlte sich sehr geschmeichelt, daß ich ihr vor ihrer reizenden Gebieterin den Vorzug gab, und daß diese unsere beiderseitige etwaige Neigung nicht mißbilligte.

Der Marquis freute sich der Komödie dieser Intrigue, denn indem er mich in den Stand setzte, sie zu spielen, glaubte er mir die Honneurs seines Hauses zu machen und mich zu einer Verlängerung meines Aufenthalts zu veranlassen.

Am Abend geleitete mich Anastasia mit einer Kerze und als sie sah, daß mein Bediente nicht da war, so wollte sie mich für die Nacht frisiren. Da sie sich geschmeichelt fühlte, daß ich mich in ihrer Gegenwart nicht ins Bett zu legen wagte, so blieb sie länger als eine Stunde bei mir sitzen, und da ich in sie nicht verliebt war, so wurde es mir nicht schwer, die Rolle des furchtsamen Liebhabers zu spielen. Als sie mir eine gute Nacht wünschte, freute sie sich der Wahrnehmung, daß meine Küsse zärtlich, aber weniger feurig als am vorigen Tage waren.

Am folgenden Tage äußerte die Marquise zu mir, wenn Anastasia ihr die Wahrheit gesagt habe, so müsse sie glauben, daß ihre Gegenwart mir lästig falle, denn sie wisse sehr wohl, daß ich nicht furchtsam sein würde, wenn ich dieselbe liebe.

Sie fällt mir durchaus nicht lästig, denn ich erhalte dadurch ein hübsches und sogar belustigendes Bild; ich wundere mich aber, wie Du glauben kannst, ich liebte sie, da wir doch übereingekommen sind, durch dieses Spiel die Spione zu täuschen und Alle auf falsche Fährte zu führen.

Anastasia glaubt, Du betest sie an, und es ist mir nicht unlieb, daß Du ihr einigen Geschmack für die Galanterie beibringst.

Wenn ich sie bestimmen kann, die Thür offen zu lassen,

so kann ich leicht zu Dir gelangen, ohne daß sie den geringsten Argwohn fassen kann, denn wenn ich sie verlasse, nachdem ich mich mit ihr belustigt, kann sie unmöglich glauben, ich sei, anstatt auf mein Zimmer zurückzukehren, in das Deinige gegangen.

Sei vorsichtig.

Sei ruhig, ich werde die Sache heute Abend in Angriff nehmen.

Der Marquis und Lucrezia hielten mich für 'einen verschwiegenen Mann, zweifelten indeß nicht, daß Anastasia alle Nächte bei mir schlafe und waren sehr zufrieden damit.

Ich verbrachte indeß den ganzen Tag mit dem guten Marquis, den ich seiner Behauptung nach dadurch glücklich machte.

Ich brachte ihm kein Opfer, denn ich liebte seine Grundsätze und seinen Geist.

Beim dritten Abendessen mit Anastasia zeigte ich mich zärtlicher, beeiferter als gewöhnlich, und sie war nicht wenig erstaunt, als sie mich auf meinem Zimmer abgekühlt fand.

Ich sehe gern, daß Sie etwas ruhiger geworden sind, sagte sie, denn beim Abendessen flößten Sie mir Furcht ein.

Weil ich vermuthe, daß Sie sich in Gefahr glauben nun Sie allein mit mir sind.

Durchaus nicht; ich glaube indeß, daß Sie vernünftiger geworden sind, als Sie vor neun Jahren waren.

Welche Thorheiten habe ich denn damals begangen?

Keine Thorheiten, Sie haben aber keine Rücksicht auf meine Kindheit genommen.

Ich habe mir kleine Liebkosungen ohne Bedeutung gegen Sie gestattet, und das thut mir jetzt leid, weil Sie sich aus diesem Grunde gegen mich vorsehen und in Ihrem Zimmer einschließen zu müssen glauben.

Nicht weil ich Ihnen mißtraue, sondern wegen der von Ihnen selbst gebilligten Gründe, Ich könnte auch sagen, es sei eine Art Mißtrauen, welches Sie abhält, sich zu Bett zu legen, während ich hier bin.

Sie halten mich also für sehr eingebildet. Ich werde mich zu Bett legen, Sie dürfen aber nicht ehe weggehen, als bis Sie mich umarmt haben.

Ich verspreche es Ihnen.

Ich legte mich ins Bett, und Anastasia blieb nun noch eine halbe Stunde bei mir. Es wurde mir schwer, mich der That zu enthalten; indeß die Furcht, daß sie ihrer Gebieterin Alles erzählen möchte, hielt mich zurück.

Als Anastasia mich verließ, umarmte sie mich auf eine so süße Weise, daß ich mich nicht mehr beherrschen konnte, und ihre Hand, von der meinigen geleitet, zeigte ihr, welche Macht ihre Reize auf meine Sinne hatte. Sie verließ mich, und ich will nicht entscheiden, ob meine Zurückhaltung sie erbaute oder reizte.

Am folgenden Tage war ich natürlich sehr neugierig, wie sie die Sache Leonilda erzählt haben möchte, und es war mir nicht unlieb, als ich sah, daß sie die Hauptsache verschwiegen hatte; denn nun wußte ich, daß sie die Thür offen lassen würde, und ich versprach meiner theuren Marquise, auf zwei Stunden zu ihr zu kommen.

Als ich mich am Abend mit Anastasia unterhielt, forderte ich sie auf, mir dasselbe Zutrauen zu zeigen, welches ich ihr am vorigen Tage bewiesen habe. Sie antwortete, sie habe durchaus nichts dagegen, vorausgesetzt, daß ich meine Kerze auslösche und meine Hände in Ruhe ließe. Ich versprach es ihr und war gewiß, Wort zu halten, denn der Gefahr, bei der Marquise eine schlechte Rolle zu spielen, durfte ich mich nicht aussetzen.

Schnell entkleidete ich mich, folgte ihr barfuß und legte mich zu ihr.

Sie hüllte sich in ihr langes Hemde und ergriff meine Hände; ich machte keine Anstrengung, dieselben zu befreien, was sie für einen Rest verliebter Scheu hielt; aus Furcht, ihre Gefährtin zu wecken, sprachen wir kein Wort. Nur unseren Lippen ließen wir freien Spielraum, und einige in solcher Lage sehr natürliche Bewegungen mußten sie glauben lassen, daß ich die größten Qualen ausstehe; die halbe Stunde, welche ich bei ihr blieb, kam mir in Folge dessen entsetzlich lang vor, während ich muthmaaßen durfte, daß sie ihr köstlich erschien, denn sie mußte glauben, daß sie mit mir anfangen könne, was sie wolle.

Beim Scheiden umarmte ich sie auf die feurigste Weise; sodann ging ich auf mein Zimmer, ließ aber die Thür offen; als ich glauben konnte, daß sie eingeschlafen sei, machte ich

mich in aller Stille wieder auf den Weg und gelangte ohne Hindernisse zu Leonilda, welche mich erwartetete, mein Kommen aber erst bemerkte, als mein Mund sich auf den ihrigen preßte.

Nachdem ich ihr einen starken Beweis meiner Zärtlichkeit gegeben, erzählte ich ihr, was zwischen Anastasia und mir vorgegangen war; sodann erneuerte ich meine Liebesäußerungen, welche sie mit unaussprechlicher Gluth erwiederte; nachdem ich zwei Stunden der köstlichsten Wollust bei ihr genossen, verließ ich sie. Wir gelobten uns, daß es nicht die letzten sein sollten, und ich gelangte wieder auf mein Zimmer, ohne die geringste Störung zu veranlassen.

Ich stand erst gegen Mittag auf, und der Marquis und seine Frau weckten mich. Beim Abendessen richteten sie ihre Neckereien gegen Anastasia, welche ihre Rolle sehr gut spielte. Sie sagte, sie würde ihre Thür am Abend nicht schließen, ich brauche aber nicht zu ihr zu kommen, weil dies gefährlich sei; es sei besser, wenn wir auf meinem Zimmer plauderten, wo wir das Licht nicht auszulöschen brauchten. Sie fügte hinzu, um ihr den Beweis zu liefern, daß sie mich nicht belästige, sollte ich mich niederlegen.

Ich konnte nicht nein sagen, schmeichelte mir indeß mit der Hoffnung, daß nichts vorfallen würde, was mich abhalten könnte, Leonilda aufzusuchen, nachdem Anastasia eine Stunde bei mir geblieben.

Ich hatte, wie man zu sagen pflegt, die Rechnung ohne den Wirth gemacht.

Im Bette liegend und Anastasia in meinen Armen haltend, während ihr Mund auf den meinigen gepreßt war, sagte ich gesprächsweise zu ihr, sie würde nicht den Muth haben, sich zu entkleiden und neben mich zu legen.

Diese Herausforderung beantwortete sie mit der Frage, ob ich auch recht artig sein würde.

Nein konnte ich nicht antworten, wenn ich nicht wie ein Dummkopf antworten wollte. Ich ergab mich nun in mein Schicksal und sagte ja; ich war entschlossen, dieses hübsche Madchen, welches sich in der vergangenen Nacht so sehr bekämpft hatte, glücklich zu machen.

In einem Augenblicke lag sie liebeglühend in meinen Ar-

men und war weit entfernt, mich zum Halten meines Versprechens aufzufordern.

Der Appetit wächst mit dem Essen, wie man zu sagen pflegt. Ihre Gluth machte auch mich verliebt, und ich hörte nicht eher auf, ihren Reizen, deren Anblick sie mir gestattete, zu huldigen, als bis die Ermüdung mich zum Schlafen nöthigte.

Anastasia verließ mich, ohne daß ich es bemerkte; als ich erwachte, fand ich es sehr lächerlich, daß ich der Marquise sagen mußte, welches Hinderniß mich zur Einstellung meiner nächtlichen Besuche nöthigte; denn ich sah, daß ich die Beute Anastasias geworden war, die ich nicht nach einer halbstündigen Belustigung wegschicken wollte; auch würde sie die Thür geschlossen haben, ohne daß ich sie zum Offenlassen derselben hätte bewegen können. Was sollte übrigens auch nach Anastasias Besuch noch für die Marquise abfallen?

Als ich Leonilda mein Abenteuer erzählte, lachte sie und sah nun wohl, daß ich nichts mehr für sie thun könne. Wir nahmen die Sachen wie sie waren, und während der fünf oder sechs Tage, die wir zusammen blieben, hatte ich nur noch drei oder vier verstohlene Zusammenkünfte mit ihr im Pavillon.

Ich empfing Anastasia alle Nächte in meinem Bette, und ich mußte ihr als ein Verräther erscheinen, als ich mich weigerte, sie mit mir nach Rom zu nehmen.

Den Tag vor meiner Abreise überraschte mich der gute Marquis auf eine merkwürdige Weise. Ich war allein mit ihm, und er erklärte mir ohne weitere Umschweife, er habe vom Herzoge von Matalone erfahren, aus welchem Grunde ich seine Frau nicht geheirathet habe, und das Geschenk von fünftausend Dukaten, das ich ihr gemacht, obwohl ich nicht reich sei, habe ihn immer mit Bewunderung erfüllt.

Diese fünftausend Dukaten, fuhr er fort, haben nebst sechs- oder siebentausend, welche sie der Großmuth des Herzogs verdankte, Leonildas Mitgift gebildet, und ich habe ein Witthum von hundertausend Dukaten hinzugethan, so daß ihr eine schöne Existenz gesichert ist, wenn ich auch ohne Nachfolger sterben sollte.

Nächst dem Glücke, welches mir Ihr hiesiger Aufenthalt verursacht hat, wünsche ich von Ihrer Freundschaft vor Allem das zu erlangen, daß Sie die fünftausend Dukaten zurücknehmen, welche Sie Leonilda geschenkt haben, und sie ist es, welche Ihnen diesen Beweis aufrichtiger Anhänglichkeit zu geben wünscht. Ich habe ihren edlen Wunsch bewundert; aber aus meiner Kasse muß das Geld bezahlt werden. Sie hat Ihnen das nicht zu sagen gewagt, und Sie müssen es ihrem Zartgefühl in Anrechnung bringen.

In der That, mein würdiger Marquis, würde ich diese Summe von Leonilda ausgeschlagen haben, aber von Ihnen nehme ich sie als ein Zeichen Ihrer Freundschaft an. Dese Handlung gestattet mir einen offenen Blick in Ihre schöne Seele, und eine Weigerung von meiner Seite würde nur das Zeichen eines übel angebrachten Stolzes sein, da ich nicht reich bin. Ich wünsche, daß Leonilda und ihre Mutter zugegen sein mögen, wenn Sie mir dieses Geschenk machen.

Umarmen Sie mich, theurer Freund, nach Tische wollen wir die Sache abmachen.

Neapel ist für mich immer der Tempel des Glücks gewesen. Wollte ich mich jetzt dorthin begeben, so würde ich Hungers sterben. Das Glück verachtet das Alter.

Leonilda und Lucrezia weinten vor Freuden, als der Marquis mir die fünftausend Dukaten in Bankscheinen überreichte und eine gleiche Summe seiner Schwiegermutter schenkte, um ihr zu danken, daß sie ihm meine Bekanntschaft verschafft habe.

Der Marquis hatte Takt genug, ihr den Hauptgrund zu verschweigen. Donna Lucrezia wußte nicht, daß der Herzog von Matalone ihm offenbart hatte, daß Leonilda meine Tochter sei.

Die Dankbarkeit verminderte meine Heiterkeit für den Rest des Tages, und Anastasia verbrachte an meiner Seite eine ziemlich traurige Nacht.

Am folgenden Tage reiste ich um acht Uhr ab. Ich war sehr traurig und Alle weinten.

Dem guten Marquis versprach ich, ihm von Rom aus zu schreiben, und langte um elf Uhr in Neapel an.

Agathe, die ich schnell aufsuchte, war sehr erstaunt über

mein Erscheinen und sagte, sie habe mich in Rom geglaubt. Ihr Mann nahm mich mit dem Ausdrucke der offensten Freundschaft auf, obwohl er an jenem Tage sehr leidend war.

Ich sagte ihm, ich würde mit ihnen zu Mittag speisen, und sobald ich von Tische aufgestanden, abreisen; zugleich bat ich ihn, mir für die Bankscheine, die ich ihm gab, eine Anweisung von fünftausend Dukaten auf Rom zu verschaffen

Da Agathe sah, daß ich zur Abreise entschlossen war, drang sie nicht in mich wegen ferneren Bleibens, und ließ schnell Callimene rufen.

Dieses Mädchen war bei meinem Anblicke außer sich vor Freude, denn sie glaubte, ich sei seit vierzehn Tagen in Rom und hatte nicht auf mein Wiederkommen gerechnet.

Mein plötzliches Verschwinden und mein unerwartetes Wiederkommen lieferten den Stoff, welcher die Unterhaltung bei Tische belebte; ich befriedigte indeß Niemands Neugier.

Ich verließ diese liebenswürdige Gesellschaft um drei Uhr nach den zärtlichsten Umarmungen, und hielt erst in Montecasino an, welches ich noch nie gesehen hatte; ich hatte Grund mir dazu Glück zu wünschen, denn ich fand hier den Prinzen Xaver von Sachsen, der unter dem Namen eines Grafen von der Lausitz mit Madame Spinucci reiste, einer Dame aus der Stadt Fermo, welche der Prinz heimlich geheirathet hatte. Er verweilte hier seit drei Tagen, um die Erlaubniß des Papstes für Madame Spinucci abzuwarten, denn nach der Regel St. Benedikts war Frauen das Betreten der Klöster ausdrücklich verboten, und da diese Dame sich nicht an das Verbot hatte kehren wollen, so hatte ihr Mann einen Dispens in Rom nachsuchen müssen.

Ich schlief in Montecasino, nachdem ich alle Merkwürdigkeiten dieses Ortes gesehen, und reiste in einem Zuge nach Rom; ich stieg bei Rolands Tochter auf dem spanischen Platze ab.

Zweites Kapitel.

Margarethe. — Die Buonacorsi. — Die Herzogin von Fiano. — Der Kardinal von Bernis. — Die Fürstin von Santa Croce. — Menicuccio und seine Schwester. — Aufhebung der Excommunication im Sprechzimmer.

Da ich im Voraus beschlossen hatte, ein halbes Jahr in Rom in der größten Ruhe zu verleben und mich nur mit der Bereicherung meiner Kenntniß durch das Studium der Stadt zu beschäftigen, so miethete ich den Tag nach meiner Ankunft eine hübsche Wohnung gegenüber dem Palaste des spanischen Gesandten, welches damals Herr d'Aspura war. Zufälliger Weise war es dieselbe Wohnung, welche vor siebenundzwanzig Jahren, als ich beim Kardinal Acquaviva war, der Sprachlehrer inne gehabt hatte. Die Vermietherin dieser Wohnung war die Frau eines Kochs, welcher nur einmal wöchentlich bei seiner Ehehälfte schlief. Sie hatte eine Tochter von sechszehn bis siebenzehn Jahren, welche hübsch gewesen wäre, wenn sie nicht durch die Pocken ein Auge verloren hätte. Man hatte ihr ein falsches Auge eingesetzt, dessen Farbe und Größe nicht zu dem natürlichen paßten, und dadurch erhielt sie ein ganz unangenehmes Aussehen. Margarethe, so hieß meine junge Wirthstochter, machte auf mich durchaus keinen Eindruck; dennoch machte ich ihr ein Geschenk, welches von großem Werthe für sie war. Da ein englischer Augenarzt, Chevalier Taylor genannt, sich damals in Rom befand, so ließ ich ihr ein Auge von Schmelzglas machen, welches mit ihrem wirklichen Auge

die vollkommenste Aehnlichkeit hatte. Dieses Geschenk veranlaßte Margarethe zu dem Glauben, daß ich mich binnen vierundzwanzig Stunden in sie verliebt habe, und die fromme Mutter fürchtete sehr, ihr Gewissen zu belasten, indem sie über mich ein leichtfertiges Urtheil fällte. Da ich mit Margarethen genau bekannt wurde, so entdeckte ich bald dieß Alles.

Ich traf mit der Mutter ein Abkommen, um gut. aber ohne Aufwand zu speisen. Da ich dreitausend Zechinen hatte, so machte ich mir ein Benehmen zur Vorschrift, welches mir gestatten würde, nicht nur ohne Jemandes Unterstützung in Rom zu leben, sondern auch eine achtungswerthe Rolle zu spielen.

Am folgenden Tage fand ich auf mehreren Postbureaux Briefe vor, und der Vorsteher der Bank, Bettoni, der mich seit langer Zeit kannte, war von den Wechseln, deren Inhaber ich war, in Kenntniß gesetzt. Herr Dandolo, der mein treuer Freund geblieben war, schickte mir zwei Empfehlungsbriefe, von denen einer an Herrn Erizzo, venetianischen Gesandten. Es war der Bruder desjenigen, der Gesandter in Paris gewesen war. Dieser Brief war mir äußerst angenehm. Der andere war an die Herzogin von Fiano von ihrem Bruder, Herrn von Zuliani.

So durfte ich erwarten, in allen vornehmen Häusern Roms eingeführt zu werden, und der Gedanke, mich dem Kardinal Bernis erst dann vorzustellen, wenn ich in der ganzen Stadt bekannt wäre, gereichte mir zum größten Vergnügen.

Ich nahm weder Wagen noch Bedienten, da in Rom, wo vorkommenden Falls man beide jeden Augenblick findet, dieß keineswegs nöthig ist.

Zuerst fuhr ich zur Herzogin von Fiano. Es war eine sehr häßliche, nicht reiche Frau, indeß von einem vortrefflichen Charakter, obwohl sie, da sie wenig Geist hatte, den Ausweg gewählt, schmähsüchtig zu sein, damit man ihr viel Geist zutraue.

Der Herzog, ihr Gemahl, der den Namen Ottoboni führte, und dazu berechtigt war, hatte sie nur geheirathet, um sich einen Erben zu verschaffen; der arme Teufel war indeß, was man in Rom Babilano nennt, impotent. Diese Mittheilung machte die gute Herzogin mir schon beim dritten

Besuche. Der Ton, mit welchem sie mir sagte, daß sie ihn nicht liebe, verrieth keineswegs die Absicht, beklagt zu werden und sich trösten zu lassen, vielmehr sagte sie es, um sich über einen Beichtvater lustig zu machen, dem sie diesen Umstand anvertraut, uud der ihr gedroht, ihr die Absolution zu verweigern, wenn sie sich noch ferner über den Zustand ihres Mannes beklage und wenn sie kein Mittel anwende, ihn von seiner Impotenz zu heilen.

Die Herzogin gab ihrer Kotorie, die aus sieben oder acht Personen bestand, ein kleines Mittagsessen, und ich wurde erst acht oder zehn Tage später zugelassen, als ich allgemein bekannt und beliebt geworden war. Der Herzog, eine halbe Nachteule, liebte die Gesellschaft nicht und speiste deshalb auf seinem Zimmer zu Abend.

Der Fürst von Santa-Croce war der Cavaliere servente der Herzogin, und der Fürstin diente der Kardinal von Bernis. Die Fürstin, eine Tochter des Marquis von Falconieri, war jung, hübsch, lebhaft, durchaus geeignet zu gefallen; sie fand in dem Besitze des Kardinals eine Befriedigung ihres Ehrgeizes und ließ Niemand die Hoffnung, seinen Platz einzunehmen.

Der Fürst war ein schöner Mann, adlig in seinem Benehmen und mit ziemlichem Geiste begabt, dessen er sich indeß nur bediente, um Handelsspekulationen zu machen, denn er war mit Recht überzeugt, daß man seiner Geburt nichts vergiebt, wenn man sein Vermögen durch Operationen vermehrt, deren Unkosten durch den Verstand allein bestritten werden. Da er das Geldausgeben nicht liebte, so hatte er sich der Herzogin von Fiano angeschlossen, weil diese ihm nichts kostete, und er überdieß bei ihr nicht der Versuchung ausgesetzt war, sich in sie zu verlieben. Ohne gerade Frömmler zu sein, war doch dieser Fürst im höchsten Grade Jesuit vom kurzen Gewande.

Zwei oder drei Wochen nach meiner Ankunft erbot er sich, nachdem ich mich gegen ihn über den Zwang beklagt hatte, dem ein Schriftsteller unterworfen sei, welcher in den römischen Bibliotheken arbeiten müsse, mich dem Superior des Jesus und St. Ignatius geweihten Profeßhauses vorzustellen. Nachdem ich diesen Vorschlag angenommen, wurde ich von einem der Bibliothekare empfangen, der mich allen Subalternen vorstellte, und von diesem Tage an konnte ich nicht nur, wann

es mir beliebte, die Bibliothek besuchen, sondern auch die Bücher, deren ich bedurfte, mir nach Hause bringen lassen; zu dem letztern Zwecke brauchte ich nur meinen Namen an dem Platze zu lassen, wo ich die Namen der mir gewünschten Bücher aufschrieb. Wenn man glaubte, es sei nicht hell genug, so hatte man die Aufmerksamkeit, mir Kerzen herbeibringen zu lassen und man trieb die Höflichkeit sogar so weit, daß man mir den Schlüssel einer verborgenen Pforte einhändigte, durch welche ich zu jeder Zeit eintreten konnte, sehr oft ohne gesehen zu werden.

Von allen regelmäßigen Orden unserer Religion sind die Jesuiten immer die höflichsten gewesen, oder ich möchte vielmehr sagen, die einzig höflichen; in ihrer damaligen Krisis ging ihre Zuvorkommenheit aber bis zur Kriecherei.

Der König von Spanien verlangte die Aufhebung des Ordens, und die Jesuiten wußten, daß der Papst sie ihm versprochen hatte; da sie indeß glaubten, daß dieser große Schlag nicht geführt werden könnte, so lebten sie in fast völliger Sicherheit. Sie trauten dem Papste keine übermenschliche Kraft zu. Sie ließen sogar auf indirektem Wege zu seiner Kenntniß bringen, daß seine Gewalt nicht so weit gehe, um ihren Orden ohne Zusammenberufung eines Concils aufheben zu können; sie täuschten sich indeß. Der Entschluß, die Aufhebungsbulle zu unterzeichnen, wurde dem Papste nur deßhalb so schwer, weil er die Ueberzeugung hatte, daß er mit der Bulle sein Todesurtheil unterzeichne; auch entschloß er sich nicht ehe dazu, als bis er sich in seiner Ehre bedroht sah. Der König von Spanien, der hartnäckigste aller Despoten, schrieb ihm mit eigener Hand, wenn er den Orden nicht aufhöbe, würde er in allen europäischen Sprachen durch den Druck die Briefe veröffentlichen lassen, die er ihm geschrieben, als er Kardinal gewesen und in Folge deren sein Haupt mit der Tiara St. Peters geziert worden.

Ein anders organisirter Kopf als der Ganganellis würde dem Könige geantwortet haben, es sei nicht Sache des Papstes, die Versprechungen eines Kardinals zu halten, und die Jesuiten würden diese Theorie vertheidigt haben, die entschieden nicht die sophistischste dieser Anhänger des Probebitismus gewesen wäre; Ganganelli liebte aber im Grunde die Söhne Loyolas nicht; er war Barfüßler, also kein geborner Edelmann; seine

Höflichkeit war bäuerischer Art, und sein Geist nicht stark genug, um der Schaam zu trotzen, wenn er als Ehrgeiziger enthüllt würde, und um das Wort zu brechen, welches er einem mächtigen Monarchen gegeben hatte, um sich auf den Sitz des ersten Apostels zu erheben.

Ich lache über diejenigen, welche meinen, Ganganelli habe sich durch das Einnehmen zu vieler Gegengifte vergiftet. Allerdings wendete er in der der gerechten Furcht, vergiftet zu werden, Gegengifte und vorbeugende Mittel an. Er hatte keine Kenntnisse in der Physik und konnte daher falsche Mittel wählen; indeß habe ich die moralische Gewißheit, wenn es anders hier eine moralische Gewißheit giebt, daß dieser Papst in Folge einer wirklichen Vergiftung, nicht aber seiner Gegenmittel starb.

Meine Gewißheit hat folgende Begründung.

In der Zeit meines Aufenthalts in Rom, im dritten Jahre des Papstthums Clemen's XIV. wurde eine Frau aus Viterbo eingesperrt, welche Prophezeiungen in räthselhaftem Style mit überraschenden Angaben machte. Sie sagte in dunkeln Ausdrücken die Aufhebung der Gesellschaft Jesu vorher, ohne jedoch die Zeit anzugeben, in welcher dieses große Ereigniß eintreffen sollte; sie verkündete aber auf das Bestimmteste, diese religiöse Institution würde durch einen Papst zerstört werden, der nur fünf Jahre, drei Monate und drei Tage herrschen würde, gerade so lange wie Sixtus V. geherrscht hat, keinen Tag mehr, keinen Tag weniger.

Diese Prophezeiung wurde fast allgemein mit großer Geringschätzung behandelt, als die Ausgeburt eines kranken Hirns, und man sprach nicht weiter von der Sibylle von Viterbo, obwohl man sie einsperrte.

Ich frage nun meine Leser, ob ein einsichtsvoller denkender Mann die Thatsache der Vergiftung Ganganelli's in Zweifel ziehen kann, da sein Tod die Prophezeiung bestätigte.

Hier erlangt die moralische Gewißheit die volle Kraft physischer Gewißheit. Der Geist, welcher die Pythia von Viterbo seinem Einflusse unterworfen, wußte seine Maaßregeln so gut zu ergreifen, daß die Welt sich überzeugte, daß wenn die Jesuiten auch die Aufhebung ihres Ordens nicht hatten hindern können, sie doch keineswegs die Macht, sich zu rächen, verloren, und daß sie dieselbe anzuwenden wußten. Der mäch-

tige Jesuit, welcher Ganganelli's Lebensfaden zur bestimmten Stunde durchschnitt, hätte ihn auch wohl vor Unterzeichnung der Aufhebungsbulle vergiften können; indeß spricht Alles dafür, daß die Anhänger Loyola's die Sache nicht ehe für möglich gehalten hatten, als bis sie zur Ausführung gekommen war Offenbar wäre dieser Papst nicht vergiftet worden, wenn er die Jesuiten nicht aufgehoben hätte, und die Prophezeiung würde dann ebenfalls nicht gelogen haben. Bemerken wir übrigens, daß Clemens sowohl wie Sixtus V., Franciscaner-Mönche, und beide aus niederm Stande waren. Das Merkwürdigste ist, daß die Prophetin nach dem Tode des Papstes in Freiheit gesetzt wurde, weil man sie für toll ausgab, und daß man weiter nicht von ihr sprechen hörte; obwohl die Prophezeiung durch den Ausgang bestätigt wurde, beharrte man doch in allen adligen und gelehrten Kreisen bei der Behauptung, daß der Papst durch den übermäßigen Gebrauch von Gegenmitteln gestorben sei.

Personen ohne Leidenschaft und Parteigeist mögen mir doch sagen, welches Interesse dieser Papst haben konnte, die Prophezeiung der Frau aus Viterbo so buchstäblich zu rechtfertigen. Diejenigen, welche vielleicht einwenden, das Ereigniß möge nur eine Folge des Zufalls gewesen sein, werden mir allerdings den Mund schließen, denn diese Möglichkeit kann ich nicht leugnen; indeß werde ich darum nicht minder in demselben Tone zu reden fortfahren, weil sich meine Ueberzeugung auf Wahrscheinlichkeiten gründet, welche die Vernunft allein an die Hand giebt.

Diese Vergiftung war der letzte Beweis, den die Jesuiten von ihrer Macht gaben. Sie war ein Verbrechen, weil sie nach geschehener That erfolgte; wäre sie vor ihrem Sturze erfolgt, so hätte sie die Politik gerechtfertigt, denn die wahre Politik besteht in Voraussicht und Vorsicht, und sie schwankt nie hinsichtlich der Anwendung derjenigen Mittel, welche am geeignetsten zur Erreichung des beabsichtigten Zweckes sind und am schnellsten dazu führen; der elendeste Politiker ist aber derjenige, der nicht weiß, daß es nichts in der Welt giebt, was nicht im Zweifelfalle die Vorsicht der Voraussicht opfern müsse.

Als mich der Fürst von Santa-Croce zum zweiten Male

bei der Herzogin von Fiano sah, fragte er mich ex abrupto, weshalb ich den Kardinal von Bernis nicht besuche.

Ich denke ihm morgen meine Aufwartung zu machen, versetzte ich.

Gehen Sie ja hin, denn nie habe ich Se. Eminenz mit solcher Achtung von Jemand sprechen hören, wie von Ihnen.

Seit achtzehn Jahren habe ich große Verpflichtungen gegen ihn und bewahre ihm eine Dankbarkeit, die jede Probe aushält.

So besuchen Sie ihn; Sie werden uns allen einen Gefallen damit erweisen.

Der Kardinal empfing mich am folgenden Tage mit allen Aeußerungen großer Freude. Er lobte die Zurückhaltung, womit ich mich gegen den Prinzen über ihn geäußert, und er fügte hinzu, er halte es nicht für nöthig, mir wegen der nähern Umstände unserer Bekanntschaft in Venedig Verschwiegenheit zu empfehlen.

Ew. Eminenz ist etwas fetter geworden, sagte ich, sonst aber finde ich Sie frisch und unverändert.

Sie irren sich, theurer Freund, ich bin in Allem verändert. Zunächst bin ich fünfundfunfzig Jahre alt, während ich damals nur sechsunddreißig zählte, und bin jetzt auf Pflanzennahrung beschränkt.

Etwa um den Hang zu den Freuden der Venus zu dämpfen?

Ich möchte wohl, daß man es glaubte, meine aber nicht, daß sich Jemand dadurch täuschen lassen wird.

Er freute sich, als er von mir vernahm, daß ich einen Brief an den venetianischen Gesandten habe und denselben noch nicht abgegeben habe. Er versicherte mir, daß er vorher mit ihm sprechen und ich von demselben gut aufgenommen werden würde. Uebrigens, fügte der liebenswürdige Kardinal hinzu, werde ich schon morgen anfangen, das Eis zu brechen: Sie werden bei mir zu Mittag speisen, und Se. Excellenz wird es erfahren.

Er vernahm mit Vergnügen, daß ich gut bei Gelde sei, so wie daß ich allein und entschlossen sei, vernünftig und ohne allen Luxus zu leben.

Ich werde M. M. Nachricht geben, äußerte er zu mir,

denn ich stehe mit dieser schönen Nonne noch immer in Korrespondenz und vermuthe, daß sie sich darüber freuen wird.

Nun unterhielt ich ihn durch die Erzählung meines Abenteuers mit der Nonne von Chamébri.

Sie können, sagte er weiter, den Fürsten von Santa-Croce dreist ersuchen, Sie der Fürstin vorzustellen; wir können dann angenehme Stunden verleben, wenn auch nicht im Geschmack derer, die wir in Venedig verlebt haben; denn die Fürstin hat durchaus keine Aehnlichkeit mit M. M.

Dennoch scheint sie Ew. Excellenz sehr werth zu sein.

Ja, in Ermangelung von etwas Besserm. Sie werden ja sehen.

Als wir am folgenden Tage von Tische aufstanden, sagte der Kardinal, Zuliani habe mit dem Gesandten Erizzo gesprochen, welcher die größte Lust habe, mich kennen zu lernen; ich war sehr zufrieden mit der Aufnahme, welche ich bei ihm fand.

Der Chevalier Erizzo, Bruder des Procurators, welcher noch lebt, war ein Mann von Geist, ein guter Bürger, sehr beredt und ein großer Politiker. Er machte mir ein Compliment über meine Person, und daß ich, anstatt von den Staatsinquisitoren verfolgt zu werden, mich ihres Schutzes erfreue; denn mit ihrer Zustimmung empfahl mich Herr Zuliani. Er behielt mich zum Essen und bat mich, ihm, so oft sich mir nichts Besseres biete, den Vorzug zu geben.

Am selben Abend begab ich mich zu meiner Herzogin und bat den Fürsten Santa-Croce, mich seiner Frau vorzustellen.

Das ist auch ihr Wunsch, versetzte er, seitdem der Kardinal länger als eine Stunde mit ihr von Ihnen gesprochen hat. Sie können sich alle Tage um elf Uhr oder um zwei Uhr Nachmittags vorstellen lassen.

Ich stellte mich schon am folgenden Tage um zwei Uhr vor. Sie lag im Bette, wo sie ihre Siesta hielt; da ich indeß jetzt das Vorrecht hatte, ein ungefährlicher Mann zu sein, so ließ sie mich sofort eintreten. In Zeit von einer Viertelstunde kannte ich sie ganz genau. Sie war jung, hübsch, heiter, lebhaft, neugierig, lachte gern, sprach viel, fragte, ohne daß sie die Geduld gehabt hätte, die Antwort abzuwarten oder sie ganz anzuhören. Sie schien mir ein niedliches Spielwerk,

ganz geeignet, den Geist und das Herz eines wollüstigen und weisen Mannes zu beschäftigen, der wichtige Geschäfte und das Bedürfniß der Zerstreuung hatte. Der Kardinal besuchte sie regelmäßig dreimal täglich; morgens, wenn sie aufstand, erkundigte er sich, ob sie die Nacht gut geschlafen habe; Nachmittags um drei Uhr trank er bei ihr Kaffee, und Abends sah er sie wiederum in der Gesellschaft. Dort machte er seine Partie Piket mit ihr, und er spielte mit solchem Talente, daß er jeden Abend zehn römische Zechinen verlor, nicht mehr und nicht weniger. Auf diese Weise wurde die Fürstin die reichste Frau in Rom. Der Mann, obwohl aus Mangel an Herz eifersüchtig, war doch zu verständig, um es übel zu nehmen, daß seine Frau eine Pension von achtzehnhundert Francs monatlich bezog, ohne daß sie sich etwas vorzuwerfen gehabt, ohne daß sie der üblen Nachrede den geringsten Stoff gegeben; denn Alles ging öffentlich vor sich; überdieß wurde das Geld auch ehrlich im Spiel gewonnen, und dieses sehr unschuldige Spiel konnte genau genommen auch wohl eine schöne Person fortdauernd begünstigen. Warum sollte nicht auch das Glück verliebt sein!

Der Fürst von Santa-Croce konnte nur einen sehr hohen Werth auf die Freundschaft legen, welche der Kardinal für seine junge Gattin hatte, die sehr fruchtbar war und ihm alle Jahre, zuweilen alle neun Monate, ein Kind bescheerte, dem Doktor Saliceffi zum Trotze, der ihr angelegentlichst die Schonung ihrer Gesundheit empfohlen und ihr die Versicherung gegeben hatte, daß sie die schlimmsten Folgen zu befürchten habe, wenn sie vor Ablauf von sechs Wochen nach ihrer Niederkunft wieder schwanger würde. Man sagte, der Fürst, der sich in den letzten Tagen der Schwangerschaft zur Enthaltsamkeit genöthigt sehe, gehe sogleich wieder ans Werk, sobald der Neugeborne aus der Taufe gehoben worden.

Die Freundschaft des Kardinals für seine Frau gewährte dem Fürsten Santa-Croce noch den Vortheil, alle Stoffe, die er wünschte, aus Lyon kommen lassen zu können, ohne daß der Großschatzmeister des Papstes dagegen etwas einwenden durfte, weil sie an den Kardinal und Gesandten Frankreichs gerichtet waren. Ferner verdient es bemerkt zu werden, daß die Bekanntschaft mit dem Kardinal Bernis das Haus des Fürsten vor allen denjenigen schützte, die seiner Frau gern den Hof

gemacht hätten, und an Galanen fehlte es sicherlich nicht. Der Connetable von Colonna z. B. war sehr verliebt in sie. Der Prinz hatte diesen Herrn mit seiner Frau allein in einem Zimmer seines Palastes und in einem Augenblicke überrascht, wo sie sicher war, daß das Klingeln der Thür nicht das Kommen Sr. Eminenz verkündete. Kaum hatte sich der Connetable entfernt, als der Gemahl der Fürstin den Befehl ertheilte, sie möge sich bereit halten, ihm morgen auf das Land zu folgen. Die Gemahlin legte Protest ein; sie sagte, diese unerwartete Abreise sei eine Laune, eine Thorheit, und ihre Ehre gestatte ihr nicht, darauf einzugehen. Der Prinz indeß war fest entschlossen, und sie hätte gehorchen müssen, wenn nicht der Kardinal, der während des Streites hinzukam, und die Geschichte aus dem Munde der naiven und unschuldigen Fürstin vernahm, dem Fürsten begreiflich gemacht hätte, daß seine Ehre erfordere, allein aufs Land zu gehen, falls Geschäfte seine Anwesenheit dort nöthig machten, seine Frau aber ruhig in Rom zu lassen, wo sie künftig mehr Vorsicht anwenden würde, um ein derartiges Zusammentreffen zu vermeiden, das immer lästig und geeignet sei, beklagenswerthe qui pro quo's hervorzurufen, durch welche der häusliche Frieden gestört würde.

In Zeit von einem Monate wurde ich gewissermaaßen der Schatten der drei Hauptpersonen des Stücks. Da ich mich, wenn Streit entstand, in nichts mischte, ruhig zuhörte, bewunderte, dem Sieger immer Recht gab, so wurde ich ihnen fast so nothwendig, wie ein Marqueur den Billardspielern. Durch Erzählungen oder lustige Gespräche füllte ich die unangenehme Pause aus, welche auf solche Scenen zu folgen pflegt; man wurde wieder guter Laune, man fühlte, daß man mir dafür verpflichtet war, und man belohnte mich dafür, indem man mich niemals überflüssig fand. Ich betrachtete den Kardinal, den Fürsten und seine schöne Frau als drei liebenswürdige Wesen, die Verstand und Vorurtheilslosigkeit genug hatten, um sich das Leben angenehm zu machen, ohne dem Frieden und den Gesetzen der allgemeinen Gesellschaft irgendwie zu nahe zu treten.

Die Herzogin von Fiano, welche auf die Meinung, die Rom ihrer Ansicht nach von ihr hatte, ziemlich eitel war und welche den Mann besaß, der den Besitz seiner Frau dem Kardinal überließ, mußte glauben, daß sie sehr große Verdienste

habe; indeß hatte diesen Glauben Niemand anders, als sie selbst. Die gute Da e wunderte sich, daß ich nicht einsehen wollte, wie nur unüberwindliche Eifersucht der Grund sein könne, daß die Fürstin nie zu ihr komme. Eines Tages äußerte sie sich, um mich davon zu überzeugen, mit so vielem Feuer, daß ich wohl sah, ich würde ihre Gunst gänzlich verscherzen, wenn ich nicht auf ihre Voraussetzung einginge.

Was die Reize der Fürstin betraf, so hatte ich von Anfang an zugeben müssen, daß es unbegreiflich sei, wie dieselben den Kardinal hätten blenden können; denn, wie sie behauptete, war ihr Geist über alle Begriffe dürftig und hohl und hatte sie durchaus kein Benehmen. Ich war weit entfernt, dieser Ansicht beizutreten, denn mir schien es unbestreitbar, daß die Fürstin von Santa-Croce ein Schatz sei, wohl geeignet, einen wollüstigen und philosophischen Liebhaber, wie den Kardinal Bernis, zu beglücken.

In manchen Augenblicken kam es mir so vor, als ob der Besitz dieses Schatzes für den Prälaten ein größeres Glück sein müsse, als die hohe Würde, zu der ihn sein Glück und sein persönliches Verdienst erhoben hatten.

Ich liebte die Fürstin; da ich aber nicht so weit ging, Hoffnungen des Gelingens zu nähren, so hielt ich mich innerhalb der Grenzen, welche mir die ruhige Dauer meiner Stellung sicherten.

Vielleicht hätte ich ein anderes Benehmen annehmen können und wäre zum Ziele gelangt; vielleicht hätte ich mich aber auch getäuscht, und das Ohr dieser mehr stolzen als verliebten Frau beleidigt; ich hätte in diesem Falle auch das Zartgefühl des Kardinals verletzt, den das Alter und der Purpur zu einem ganz andern Manne gemacht hatten, als er zu der Zeit gewesen war, wo wir die schöne M. M. gemeinschaftlich besessen hatten. Ich entsann mich sehr wohl, daß Se. Eminenz zu mir geäußert hatte, er hege für sie nur Vatergefühle und daß er mir dadurch zur Genüge zu erkennen gegeben hatte, wie er es sehr übel nehmen würde, wenn ich versuchen wollte, mehr als der Günstling der beiden zu werden.

Uebrigens konnte ich mich nur glücklich schätzen, daß sie sich in meiner Gegenwart nicht mehr Zwang anthat, als in Gegenwart ihrer Kammerfrau. Um ihr daher so viel Ver-

gnügen zu bereiten, als in meiner Macht stand, that ich so, als sähe ich nichts, wenn sie überzeugt war, daß ich Alles sah.

Der Weg, den man einschlagen muß, um eine verwöhnte Frau zu gewinnen, ist nicht leicht zu finden, besonders wenn sie einen König oder einen Kardinal in ihrem Dienste hat.

Das Leben, welches ich seit meinem einmonatlichen Aufenthalte in Rom führte, war so, wie ich es nur wünschen konnte, wenn ich ruhig und glücklich leben wollte. Margarethe hatte durch ihre Aufmerksamkeiten das Mittel gefunden, meine Theilnahme zu erregen. Da ich keinen Bedienten hatte, so kam sie Morgens und Abends auf mein Zimmer, und ihr künstliches Auge war so vollkommen, daß ich gar nicht daran dachte, daß sie einäugig sei. Da sie viel natürlichen Verstand, aber keine Bildung hatte, so war sie eitel, und obwohl ich anfangs keine Absichten hatte, so schmeichelte ich doch ihrer Eitelkeit, indem ich Morgens und Abends Späße mit ihr trieb und ihr kleine Geschenke machte, die sie in den Stand setzten, sich in der Kirche bemerklich zu machen. Daher bemerkte ich auch bald zweierlei, erstens, daß sie sich wunderte, daß ich trotz meiner vorausgesetzten Liebe nie zu einer Erklärung in Worten oder Handlungen schritt und zweitens, daß ihre Eroberung nicht schwer halten würde, falls ich mich in sie verlieben sollte.

Den letztern Umstand errieth ich, als sie, aufgefordert, mir die Geschichte der kleinen Abenteuer zu erzählen, die sie von ihrem elften oder zwölften bis zu ihrem siebenzehnten oder achtzehnten Jahre gehabt haben mußte, mir Umstände mittheilte, die sie nur enthüllen konnte, indem sie jede Zurückhaltung bei Seite setzte.

Da ich an solchen anstößigen Geschichtchen das größte Vergnügen fand, so hatte ich es dahin gebracht, daß sie mir keinen Umstand verschwieg, indem ich ihr jedesmal, wenn ihre Erzählungen meiner Ansicht nach den Charakter der Wahrheit trugen, einiges Geld gab, ihr dagegen nichts gab, wenn ich zu bemerken glaubte, daß sie mir etwas verschwieg, wodurch die Geschichte interessanter geworden wäre.

Sie bekannte mir, daß sie sowohl, wie eine Freundin, Namens Buonacorsi, die sie an allen Festtagen besuche, das nicht mehr habe, was ein junges Mädchen nur einmal verlieren

kann; auch nannte sie mir den Namen des jungen Mannes, der sie beide zuerst genossen hatte.

Zum Nachbarn hatten wir einen jungen piemontesischen Abbé, Namens Ceruti, zu dem Margarethe gehen mußte, wenn ihre Mutter nicht Zeit dazu hatte. Da ich über ihn Witze machte, so schwor sie mir zu, daß sie kein Verhältniß mit ihm habe. Mich belustigte das, denn mir lag ganz und gar nichts daran.

Dieser Abbé war schön, gelehrt, geistvoll, aber arm, mit Schulden beladen und stand wegen einer häßlichen Geschichte, deren Held er gewesen, im schlechtesten Rufe in Rom.

Man sagte, er habe einem Engländer, der die Fürstin Lanti liebte, vertraut, daß dieselbe zweihundert Zechinen brauche, und diese, die ihm der Engländer zur Ablieferung an sie gegeben, habe er für sich behalten. Diese Gemeinheit war durch eine zwischen der Dame und dem Engländer erfolgte Erklärung entdeckt worden. Dieser hatte zur Fürstin geäußert, er sei bereit, Alles für sie zu thun und hinzugefügt, er rechne die zweihundert Zechinen, die er ihr habe übergeben lassen, für nichts. Die erstaunte und entrüstete Fürstin stellte die Sache in Abrede. Alles klärte sich auf. Der kluge Engländer entschuldigte sich, und der Abbé wurde aus dem Hause der Herzogin verbannt, während auch der Engländer ihn nicht mehr sehen wollte.

Dieser Abbé war einer von den Leuten, welche Bianconi zum Schreiben der römischen Ephemeriden gebrauchte, die alle Woche erscheinen; sobald ich sein Nachbar in Margarethens Haus geworden, war er mein Freund geworden. Ich hatte bemerkt, daß er sie liebte und war keineswegs eifersüchtig auf ihn, denn ich liebte das Mädchen durchaus nicht; da er indeß jung und schön war, so konnte ich nicht glauben, daß Margarethe hart gegen ihn sei. Sie versicherte mir freilich, daß sie ihn verabscheue, und daß es ihr sehr unangenehm sei, daß ihre Mutter ihn nicht immer bedienen könne.

Ceruti war mir schon verpflichtet. Er hatte einige zwanzig Thaler auf acht Tage geborgt, und schon waren drei Wochen verstrichen, ohne daß er Wort gehalten hätte. Ich erinnerte ihn indeß nicht daran und hätte ihm noch weitere zwanzig Thaler geliehen, wenn er mich darum gebeten hätte. Nun ereignete sich aber Folgendes:

Von einem Abendessen bei der Herzogin von Fiano kam ich spät nach Hause, und Margarethe wartete auf mich. Ihre Mutter war schon zu Bett gegangen. Wenn ich Lust zu lachen hatte, behielt ich das Mädchen eine auch wohl zwei Stunden bei mir, ohne zu bedenken, daß unser lautes Geplauder dem Abbé mißfallen könne, der Alles hörte, denn unsere Zimmer waren nur durch einen dünnen Verschlag getrennt.

Als ich eines Abends gegen Mitternacht nach Hause kam, fand ich zu meinem großen Erstaunen die Mutter auf mich warten.

Wo ist Ihre Tochter? fragte ich.

Sie schläft, und mit gutem Gewissen kann ich auch nicht erlauben, daß sie die ganze Nacht bei Ihnen bleibt.

Sie bleibt ja nur so lange bei mir, bis ich mich zu Bett lege. Diese Neuerung beleidigt mich, denn sie läßt einen Verdacht blicken, der mich verletzt. Was kann Ihnen Margarethe nur gesagt haben? Wenn sie sich beklagt hat, so hat sie gelogen; morgen werde ich übrigens ausziehen.

Sie würden Unrecht thun. Margarethe hat nichts gesagt; sie behauptet, daß sie nur lachten.

Sehr wohl. Finden Sie, daß Lachen etwas Böses ist?

Nein, Sie können aber auch etwas Anderes thun.

Auf diese Möglichkeit hin äußern Sie einen unwürdigen Verdacht, der Ihr Gewissen beschweren muß, wenn Sie eine gute Christin sind!

Gott soll mich bewahren, auf meinen Nächsten Verdacht zu werfen; ich bin aber aufmerksam gemacht geworden, daß Ihr Lachen und Ihre Scherze zu lärmend sind, um nicht mit den guten Sitten in Widerspruch zu stehen.

So hat also der Abbé, mein Nachbar, die Taktlosigkeit begangen, Sie zu beunruhigen?

Ich kann Ihnen nicht sagen, wer mich gewarnt hat; aber es ist geschehen.

Desto besser für Sie. Morgen werde ich ausziehen, um Ihr Gewissen zu beruhigen.

Kann ich Sie denn aber nicht ebenso gut wie mein Tochter bedienen?

Nein. Ihre Tochter bringt mich zum Lachen, und das thut mir wohl; mit Ihnen würde es sich anders verhalten.

Sie haben mich beleidigt und morgen verlasse ich Sie; denn so etwas darf nicht wieder vorkommen.

Das würde mir meines Mannes wegen unangenehm sein, der den Grund würde wissen wollen und dem ich denselben nicht angeben möchte.

Mögen Sie sich aus der Sache herausziehen, so gut Sie können; ich frage nichts danach, was Ihr Mann sagen mag und gehe morgen ab. Gehen Sie jetzt, denn ich will schlafen.

Erlauben Sie mir, Sie zu bedienen?

Nein, wenn Sie wollen, daß ich bedient werde, so schicken Sie mir Margarethe.

Sie schläft.

So wecken Sie sie.

Die gute Mutter ging, und zwei Minuten darauf trat die Tochter ein, fast im Hemde; da sie nicht Zeit gehabt hatte, ihr künstliches Auge einzusetzen, so fand ich sie so komisch, daß ich laut auflachte.

Ich schlief, sagte Margarethe, und meine Mutter hat mich plötzlich geweckt und mir befohlen, Sie zu bedienen und Sie zu bitten, daß Sie uns nicht verlassen möchten, weil mein Vater sonst denken könnte, wir hätten etwas Böses begangen.

Ich werde wohnen bleiben, Sie müssen aber fortan wie bisher allein kommen.

Ich bin ganz damit zufrieden; wir werden aber nicht mehr lachen dürfen, denn der Abbé hat sich beklagt.

Der Abbé ist es also, der diesen ganzen Wirrwar angestiftet hat?

Zweifeln Sie daran? Unsere Freude hat ihn geärgert, weil sie seine Leidenschaft reizte.

Er ist ein Lump, der bestraft werden muß, und wenn wir gestern gelacht haben, wollen wir diese Nacht noch weit mehr lachen.

Nach diesem Abkommen begannen wir tausend Kindereien, von lautem Lachen begleitet, welches wir aus Bosheit verdoppelten. Inmitten dieser ausgelassenen Heiterkeit, die schon länger als eine Stunde dauerte, öffnet sich die Thür, und die Mutter erscheint. Sie findet mich mit Margarethens Nachtmütze geziert, diese mit einem starken Schnurrbarte, den ich

ihr mit Tinte angepinselt hatte. Bei diesem Anblicke war die Mutter, welche uns auf frischer That zu ertappen gedacht hatte, genöthigt, in unser Gelächter einzustimmen.

Nun, sagte ich zu ihr, begehen wir ein Verbrechen?

Nein, und ich sehe, daß Sie Recht haben, bedenken Sie aber auch, daß Ihre unschuldigen Orgien Ihren Nachbarn am Schlafe hindern.

So schlafe er anderwärts. Ich werde mir seinetwegen keinen Zwang anthun. Ich will Ihnen sogar sagen, daß Sie nur zwischen ihm und mir zu wählen haben, denn wenn ich bei Ihnen wohnen bleibe, so geschieht es nur unter der Bedingung, daß Sie ihn ausziehen lassen und daß ich sein Zimmer nehme.

Ich kann ihn erst gegen Ende des Monats ausziehen lassen; ich sehe aber vorher, daß er meinem Manne Mittheilungen machen wird, welche den Hausfrieden stören werden.

Ich verspreche Ihnen, daß er morgen ausziehen und sich wohl hüten wird, etwas zu sagen. Ueberlassen Sie mir nur Alles; der Abbé wird sofort und freiwillig Ihr Haus verlassen, ohne daß Sie die mindeste Beunruhigung zu fürchten hätten. In Zukunft aber fürchten Sie nur dann für Ihre Tochter, wenn sie ohne zu sprechen oder zu lachen mit einem Manne allein ist. Wenn man nicht lacht, treibt man Ernstes.

Nach dieser Rede ging die Mutter weg und legte sich zu Bett. Margarethe, voll Bewunderung für die große That, die ich zum nächsten Tage verheißen hatte, wurde so heiter, daß ich nicht umhin konnte, ihrem Verdienste Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und nachdem ich eine Stunde ohne Lachen mit ihr verbracht, verließ sie mich sehr glücklich über ihren Sieg.

Am folgenden Tage ging ich in aller Frühe zum Abbé, und nachdem ich ihm seine Taktlosigkeit vorgeworfen, bedeutete ich ihm, daß er sich sofort eine andere Wohnung zu suchen oder die zwanzig Thaler, welche er mir schuldig sei, unverzüglich zu bezahlen habe. Nachdem er lange Ausflüchte gesucht, mich aber unbarmherzig fand, sagte er, er könne nicht ausziehen, ohne vorher einige kleine Summen, die er dem Hauswirthe schuldig sei, zu bezahlen und ohne die Miethe für ein anderes Zimmer wenigstens für einen Monat zu haben.

Gut, versetzte ich, hier sind zwanzig Thaler, die ich Ihnen ebensowohl wie die andern zwanzig, welche Sie mir schon schuldig sind, schenke; ziehen Sie aber noch heute aus und hüten Sie sich, über die Geschichte etwas verlauten zu lassen, wenn Sie nicht wollen, daß ich Ihr erbitterter Feind werde.

So entledigte ich mich seiner und gelangte in den Besitz der beiden Zimmer, was zur Erhöhung meiner Behaglichkeit beitrug; ich hatte Margarethe zu meiner Verfügung und durch sie wenige Tage darauf auch die hübsche Buonacorsi, die ihr weit überlegen war.

Diese beiden Mädchen machten mich mit dem jungen Helden bekannt, der sie verführt hatte.

Es war ein junger Mann von funfzehn bis sechszehn Jahren mit einem reizenden Gesichte, obwohl nur klein von Wuchs. In seinen männlichen Verhältnissen hatte die Natur ihn wunderbar reich ausgestattet, und in Lampsakus würde man ihm Altäre im Tempel des Priap errichtet haben; denn er konnte mit diesem Gotte wetteifern.

Dieser junge Mann von sehr sanften Sitten und hübschem Benehmen hatte Ansichten, die weit über die eines bloßen Handwerkers hinausgingen. Er liebte weder Margarethe noch die Buonacorsi, da er aber ungehindert mit ihnen zusammenkommen durfte, so hatte er vermuthet, sie könnten neugierig auf das sein, was sie nicht glaubten und hatte ihnen die Wahrheit gezeigt. Die Befriedigung des Auges ließ das Bedürfniß einer weitern und sinnlichen Befriedigung entstehen: er bemerkte es und erbot sich, ihnen Genüge zu thun. Bei diesem Anerbieten gingen die beiden jungen Mädchen mit einander zu Rathe; indem sie so thaten, als ob sie bloß gefällig seien, gaben sie sich hin, und die Doppelthat kam zu Stande. Der junge Mann gefiel mir. Ich gab ihm gute Wäsche und gute Kleider, und in Kurzem hatte er unbedingtes Vertrauen zu mir gewonnen. Er war in ein junges Mädchen verliebt, dessen Besitz ihn glücklich gemacht haben würde. Er war indeß unglücklich, denn sie befand sich in einem Kloster, und da er sie nicht zur Ehe erlangen konnte, so war er in Verzweiflung. Das Hinderniß rührte daher, daß er nur einen Paolo täglich verdiente und daher nicht einmal genug hatte, um allein zu leben.

Da er oft mit mir vom Gegenstand seiner irdischen Anbetung sprach, so bekam ich Lust, sie zu sehen. Ehe ich indeß weiter erzähle, muß ich erwähnen, in welcher Lage ich in Rom war, als ich diese Bekanntschaft machte.

Als ich eines Tages ins Kapitol gegangen war, um einer Preisvertheilung für junge Maler und Zeichner beizuwohnen, fiel mir zu allererst Mengs Erscheinung in die Augen. Er befand sich hier mit Pompeo Bettoni und zwei oder drei andern Malern, um sein Urtheil uber die Arbeiten abzugeben, welche den Vorzug verdienten.

Da ich das Benehmen dieses Künstlers gegen mich in Madrid nicht vergessen hatte, so that ich so, als ob ich ihn nicht gesehen habe; er aber kam, sobald er mich erblickte auf mich zu und sagte, nachdem er mich freundschaftlich gegrüßt:

Mein lieber Casanova, trotzdem was in Madrid zwischen uns vorgefallen ist, können wir Alles in Rom vergessen, diesem Lande wirklicher Freiheit, und mit einander sprechen, ohne unserer Ehre etwas zu vergeben.

Ich sagte nicht gerade nein, stellte jedoch die Bedingung, daß der Gegenstand unsers Zerwürfnisses nicht aufs Tapet gebracht würde, denn ich fühlte wohl, daß dies von meiner Seite nicht mit kaltem Blute geschehen könne.

Ich stelle es nicht in Abrede, versetzte er; hätten Sie indeß Madrid so gut wie ich gekannt und gewußt, wie sehr ich mich vor den bösen Zungen zu hüten hatte, so würden Sie mich nicht in die Lage gebracht haben, etwas thun zu müssen, was ich nur sehr ungern gethan habe.

Davon habe ich nichts wahrgenommen.

Ich glaube es wohl, aber um so besser. So vernehmen Sie, daß ich in starkem Verdachte stand, Protestant zu sein, und daß ich mich durch Gleichgültigkeit gegen Ihr Benehmen hätte zu Grunde richten können da ich den Verdacht dadurch gesteigert haben würde. Speisen Sie morgen bei mir zu Mittag und überlassen wir es Bachus, jedes Gefühl der Empfindlichkeit zu ertränken. Wir werden in Familie und in Gesellschaft von Freunden speisen. Da ich weiß, daß Sie mit Ihrem Bruder nicht umgehen, so werden Sie ihn nicht bei mir finden. Uebrigens kömmt er auch nicht zu mir, denn wenn ich ihn empfinge, würden alle ehrenwerthen Leute mein Haus verlassen.

Ich nahm diese Einladung an, die mit solcher Wärme und dem ganzen Ausdrucke offener Freundschaft an mich erging und fand mich pünktlich ein.

Einige Zeit darauf verließ mein Bruder Rom mit dem Fürsten Beloselski, russischem Gesandten in Dresden, mit dem er gekommen war; was er zur Wiedererlangung seiner Ehre gefordert, hatte er indeß nicht erlangen können, denn der Senator Rezzonico war unerbittlich. Wir sahen uns nur drei- oder viermal in Rom.

Fünf oder sechs Tage vor seiner Abreise hatte ich die angenehme Ueberraschung, meinen andern Bruder, den Abbé, bei mir erscheinen zu sehen; er war in einem ganz zerlumpten Zustande und verlangte auf die unverschämteste Weise, daß ich ihn unterstütze.

Wo kömmst Du her?

Aus Venedig, wo ich nicht bleiben konnte, weil ich nichts zu leben hatte.

Und wovon gedenkst Du in Rom zu leben?

Indem ich Messen lese und im Französischen unterrichte.

Du Sprachlehrer! Du kennst ja nicht einmal Deine eigene Sprache.

Ich kenne sie, wie auch die französische und habe auch schon zwei Schüler.

Ich wünsche denselben Glück zu den Grundsätzen, die Du Ihnen beibringen kannst; wer sind dieselben?

Der Sohn und die Tochter des Gastwirths, bei dem ich wohne. Das genügt aber nicht, und im Anfange mußt Du mich unterstützen.

Darauf darfst Du nicht rechnen. Entferne Dich aus meiner Gegenwart.

Ohne weiter auf ihn zu hören, kleidete ich mich schnell an und ging aus, nachdem ich zu Margarethen gesagt, sie solle meine Zimmer verschließen.

Dieser Unglückliche compromittirte mich bei allen meinen Bekanntschaften, bei der Herzogin von Fiano und selbst beim Abbé Gama. Alle redeten mit Gewalt auf mich ein, ich müsse ihn unterstützen oder von Rom entfernen. Das wurde mir langweilig. Endlich kam der Abbé Ceruti zu mir, um

mir zu sagen, daß wenn ich dieses schlechte Subjekt nicht auf den Straßen betteln sehen wolle, ich etwas für ihn thun müsse. Sie können ihn außerhalb Roms unterhalten, äußerte er, und er willigt ein, wenn Sie drei Paoli täglich opfern wollten.

Ich erklärte mich bereit, und Ceruti ergriff einen Ausweg, der mir sehr angenehm war. Er sprach mit einem Pfarrer, der damals in Rom war und in einer Kirche von Franciskanerinnen den Gottesdienst versah. Dieser Pfarrer nahm meinen Bruder und setzte ihm drei Paoli täglich für Messelesen aus, unbeschadet sonstiger kleiner Nebenverdienste, wenn er im Predigen, worauf die Nonnen seines Klosters großen Werth legten, Glück machen sollte.

So verließ der Abbé Casanova Rom, und ich fragte wenig danach, ob er wisse oder nicht von wem er die drei Paoli erhielt. So lange ich in Rom blieb, fehlten ihm die neun Piaster monatlich nicht; nach meiner Abreise jedoch kehrte er wieder nach Rom zurück, und ging sodann in ein anderes Kloster, wo er vor dreizehn oder vierzehn Jahren eines plötzlichen Todes starb.

Medini war in Rom seitdem ich hier lebte; wir hatten uns indeß nie gesehen. Er wohnte in der Straße der Ursulinerinnen bei einem Chevauleger des Papstes; er lebte vom Spiele und suchte die Fremden, welche er zu ködern wußte, auszuziehen.

Da dieser Taugenichts einiges Glück gemacht hatte, so hatte er seine Maitresse mit ihrer Mutter und einem andern sehr hübschen zwölf- oder dreizehnjährigen Mädchen aus Rom kommen lassen. Da er sich größere Vortheile versprach, wenn er eine schöne meublirte Wohnung bezöge, so hatte er sich auf dem spanischen Platze eingemiethet, wo ich fünf oder sechs Häuser von ihm wohnte; dieser Umstand war mir aber völlig unbekannt.

Als ich eines Tages zum Mittagsessen zum venetianischen Gesandten ging, sagte dieser zu mir, ich würde mit einem Grafen Manucci zusammen speisen, der von Paris komme, und sich sehr gefreut habe, als er vernommen, daß ich in Rom sei. Ich denke mir, fügte der Gesandte hinzu, daß Sie ihn gründlich kennen; möchten Sie mir wohl sagen, wer der Graf ist, den ich morgen dem heiligen Vater vorstellen soll?

Ich habe ihn in Madrid beim Gesandten Mocenigo kennen gelernt; er stellt sich gut vor, er ist bescheiden, höflich und ein hubscher Junge; das ist Alles, was ich von ihm weiß.

Wurde er am spanischen Hofe empfangen?

Ich glaube wohl, will es aber nicht bestimmt behaupten.

Ich glaube nein, sehe indeß, daß Sie mir nicht Alles sagen wollen, was Sie von ihm wissen. Gleichviel, ich setze mich keiner Gefahr aus, wenn ich ihn dem Papste vorstelle. Er behauptet von dem berühmten Reisenden Manuzzi im dreizehnten Jahrhundert und von den berühmten Druckern Manuzzi, welche der Literatur so große Ehre machen, abzustammen. Er hat mir das Anker in seinem Wappen gezeigt.

Höchlichst erstaunt, daß dieser Mann, der die Rache so weit getrieben, mich ermorden lassen zu wollen, von mir wie von einem vertrauten Freunde sprach, beschloß ich, an mich zu halten, um zu sehen, wozu die Sache führen würde. Als er erschien, unterdrückte ich daher meinen gerechten Haß, und als er nach den gebräuchlichen Complimenten, die er dem Gesandten gemacht hatte, auf mich zukam, und sich anschickte, mich zu umarmen, kam ich ihm entgegen, indem ich mich nach dem Befinden seines Gesandten erkundigte.

Manucci sprach viel bei Tische, und um mich zu ehren, brachte er zwanzig Lügen über das, was ich in Madrid gethan, vor; offenbar freute er sich, daß er mich durch seine Lügen ebenfalls zum Lügen zwang, denn er forderte mich so auf, ihn ebenfalls in das vortheilhafteste Licht zu setzen.

Ich verschluckte also diese sehr bittere Pille, da ich nicht anders konnte; indeß war ich fest entschlossen, es am folgenden Tage zu einer ernsten Erklärung zu bringen.

Ein Franzose, Namens Chevalier de Neuville, der mit Manucci gekommen war, zog mich sehr an. Er war in Rom, um die Aufhebung der Ehe einer Dame nachzusuchen, welche in einem Kloster in Mantua war. Er war an den Kardinal Galli ganz besonders empfohlen.

Durch das Erzählen einer Menge angenehmer Geschichten unterhielt er die ganze Gesellschaft, und als wir den Gesandten verließen, nahm ich die Einladung, in Manuccis

Wagen zu steigen an, um eine Spazierfahrt bis zum Abend zu machen.

Als wir mit sinkender Nacht zurückkamen, sagte er, er wolle uns einer hübschen Person vorstellen, bei welcher wir zu Abend speisen und Pharao spielen könnten.

Der Wagen hielt auf dem spanischen Platze in geringer Entfernung von meiner Wohnung an, und wir begaben uns ins zweite Stockwerk. Bei meinem Eintreten erblickte ich zu meiner großen Ueberraschuug den Grafen Medini und seine Maitresse, die der Chevalier sehr gelobt hatte, die ich aber keineswegs nach meinem Geschmacke fand. Medini machte mir ein freundliches Compliment und dankte dem liebenswürdigen Franzosen, daß er mich bewegt habe, die Vergangenheit zu vergessen und ihn zu besuchen.

Herr von Neuville machte ein erstauntes Gesicht, und um eine Erklärung zu vermeiden, die unangenehm hätte werden können, lenkte ich das Gespräch auf einen andern Gegenstand.

Als die Gesellschaft versammelt war und die Pointeurs Medini zahlreich genug erschienen, setzte er sich an einen großen Tisch, legte fünf- oder sechshundert Thaler sowohl in Gold wie in Scheinen vor sich hin und begann abzuziehen. Manucci verlor alles Gold, welches er bei sich hatte. Neuville gewann die Hälfte der Bank und ich beschränkte mich auf die Rolle des ruhigen Zuschauers.

Da Medini nach dem Abendessen Revanche von dem Franzosen forderte, so ersuchte mich Manucci um hundert Zechinen. Ich gab sie ihm, und in Zeit von einer Stunde hatte er keinen Pfennig mehr; Neuville dagegen sprengte Medini bis auf etwa zwanzig oder dreißig Zechinen, worauf wir Alle nach Hause gingen.

Manucci wohnte bei Rolands Tochter, meiner Schwägerin, wo ich ihm schon am folgenden Tage einen Besuch zu machen gedachte; er ließ mir aber nicht Zeit dazu, denn ich sah ihn schon in aller Frühe bei mir erscheinen.

Nachdem er mir die hundert Zechinen wiedergegeben, umarmte er mich mit vieler Wärme, ohne mir Zeit zur Besinnung zu lassen, zeigte mir einen hohen Kreditbrief auf Bettoni und bot mir so viel Gold an wie ich nur brauchen möchte. Der sonderbare junge Mann, der die Vergangenheit mit keinem

Worte berührte, benahm sich gegen mich auf eine Art, welche mir zeigte, daß wir uns mit Vergessen unsers beiderseitigen Unrechts als gute Freunde betrachten müßten.

Bei dieser Gelegenheit verrieth mein Herz meinen Verstand, wie es mir schon so manchesmal begegnet war. Ich nahm den Frieden an, welchen er mir anbot und um welchem er mich bat.

Uebrigens war ich nicht mehr in dem Alter, wo der unbesonnene Muth sich nur mit der Degenspitze Genugthung zu verschaffen weiß. Ich sah offenbar, daß, wenn Manucci sich etwas vorzuwerfen hatte, er es auch bereute und es wieder gut zu machen wünschte; ich dachte daran, daß ich zuerst, wenn auch nicht in so hohem Grade, gegen ihn gefehlt hatte, und fühlte meine Ehre und mein Herz beruhigt.

Zwei Tage darauf speiste ich allein bei ihm. Gegen Ende des Mahles erschien der Chevalier de Neuville; wenige Augenblicke darauf kam auch Medini und forderte uns auf, der Reihe herum eine Bank zu legen. Wir gingen auf seinen Vorschlag ein; es war zu seinem Unglück. Manucci gewann doppelt so viel, als er am vorigen Tage verloren hatte, Neuville verlor vierhundert Zechinen und ich nur eine Kleinigkeit. Medini, der nur einige fünfzig Zechinen verloren hatte, war in Verzweiflung und wollte sich aus dem Fenster stürzen.

Wenige Tage darauf reiste Manucci nach Neapel, nachdem er Medini's Maitresse, die mit ihm unter vier Augen zu Abend speiste, hundert Louisd'ors geschenkt hatte; diese Einnahme verhinderte indeß nicht, daß Medini wegen tausend Thaler Schulden, die er seit seiner Ankunft in Rom gemacht hatte, verhaftet wurde.

Der Unglückliche schrieb mir klägliche Briefe aus seinem Gefängnisse, um mich zu Unterstützungen zu bewegen; seine Sendschreiben hatten indeß auf mich nur die Wirkung, daß sie mich bewogen, mich seiner sogenannten Familie anzunehmen; für das, was ich hergab, machte ich mich an der jungen Schwester seiner Geliebten bezahlt, denn ich glaubte mich nicht verpflichtet, mich rein umsonst großmüthig zu zeigen.

In dieser Zeit kam der Kaiser von Deutschland mit seinem Bruder, dem Großherzoge von Toskana, nach Rom. Einer der Herren aus seinem Gefolge machte die Bekanntschaft der jungen Person und setzte Medini in den Stand,

seine Gläubiger zu befriedigen. Er verließ Rom wenige Tage, nachdem er seine Freiheit erlangt hatte, und in einigen Monaten werden wir ihn wiederfinden.

Ich fühlte mich glücklich bei der von mir angenommenen Lebensweise. Abends ging ich zur Herzogin von Fiano, alle Nachmittage zur Herzogin von Santa-Croce, und die übrige Zeit blieb ich zu Hause, wo ich Margarethe, die niedliche Buonacorsi und den jungen Menicuccio hatte; durch vieles Sprechen von seiner Liebe hatte der letztere in mir den Wunsch erregt, den Gegenstand derselben kennen zu lernen.

Die junge Person, welche er liebte, befand sich in einer Art Kloster, wo sie aus Barmherzigkeit seit ihrem zehnten Jahre aufgenommen war, und welches sie nur verlassen konnte, um sich mit Erlaubniß des Kardinals, der die Oekonomie und Polizei dieses Hauses leitete, zu verheirathen. Die hier befindlichen Mädchen erhielten bei ihrem Austritte zweihundert römische Thaler als Mitgift, welche sie ihrem Manne zubrachten.

Menicuccio's Schwester befand sich in demselben Kloster, und er konnte sie Sonntags besuchen; sie kam dann an das Gitter, begleitet von der Gouvernante, der ihre Erziehung und Beaufsichtigung übertragen war. Obwohl Menicuccio ihr Bruder war, so gestattete doch die Polizei des Klosters nicht, daß sie allein ans Gitter kam.

Seit fünf oder sechs Monaten, wo der junge Mann seine gewöhnlichen Besuche machte, sah er seine Schwester in Gesellschaft einer jungen Person erscheinen, die er vorher nicht gesehen hatte, und er verliebte sich sterblich in diese.

Da er die ganze Woche hindurch arbeiten mußte, so konnte er nur Sonntags das verhängnißvolle Gitter besuchen; der arme Junge hatte indeß nur selten das Glück, hier diejenige zu sehen, welche ihm so viele Seufzer kostete, und in Zeit von fünf bis sechs Monaten war ihm ihr Anblick nur sieben- oder achtmal zu Theil geworden.

Seine Schwester kannte seine Liebe und hatte alle nur möglichen Gefälligkeiten für ihn; indeß hing es nicht von ihr ab, ihre Gefährtin mit ans Gitter zu bringen, und sie wagte nicht, die Superiorin um Erlaubniß zu bitten, weil sie dadurch Verdacht zu erwecken fürchtete.

Ich hatte, wie schon erwähnt, beschlossen, diesen Klausnerinnen einen Besuch zu machen, und unterwegs theilte mir

Menicuccio mit, daß die Frauen, in deren Händen die Leitung des Hauses liege, nicht eigentlich Nonnen seien, denn sie hatten kein Gelübde abgelegt und trugen kein Nonnengewand; nichtsdestoweniger verspürten sie keine Versuchung, ihr Gefängniß zu verlassen, weil sie fürchteten, draußen in der Welt betteln oder Dienste nehmen zu müssen. Die jungen mannbaren Mädchen verließen die Anstalt, indem sie entweder die Flucht ergriffen, was sehr schwierig war, oder sich verheiratheten, was sehr selten vorkam.

Wir gelangten an ein großes, schlecht gebautes Haus in der Nähe eines der Stadtthore, in einer einsamen Gegend, weil hier keine Straße war. Beim Eintritt in das Sprechzimmer wurde ich nicht wenig überrascht, als ich ein doppeltes Gitter mit kreuzweise über einander gelegten Stäben erblickte; die letztern waren so dicht, daß ein junges Mädchen nicht ohne Gefahr, sich zu verletzen, die Hand durch die Zwischenräume hätte hindurchstecken können. Dieses barbarische und wahrhaft empörende Gitter ließ einen ziemlich großen Raum zwischen der äußern und innern Vergitterung, was die Fächer beim ersten Anblicke halb so klein erscheinen ließ und das Erkennen der Züge derer, die dicht an die zweite Vergitterung traten, sehr schwierig machte, um so mehr, als der Theil des Sprechzimmers, wo sich die unglücklichen Klausnerinnen aufhielten, nur durch den unsichern Widerschein aus dem Theile, wo sich die Besucher befanden, erhellt wurde.

Dieser Anblick erfüllte mich mit Schaudern.

Wie und wo, sagte ich zu Menicuccio, haben Sie Ihre Geliebte erblickt, denn dort drinnen sehe ich nur Finsterniß?

Das erstemal hatte die Gouvernante zufälliger Weise ein Licht; bei Strafe der Excommunication darf sie ein solches nur dann anzünden, wenn sie Verwandte empfängt.

So wird sie also heute mit Licht kommen?

Das bezweifle ich, denn die Pförtnerin wird ihr gesagt haben, daß ich nicht allein bin.

Wie ist es Ihnen aber gelungen, Ihre Freundin zu sehen, da Sie nicht ihr Verwandter sind?

Durch Zufall; das erstemal war sie ohne Erlaubniß gekommen, und die Aufseherin meiner Schwester, eine sehr gute Person, sagte nichts. Die andernmale ist sie durch Verwendung meiner Schwester, indeß ohne Licht, gekommen.

In der That erschienen bald darauf drei Frauen, jedoch ohne Licht, und es war mir unmöglich, die Gouvernante zu bereden, daß sie welches herbeischaffe. Sie fürchtete entdeckt und excommunicirt zu werden.

Da ich sah, daß ich die unschuldige Ursache der Entbehrung sei, die mein junger Freund zu ertragen hatte, so wollte ich weggehen; er indeß gab es nicht zu. Ich verbrachte hier eine peinliche Stunde, die indeß nicht ohne Interesse war. Die Stimme der Schwester Menicuccio's verursachte mir ein köstliches Gefühl, und ich ersah hieraus, daß die Blinden sich durch das Organ des Gehörs verlieben müssen. Die Aufseherin war noch nicht dreißig Jahre alt. Sie sagte mir, wenn die Mädchen ihr fünfundzwanzigstes Jahr erreicht hätten, würden sie die Gouvernanten der jüngern, und im fünfunddreißigsten Jahre stehe es ihnen frei, das Haus zu verlassen, was indeß nur wenige, aus Furcht vor Armuth, thäten.

So haben Sie wohl viele alte?

Wir sind unserer hundert, und die Zahl vermindert sich nur durch den Tod oder sehr seltne Austritte.

Wie fangen es aber diejenigen an, die zum Behufe der Verheirathung austreten, um ihren Männern Liebe einzuflößen?

Seit zwanzig Jahren, wo ich hier bin, sind nur vier der Verheirathung wegen ausgetreten, und sie haben ihre Männer erst am Altare kennen gelernt. Wer daher beim Kardinal-Protektor um die Hand einer von uns nachsucht, ist entweder ein Thor oder ein Verzweifelter, der zweihundert Piaster braucht. Nichtsdestoweniger giebt der Kardinal nicht ehe die Erlaubniß, als bis er die Ueberzeugung gewonnen, daß dem Manne der Ertrag seiner Arbeit die Möglichkeit, eine Frau zu erhalten, gewährt.

Und wie verfährt man bei der Wahl?

Der Bewerber muß das Alter, welches er von seiner Frau verlangt, angeben, und der Kardinal überträgt dann die Sache der Superiorin.

Ich denke mir doch, daß Sie guten Tisch und gute Wohnung haben.

Keins von beiden. Dreitausend Thaler jährlich genügen nicht, um sämmtliche Bedürfnisse von hundert Personen zu bestreiten. Diejenigen, welche mit ihrer Arbeit etwas verdienen, sind besser daran.

Und wer sind diejenigen, welche ihre Töchter in diesem Gefängnisse einsperren lassen?

Arme oder Fromme, welche fürchten, daß ihre Töchter die Beute des Lasters werden könnten. Aus diesem Grunde nimmt man hier nur hübsche Mädchen auf.

Und wer beurtheilt die Schönheit?

Die Aeltern, der Priester, ein Mönch oder der Pfarrer und in letzter Instanz der Kardinal-Protektor, der, wenn er das junge Mädchen nicht hübsch findet, sie ohne Erbarmen zurückweist, weil die Häßlichen nicht den Verführungen der Welt ausgesetzt seien. Sie können also wohl glauben, daß wir unglücklichen Mädchen denjenigen fluchen, welche uns hübsch gefunden haben.

Ich beklage Sie und wundere mich, daß man nicht die Erlaubniß erlangen kann, Sie anständiger Weise zu sehen, um so Veranlassung zu finden, um Ihre Hand anzuhalten.

Der Kardinal sagt, die Gewährung dieser Erlaubniß stehe nicht in seiner Macht, da die Ueberschreitung der Grundgesetze mit der Strafe der Excommunication belegt sei.

Wer dieses Haus gegründet hat, verdient die Höllenstrafe.

Wir alle sind der Ansicht und bitten darum, daß er in der Hölle bleibe; der Papst sollte diesen Mißbrauch beseitigen.

Ich schenkte dem Mädchen zehn Thaler, und sagte, da ich sie nicht sehen könne, so könne ich ihr auch nicht versprechen, daß ich wiederkommen würde; hierauf entfernte ich mich mit Menicuccio, der sich Vorwürfe machte, daß er mich zu diesem langweiligen Besuche verleitet habe.

Ich sehe vorher, sagte ich zu ihm, daß ich nie mehr Ihre Geliebte, noch Ihre Schwester, deren Stimme einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht hat, wieder sehen werde.

Mir scheint es unmöglich, daß Ihre zehn Piaster nicht Wunder wirken sollten.

Es muß noch ein anderes Sprechzimmer vorhanden sein.

Auf das Betreten desselben ohne Genehmigung des Papstes steht Excommunication, und nur für Priester findet eine Ausnahme statt.

Ich begriff nicht, wie eine so widersinnige Anstalt geduldet werden konnte, denn die Schwierigkeit, Männer für diese armen Klausnerinnen zu finden, lag doch am Tage. Ich war der Ansicht, daß der Gründer auf wenigstens zwei Heirathen

jährlich hatte rechnen müssen, da für jedes Mädchen zweihundert Piaster ausgesetzt waren, und ich vermuthete, daß irgend ein Schurke dieß Geld unterschlage.

Ich theilte meine Bemerkungen dem Kardinal von Bernis in Gegenwart der Fürstin mit, welche, von lebhafter Theilnahme für diese unglücklichen Mädchen beseelt, äußerte, man müsse dem Papste ein von allen unterzeichnetes Gesuch einreichen, worin sie den Papst um die Erlaubniß bäten, im Sprechzimmer Besuche in allen Ehren und unter denselben Formen, die in andern Frauenklöstern beobachtet würden, zu empfangen.

Der Kardinal sagte zu mir, ich solle die Bittschriften aufsetzen, sie unterschreiben lassen und der Fürstin übergeben, unterdessen würde er mit dem heiligen Vater sprechen und darüber nachdenken, wer das Gesuch offiziell überreichen solle.

Da ich die Einwilligung der Mehrzahl der Klausnerinnen nicht bezweifelte, so setzte ich die Eingabe auf, und als ich zum zweitenmale ans Gitter ging, ließ ich sie der Gouvernante, mit der ich gesprochen hatte. Entzückt von meiner Idee, versprach sie, mir die Schrift, unterzeichnet von allen Unglücksgefährtinnen, wiederzugeben, sobald ich wiederkommen würde.

Als die Fürstin Santa-Croce die mit Unterschriften bedeckte Eingabe erhalten hatte, wendete sie sich an den Kardinal Orsini, den Protektor, welcher mit dem Papste sprechen wollte, der übrigens schon durch den Kardinal Bernis vorbereitet war. Der heilige Vater erhob keinen Anstand und fertigte das Breve aus, welches die Excommunication aufhob.

Der Kaplan des Hauses wurde angewiesen, der Superiorin anzuzeigen, daß sie in Zukunft den jungen Mädchen, welche in das Sprechzimmer gerufen würden, den Besuch desselben in Begleitung einer Aufseherin gestatten solle.

Diese Nachricht, welche die Fürstin selbst noch nicht wußte und welche sie mit großem Vergnügen vernahm, brachte mir Menicuccio in der Freude seines Herzens.

Der Papst Ganganelli, ein Ehrenmann, blieb hiebei nicht stehen. Er befahl, einen Prozeß gegen die Verwaltung einzuleiten und sie zu einer genauen Rechenschaftsablegung der seit Begründung der Anstalt, also seit länger als hundert Jahren, unterschlagenen Summen zu veranlassen. Er verminderte die Anzahl der Mädchen von hundert auf funfzig und verdoppelte

die Mitgift. Er befahl überdieß, daß jedes Mädchen, welches bis zum fünfundzwanzigsten Jahre keinen Mann gefunden hätte, mit seinen vierhundert Thalern entlassen werden sollte; daß zwölf Matronen, die als gutgesittete Frauen bekannt wären, als Gouvernanten für die jungen Mädchen angenommen werden und daß deren vier unter unmittelbarer Aufsicht einer jeden stehen, endlich daß zwölf Dienstmädchen zur Verrichtung der groben Arbeit und der Dienstleistungen im Hause gemiethet werden sollten.

Drittes Kapitel.

Abendessen im Wirthshause mit Armellinen und Emilien.

Die erwähnten Neuerungen wurden erst im Laufe eines halben Jahres durchgeführt. Zuerst erfolgte die Aufhebung des Verbots, das Sprechzimmer und selbst das Innere des Klosters zu betreten; da hier keine Gelübde abgelegt wurden und kein Klosterzwang stattfand, so wurde es der Superiorin anheim gestellt, ganz nach ihrem Ermessen zu handeln. Menicuccio hatte die Nachricht durch ein ihm von seiner Schwester geschriebenes Billet erhalten, welches er mir fröhlich brachte; zugleich forderte er mich auf, ihn, wie seine Schwester gebeten, ins Kloster zu begleiten, um der Gouvernante eine Freude zu machen. Sie rieth ihm, an dem Gitter nach seiner jungen Freundin zu fragen, die allein mit ihr oder mit ihrer besondern Gouvernante erscheinen würde; indeß solle ich sie rufen lassen.

Gern gab ich mich zu dieser liebenswürdigen List her, und da mich ungeduldig verlangte, die Gesichter der drei Mädchen zu sehen, so wie ihre Aeußerungen über das große Ereigniß zu vernehmen, so brachen wir sofort auf.

Im Sprechzimmer angekommen, sah ich zwei Gitter; an einem befand sich der Abbé Guasco, welchen ich 1751 bei Giuletta kennen gelernt hatte, am andern ein russischer Edelmann, Namens Iwan Iwanowitsch Schuwalof und der Pater Jacquier, Minime della Trinita dei Monti; ein gelehrter

Astronom. Im innern Raume bemerkte ich drei sehr hübsche Personen.

Nachdem die unsrigen erschienen waren und zwar alle vier am selben Gitter, begannen wir eine sehr interessante Unterhaltung, aber leise, weil man uns hören konnte. Erst nachdem die andern Besucher sich entfernt hatten, fühlten wir uns behaglich. Der Gegenstand der Liebe meines jungen Freundes war ein sehr hübsches Mädchen; seine Schwester aber war entzückend. Sie näherte sich ihrem sechszehnten Jahre; sie war groß, gut gewachsen und sehr entwickelt; sie bezauberte mich. Nie glaubte ich eine weißere Gesichtsfarbe, schwärzere Augen, Augenbrauen und Haare gesehen zu haben; was aber die Gewalt ihrer Reize gradezu unwiderstehlich machte, das war die Sanftmuth ihrer Blicke und ihrer Stimme, wie die geistreiche Naivetät ihrer Reden. Ihre Gouvernante, welche zehn oder zwölf Jahre älter als sie war, war ebenfalls sehr liebenswürdig und interessant durch einen Ton der Bläße und Traurigkeit, welcher Folge eines verzehrenden Feuers zu sein schien, das sie unablaßig zu dämpfen bemüht war. Sie bereitete mir ein großes Vergnügen, als sie mir umständlich erzählte, welche Verwirrung die neue Einrichtung im Hause hervorgerufen hatte.

Die Superiorin ist sehr zufrieden damit, sagte sie, und alle meine jungen Gefährtinnen sind außer sich vor Freude; aber die alten, welche aus Nothwendigkeit fromm geworden, sind empört. Die Superiorin hat schon den Befehl ertheilt, Fenster in den dunkeln Sprechzimmern anbringen zu lassen, den Alten zum Trotze, welche behaupten, sie könne über die Zugeständnisse, welche der Direktor schon gemacht habe, nicht hinausgehen.

Die Superiorin schloß ganz richtig, wenn sie meinte, sobald es Jedermann gestattet sei, das helle Sprechzimmer zu besuchen, hätten die dunkeln keinen Sinn mehr. Sie hatte auch beschlossen, daß das Doppelgitter abgeschafft werden solle, weil im großen Sprechzimmer nur eins vorhanden war.

Da mir die Superiorin eine Frau von Geist zu sein schien, so bekam ich Lust, sie kennen zu lernen, und Emilie verschaffte mir dies Vergnügen am folgenden Tage.

Emilie hieß die traurige Freundin Armellinens, der Schwester Menicuccios.

Dieser erste Besuch dauerte zwei Stunden, die mir schnell entschwanden. Menicuccio hatte sich an einem andern Gitter mit seiner Vielgeliebten in Gegenwart einer Gouvernante unterhalten.

Ich entfernte mich, nachdem ich ihnen wie das erstemal zehn römische Thaler zurückgelassen und die schönen Hände Armellinens geküßt, deren Gesicht sich mit dem lebhaftesten Hochroth färbte, als sie den Druck meiner Lippen fühlte. Nie hatten diese kleinen und feinen Hände vor diesem Augenblicke eine Männerhand berührt, und sie war nicht wenig erstaunt, als sie sah, mit welcher Wollust ich dieselben küßte.

Verliebt in diese junge Schönheit und keineswegs wegen Ueberwindung der Schwierigkeiten, um in ihren Besitz zu gelangen, verlegen, kam ich nach Hause und überließ mich dieser Leidenschaft, welche mir die süßeste und lebhafteste, die ich je empfunden, zu sein schien.

Mein junger Freund schwamm in einem Freudenmeere. Er hatte der Schönen seine Liebe erklärt, welche nichts mehr wünschte als seine Frau zu werden, falls es ihm gelinge, sich die Zustimmung des Kardinals zu verschaffen. Da diese Einwilligung nur von dem Beweise abhing, daß er sich seinen Lebensunterhalt durch seine Arbeit verschaffen könne, so versprach ich ihm hundert römische Thaler, sobald er sie gebrauchen könne, und meine Empfehlung, um ihm Kunden zu verschaffen, denn da er seine Lehrlingszeit als Schneider beendet hatte, so konnte er für eigene Rechnung einen Laden eröffnen.

Ich beneide Ihr Loos, sagte ich zu ihm, denn Sie haben die Gewißheit, glücklich zu werden, während ich, der Ihre Schwester liebt und sie nicht heirathen kann, in Verzweiflung bin.

Sie sind also verheirathet? fragte er.

Leider ja. Sie dürfen aber nichts davon sagen, denn ich will sie täglich besuchen, und erführe man, daß ich verheirathet bin, so würden meine Besuche verdächtig werden.

Ich sah mich zu dieser Lüge genöthigt, theils damit ich nicht in Versuchung komme, die Dummheit, mich zu verheirathen, zu begehen, theils damit Armelline sich nicht schmeichle, daß ich sie in dieser Absicht besuche.

In der Superiorin des Klosters lernte ich eine sehr liebenswürdige, sehr höfliche, geistvolle und vorurtheilsfreie Frau

kennen. Sie wußte, daß ich der Urheber der glücklichen Reform war, welche ihr Haus erfahren hatte, und sie gab mir Bericht von allen Verpflichtungen, die sie gegen mich zu haben glaubte und welche mit jedem Tage zunahmen; denn in Zeit von noch nicht sechs Wochen erlebte sie die Freude, daß drei junge Mädchen das Haus verließen und gute Heirathen machten; auch hatte man die jährliche Rente, welche sie für den Unterhalt des unter ihrer Verwaltung stehenden Hauses erhielt, um sechshundert römische Thalern erhöht.

Die Superiorin theilte mir mit, daß sie mit einem ihrer Beichtiger, einem Dominikaner, unzufrieden sei, weil derselbe von seinen Beichtkindern verlange, daß sie an allen Sonn- und Festtagen das Abendmahl nähmen, weil er sie ganze Stunden im Beichtstuhle festhalte und ihnen Bußübungen und Entsagungen von solcher Strenge auferlege, daß sie ihrer Gesundheit schädlich werden müßten. Dadurch, sagte sie, kann ihr moralischer Zustand nicht gebessert werden; dagegen raubt es ihnen viel Zeit, so daß ihre Arbeit und daher auch ihr Wohlbefinden darunter leidet; denn durch ihre kleinen Arbeiten können sie sich einige Annehmlichkeiten verschaffen.

Wie viel Beichtiger haben Sie?

Vier.

Sind Sie mit den andern zufrieden?

Ja. Es sind sehr verständige Priester und sie fordern von der menschlichen Natur nicht mehr als sie leisten kann.

Ich übernehme es, Ihre gerechten Beschwerden an den Kardinal gelangen zu lassen; wollen Sie dieselben aufschreiben?

Haben Sie die Güte, mir einen Entwurf aufzusetzen.

Ich that es; sie schrieb ihn ab und unterzeichnete; nachdem sie ihn mir hierauf wieder übergeben, ließ ich ihn an Se. Eminenz gelangen. Wenige Tage darauf erhielt der Dominikaner eine andre Bestimmung, und seine drei Beichtkinder wurden unter die drei andern Beichtiger vertheilt, was mir bei dem jungen Theile der Gemeinschaft zur ganz außerordentlichen Ehre gereichte.

Menicuccio besuchte seine Freundin an allen Festtagen, und ich, der wahnsinnig verliebt war, besuchte seine Schwester jeden Morgen um neun Uhr. Ich frühstückte mit ihr und

Emilien und blieb bis elf Uhr mit ihnen allein im Sprechzimmer.

Da hier nur ein Gitter vorhanden war, so schloß ich mich ein; indeß konnte man von innen hineinsehen; denn da kein Fenster vorhanden war, so ließ man die Thür offen stehen, um dem Lichte Eingang zu verschaffen. Mir war das sehr lästig, denn fast jeden Augenblick sah ich vor dieser Thür Klosterbewohnerinnen vorbeigehen, junge, wie alte, die zwar nicht stillstanden, aber doch nie ermangelten nach dem Gitter hinzublicken; hierdurch wurde meine schöne Armelline verhindert ihre Hand meinen verliebten und gierigen Lippen zu überlassen.

Da gegen Ende des December die Kälte sehr empfindlich geworden war, so benutzte ich dies, um die Superiorin zu bitten, daß sie mir gestatte, eine spanische Wand herzuschicken, die mich vor einer Erkältung bewahren könne, welche der Zug mir sonst unfehlbar zuziehen müsse. Da diese Frau in Anschlag brachte, daß man die Thür nicht schließen könne, so erhob sie keine Schwierigkeit, mir mein Gesuch zu bewilligen, und wir machten es uns nun bequem, indeß innerhalb so enger Grenzen hinsichtlich der gewaltigen Begierden, die mir Armelline einflößte, daß die Aufregung mich beinahe aufrieb.

Am Neujahrstage des Jahres 1771 schenkte ich einer jeden einen guten Winterrock und der Superiorin einen Vorrath von Chocolade, Zucker und Kaffee, welches Geschenk sehr willkommen war und wofür man mir großen Dank wußte.

Da öfter Emilie eine Viertelstunde vor Armellinen ans Gitter gekommen war, um mich nicht allein zu lassen, wenn diese noch nicht bereit war, so begann auch Armelline allein zu kommen, wenn ihre Gouvernante gerade mit etwas beschäftigt war. Während dieser kurzen Augenblicke des Alleinseins fesselte die engelhafte Anmuth des anbetungswürdigen Wesens mich vollends.

Emiliens und Armellinens Freundschaft hatte den höchsten Grad der Innigkeit erreicht; dennoch hatten sie so starke Vorurtheile hinsichtlich der sinnlichen Genüsse, daß ich sie noch nicht dahin hatte bringen können, freie Reden anzuhören, noch mir gewisse Freiheiten, die ich mir zu nehmen wünschte, zu verzeihen, noch meinen Augen jene köstliche Augenweide zu

gewähren, womit man sich in Erwartung von etwas Besserm begnügt.

Eines Tages versteinerte ich sie gradezu, als ich fragte, ob sie nicht, um sich Beweise der zärtlichsten Freundschaft zu geben, zuweilen in einem Bette schliefen.

Glühende Röthe bedeckte ihr Antlitz!

Emilie fragte mich mit der Unbefangenheit der Unschuld, was die Freundschaft mit der Unbequemlichkeit zu zweien in einem engen Bette zu schlafen, gemein hätte.

Ich hütete mich wohl, meine Frage zu begründen zu suchen; denn ich sah, daß der Gedanke, der mir diese eingegeben hatte, sie scheu machte. Ohne Zweifel waren sie gleich mir von Fleisch und von Bein; unsere Erziehung war aber nicht derselben Art, und ich fand, daß die Mädchen aufrichtig waren. Nie hatten sie sich ihre Geheimnisse mitgetheilt, vielleicht sich sogar nicht einmal ihrem Beichtvater eröffnet, sei es aus unüberwindlicher Schaam, sei es, daß sie nicht zu sündigen geglaubt, indem sie ihren Händen Freiheiten gegen sich selbst gestattet hatten.

Als ich ihnen als Schutz gegen die Kälte seidne, inwendig mit Pelz besetzte Strümpfe geschenkt hatte, welches Geschenk sie mit den Aeußerungen der lebhaftesten Dankbarkeit empfingen, bat ich sie vergeblich, dieselben in meiner Gegengenwart anzuziehen. Mochte ich ihnen immerhin vorstellen, daß zwischen den Beinen einer Dame und denen eines Mannes kein wesentlicher Unterschied vorhanden sei, daß das nicht einmal eine Erlassungssünde sein könne, und daß ihr Beichtvater sich über sie lustig machen würde, wenn sie dies als ein Verbrechen beichten wollten, sie antworteten beide übereinstimmend und beide erröthend, daß so etwas einem Mädchen nicht gestattet sei, welches ja die Unterröcke trüge, um die Beine zu bedecken.

Der Zwang, den sich Emilie anthat, indem sie mir diese Gründe anführte, denen Armelline beständig beistimmte, bewies mr aufs Augenscheinlichste, daß dieselben nicht in Koketterie oder Verstellung ihren Grund hatten und daß ihre Vorurtheile nur eine Folge ihrer Erziehung und ihres moralischen Zartgefühls waren. Ich errieth ihre Gedanken, sie hatte die Ueberzeugung, daß sie sich bei anderem Benehmen in meinen Augen entwürdigen, und daß ich eine ungünstige Meinung

von ihr fassen möchte. Dennoch war Emilie siebenundzwanzig Jahre alt und krankte durchaus nicht an übertriebener Frömmigkeit.

Was Armelline betraf, so sah ich auf unzweifelhafte Weise, daß sie sich geschämt haben würde, weniger strenge als ihre Freundin zu sein, die sie als ihr Vorbild zu betrachten gewohnt war. Es schien mir, als ob sie mich liebe, und als ob es mir weniger schwer werden würde, im Geheimen als in Gegenwart ihrer Freundin Gunstbezeigungen von ihr zu erlangen, worin sie sich offenbar von den meisten jungen Mädchen unterschied.

Eines Morgens als sie allein am Gitter erschien und mir sagte, daß ihre Gouvernante noch einen Augenblick beschäftigt sei, äußerte ich gegen sie, daß ich sie anbete und der unglücklichste der Männer sei; denn da ich verheirathet sei, dürfe ich nicht hoffen, ihre Hand zu erhalten und mir so das Gluck zu verschaffen, sie in meine Arme zu schließen und mit meinen Küssen zu bedecken.

Ist es möglich, schöne Armelline, daß ich ohne andre Erleichterung als die Ihre schönen Hände zu küssen, fortleben kann?

Als ich diese Worte mit dem Tone der Leidenschaft ausgestoßen, ließ sie ihre schönen Augen auf den meinigen ruhen, und nachdem sie einige Sekunden nachgedacht, begann sie, meine Hände mit eben dem Feuer zu küssen wie ich die ihrigen küßte.

Nun bat ich sie, ihren Mund dem Gitter zu nähern, an welches ich den meinigen gepreßt hatte. Sie erröthete, schlug die Augen nieder, that es aber nicht. Ich beklagte mich bitter, aber vergeblich. Sie blieb stumm bis zur Ankunft Emiliens, welche uns fragte, weshalb wir nicht so heiter wie gewöhnlich seien.

In diesen Tagen, den ersten des Jahres 1771, sah ich bei mir Mariuccia erscheinen, die ich vor zehn Jahren mit einem wackern Jungen verheirathet, der einen Friseurladen errichtet hatte. Meine Leser werden sich wohl erinnern, daß ich sie beim Abbé Momolo, Scopatore des Papstes Rezzonico kennen gelernt hatte. Seit meinem dreimonatlichen Aufenthalte in Rom hatte ich mir vergebliche Mühe gegeben, um zu erfahren, was aus ihr geworden sei, so daß ihr Erscheinen mir

sehr angenehm war, um so angenehmer als sie sich wenig verändert hatte.

Ich habe Sie in St. Peter gesehen, sagte sie, in der Weihnachtsheiligabends-Messe; da ich aber wegen der Gesellschaft, mit der ich dort war, Sie nicht anzureden wagte, so beauftragte ich eine meiner Bekannten, Ihnen zu folgen und mir zu sagen, wo Sie wohnten.

Wie kömmt es, daß ich seit dem Vierteljahr, wo ich hier lebe, nichts habe von Ihnen erfahren können?

Seit acht Jahren hat mein Mann sich in Frascati niedergelassen, wo wir sehr angenehm leben.

Das ist mir lieb. Haben Sie Kinder?

Ich habe vier, und das älteste Mädchen, welches neun Jahre alt ist, gleicht Ihnen sehr.

Lieben Sie es?

Ich bete es an, liebe aber nicht minder die drei andern Kinder.

Da ich mit Armellinen frühstücken wollte, bat ich Margarethe, derselben bis zu meiner Rückkunft Gesellschaft zu leisten.

Mariuccia speiste bei mir zu Mittag, und ich verlebte den Rest des Tages mit ihr auf eine köstliche Weise, ohne daß ich in die Versuchung gerieth, unser Liebesverhältniß zu erneuern. Unsere Abenteuer gaben reichlichen Stoff für unsere Unterhaltung her, und sie theilte mir die interessante Nachricht mit, daß mein früherer Kammerdiener Costa drei Jahre nach meiner Abreise mit vielem Gepäck nach Rom gekommen sei und Momolos Tochter geheirathet habe, in die er sich verliebt hatte, als er noch in meinem Dienste stand.

Er ist ein Lump, der mich bestohlen hat.

Ich habe es wohl errathen; es ist ihm indeß nicht zu Gute gekommen. Er hat seine Frau zwei Jahre nach der Heirath verlassen, und man weiß jetzt nicht, wo er ist.

Was ist aus seiner Frau geworden?

Sie ist in Rom und lebt seit dem Tode ihres Vaters im Elend.

Ich ließ es mir nicht einfallen, diese Ungückliche zu besuchen, denn ich konnte ihr nichts Gutes erweisen und wollte sie nicht betrüben, da ich ihr hätte sagen müssen, daß ich ihren Mann hängen lassen wolle, wo ich ihn finden würde. In der

That ist dies bis 1785 meine Absicht geblieben; um diese Zeit fand ich den Taugenichts in Wien als Kammerdiener des Grafen Erdich, und wenn wir so weit sein werden, so werde ich auch erwähnen, was ich mit ihm anstellte.

Mariuccia versprach ich, ihr in der Fastenzeit einen Besuch zu machen.

Da ich in Armelline, und zwar unglücklich verliebt war, so erregte ich das Mitleiden der Fürstin Santa-Croce und des guten Kardinal Bernis, welchen ich durch die Erzählung meiner Leiden oft belustigte.

Der Kardinal äußerte zur Fürstin, sie könne mir wohl den Gefallen thun, vom Kardinal Orsini die Erlaubniß zu erwirken, daß ich Armelline ins Theater führen dürfe, wo ich sie dann milder für mich stimmen könnte.

Die Einwilligung des Kardinals ist nicht zu bezweifeln, sagte er, da Armelline kein Gelübde abgelegt hat; da Sie indeß, ehe Sie dieses Gesuch stellen, den zärtlichen Gegenstand der Gluth unsers Feundes kennen müssen, so brauchen Sie dem Kardinal nur zu sagen, daß Sie das Innere des Hauses zu sehen wünschten.

Glauben Sie, daß er mir dies gestatten wird?

Sofort, denn die Clausur ist ja eine bloße Polizei-Clausur. Wir werden mit Ihnen gehen.

Sie wollen mitkommen! O, mein lieber Kardinal, das wird eine reizende Partie werden.

Suchen Sie um die Erlaubniß nach, und wir wollen den Zeitpunkt bestimmen.

Dieses schöne Projekt erschien mir wie ein köstlicher Traum. Ich sah wohl, daß der galante Kardinal auf Armelline neugierig war; seine Neugierde beunruhigte mich indeß nicht, denn ich wußte, daß er beständig war. Außerdem war ich überzeugt, daß wenn meine schöne Klosterbewohnerin ihm gefallen sollte, er sowohl wie die Fürstin sich bemühen würden, ihr einen Mann zu suchen, der sie glücklich machen könnte, indem sie ihr Gnadenbewilligungen verschafften, die in Rom wie in allen den Mißbräuchen unterworfenen Ländern so zahlreich sind.

Drei oder vier Tage darauf ließ die Fürstin mich in ihre Loge im Alberti-Theater rufen und zeigte mir das Billet

des Kardinals Orsini, welches sie ermächtigte, mit den Personen, die in ihrer Gesellschaft sein würden, das Innere des Hauses zu besuchen.

Morgen nach Tische, sagte die liebenswürdige Fürstin, wollen wir die Stunde bestimmen.

Als ich meinen Klosterbewohnerinnen am folgenden Tage meinen gewöhnlichen Besuch machte, kam die Superiorin ans Gitter, um mir zu melden, daß der Kardinal-Protektor ihr habe anzeigen lassen, daß die Fürstin Santa-Croce das Haus mit Gesellschaft besuchen würde; sie fügte hinzu, daß ihr das sehr angenehm sei.

Ich weiß es, sagte ich und werde in der Gesellschaft der Fürstin sein.

Und wann wird sie kommen?

Ich weiß es noch nicht, werde es Ihnen aber anzeigen, sobald ich es erfahre.

Diese Neuigkeit brachte das ganze Haus in Aufruhr. Die Frommen wußten gar nicht mehr, was sie sagen sollten, denn mit Ausnahme einiger Priester, des Arztes und des Chirurgus war seit Gründung des Hauses noch niemals Jemand die Lust angewandelt das Innre zu sehen.

Von Excommunication, Madame, ist keine Rede mehr; daher kann auch der Gedanke an Clausur gar nicht mehr eintreten und Sie brauchen nicht die Erlaubniß Sr. Eminenz, um Privatbesuche zu empfangen.

Ich sehe es wohl, würde es aber dennoch nicht wagen.

Nachdem die Besuchsstunde auf den Nachmittag festgesetzt worden, benachrichtigte ich die Superiorin schon am folgenden Morgen. Da die Herzogin von Fiano sich der Partie anzuschließen wünschte, so fuhren wir um drei Uhr bei ihr vor. Der Kardinal war ohne alle Insignien seiner hohen Stellung. Er erkannte Armelline beim ersten Anblick, so genau war meine Beschreibung gewesen; er sprach mit ihr von ihren Reizen und wünschte ihr Glück zu meiner Bekanntschaft.

Das arme Mädchen erröthete bis zu den Augen, und ich glaubte, sie würde ohnmächtig werden, als die Fürstin zu ihr äußerte, sie sei die Schönste im ganzen Hause und ihr zwei zärtliche Küsse gab, etwas durch die Einrichtungen des Hauses Verbotenes.

Nachdem die Fürstin so Armelline geliebkost hatte, begann sie der Superiorin Complimente zu machen. Sie äußerte zu ihr, mit Recht habe ich von ihrem Geiste gesprochen, denn den Beweis liefere die im Hause herrschende Ordnung und Reinlichkeit. Ich werde mit dem Kardinal Orsini von Ihnen sprechen, fügte sie hinzu, und Sie können sich darauf verlassen, daß ich Ihnen die verdiente Gerechtigkeit wiederfahren lassen werde.

Nachdem wir alle Zimmer besehen, in denen indeß nichts Bemerkenswerthes zu finden war, stellte ich Emilie der Fürstin vor, welche dieselbe aufs Herzlichste empfing. Ich weiß, daß Sie traurig sind, sagte sie zu ihr, und errathe auch den Grund. Sie sind gut und hübsch, und ich werde mich bemühen, einen Mann zu suchen, der das Geheimniß finden wird, Sie glücklich zu machen. Die Superiorin begleitete das Compliment mit einem beifälligen Lächeln; ich sah aber ein Dutzend bejahrter Frömmlerinnen Gesichter schneiden.

Emilie, welche nicht zu antworten wagte, ergriff die Hand der Fürstin und küßte sie ihr mit Wärme, gleichsam um sie zum Halten ihres Versprechens aufzufordern.

Ich schwelgte, als ich unter einer Menge wahrhaft schöner Mädchen kein einziges sah, welches mit meiner Armelline einen Wettkampf hätte eingehen können; denn gleich wie das Gestirn des Tages die glänzendsten Sterne verdunkelt, so verdunkelte auch sie alle andern Mädchen.

Als wir in das Sprechzimmer hinabgingen, sagte die Fürstin zu Armellinen, sie würde den Kardinal um die Erlaubniß bitten, sie während des Karnevals drei oder viermal ins Theater zu führen.

Bei diesen Worten sah ich die ganze Heerde förmlich vor Staunen erstarren mit Ausnahme der Superiorin, welche äußerte, Se. Eminenz habe das Recht, in einem Hause, wo die Mädchen nur um gute Heirathen zu machen wären, jede Maaßregel der Strenge aufzuheben.

Die arme Armelline, auf welche Schaam und Freude einstürmten, schien vernichtet. Sie wußte nicht, woher sie passende Ausdrücke nehmen sollte, um der Fürstin zu danken, welche bei ihrer Verabschiedung sowohl sie wie ihre Freundin Emilie der Superiorin aufs Wärmste empfahl und dieser einen

Schein gab, um ihnen kleine Geschenke, deren sie am benöthigsten sein möchten, zu machen.

Es läßt sich wohl denken, was ich Alles der Fürstin sagte, um ihr meinen Dank auszudrücken, sobald wir wieder im Wagen saßen.

Ich brauchte Armelline nicht zu entschuldigen, denn die Fürstin und der Kardinal hatten sie richtig beurtheilt. Ihre Verlegenheit hatte sie natürlicher Weise verhindert, Geist zu zeigen, wenn man aber in ihr Auge blickte, so konnte man nicht zweifeln, daß sie welchen hatte. Uebrigens konnte sie nicht mehr sein, als wozu die Erziehung sie gemacht hatte.

Die Fürstin sehnte sich danach, mit ihr ins Theater zu gehen und sodann mit ihr in einem Gasthause zu Abend zu speisen, wie es in Rom Brauch ist.

Sie schrieb Armellinens und Emiliens Namen in ihr Notizbuch ein, um alle nur möglichen Gnadenbewilligungen für sie auszuwirken.

Ich dachte an die Geliebte meines armen Menicuccio's; indeß war der Augenblick nicht zu einer Empfehlung geeignet. Als ich aber am folgenden Tage einen günstigen Augenblick fand, verwendete ich mich beim Kardinal für diesen guten jungen Mann. Der Kardinal ließ ihn zu sich kommen, und da Menicuccio ihm gefiel, so nahm er so viel Antheil an ihm, daß er vor Ende des Karnevals seine Geliebte mit einer Mitgift von fünfhundert römischen Thalern heirathen konnte. Mit dieser Summe und den hundert Thalern, welche ich ihm schenkte, war er im Stande, sich gut einzurichten und einen Laden zu eröffnen.

Der auf unsern Besuch im Kloster folgende Tag war ein Tag des Triumphes für mich. Sobald ich nach gewohnter Weise am Gitter erschien, beeilte man sich, die Superiorin zu benachrichtigen, welche sich sogleich einstellte, um mir zu danken.

Der Schein, welchen ihr die Fürstin gegeben, lautete auf funfzig Thaler, und sie sagte zu mir, sie wolle das Geld anwenden, um Armellinen und Emilien Wäsche zu kaufen.

Die lieben Klosterbewohnerinnen waren starr vor Staunen, als ich ihnen sagte, der dicke Abbé sei der Kardinal Bernis, denn sie glaubten, ein Kardinal könne nicht ohne Purpur erscheinen.

Die Herzogin von Fiano hatte ihnen eine Tonne Wein geschickt, den das Kloster lange nicht gekostet hatte; so viele Geschenke ließen sie übrigens noch andere erwarten. Da sie mich als die Quelle und den ersten Urheber ihres Glücks betrachteten, so gab sich in ihren Blicken, im Klange ihrer Stimme der Ausdruck der Dankbarkeit zu erkennen, und ich glaubte, nach Allem streben zu können.

Wenige Tage darauf dankte die Fürstin dem Kardinal Orsini und sagte zu demselben, sie nehme besondern Antheil an zwei jungen Mädchen, und um gute Versorgungen für dieselben zu finden, wünsche sie, sie zuweilen ins Theater zu nehmen, damit sie die Welt kennen lernten; sie verpflichte sich übrigens, sie aus dem Kloster selbst abzuholen und in dasselbe zurückzubringen oder sie nur sichern Personen anzuvertrauen. Der Kardinal erwiederte, die Superiorin würde in dieser Beziehung alle Befehle, die sie nur wünschen könnte, erhalten.

Als die Fürstin mir ihre Unterhaltung mit dem Kardinal berichtete, sagte ich zu ihr, ich würde es mir angelegen sein lassen, ihr von allen Befehlen, welche die Superiorin erhalten sollte, Kenntniß zu geben.

Schon am folgenden Tage meldete mir die Superiorin, daß der Kardinal ihr gesagt, Se. Eminenz überlasse es ihrer Weisheit, die ihrer Obhut anvertrauten jungen Personen zu leiten und bitte sie, auf die Wünsche der Fürstin Santa-Croce alle nur mögliche Rücksicht zu nehmen.

Zugleich, sagte die Superiorin, habe ich den Befehl empfangen, Sr. Eminenz die Namen aller der Mädchen zuzuschicken, welche das dreißigste Jahr überschritten haben und geneigt sein möchten, das Kloster zu verlassen: sie werden die Erlaubniß dazu und zweihundert Thaler erhalten. Noch habe ich diesen Befehl nicht bekannt gemacht, fügte sie hinzu; indeß glaube ich mich nicht zu täuschen, wenn ich annehme, daß ich wenigstens einige zwanzig verlieren werde.

Ich gab der Fürstin von den Befehlen des Kardinals Kenntniß, und sie fand, daß er nicht edler habe handeln können.

Der Kardinal Bernis, der bei unserer Unterhaltung zugegen war, äußerte zu ihr, wenn sie das erstemal ihre jungen Schutzbefohlenen ins Theater führe, so würde sie gut thun, sie in eigner Person abzuholen und der Superiorin zu sagen,

daß sie dieselben immer nur in ihrem Wagen und mit ihrer Livree holen lassen würde.

Natürlich trat die Fürstin der Ansicht des Kardinals bei, und wenige Tage darauf holte sie allein Emilie und Armelline ab, welche sie in ihren Palast Campo di Fiore führte, wo ich mit dem Kardinal, der Fürstin, ihrem Gemahl, und der Herzogin von Fiano auf sie wartete.

Man kam ihnen freundlich entgegen, man sprach gütig mit ihnen, man ermunterte sie, zu antworten, zu lachen, offen zu sagen, was sie dächten; Alles vergebens; da sie sich zum erstenmale in einem so prächtigen Gemache, in einer so glänzenden Gesellschaft sahen, so waren sie so verwirrt, daß sie nicht den Muth zum Sprechen finden konnten, denn die Schaam ließ sie fürchten, daß sie Dummheiten sagen könnten. Emilie wagte nicht zwei Worte zu sagen, ohne von ihrem Platze aufzustehen, und Armelline glänzte nur durch ihre Schönheit und die Röthe, welche sich bei jeder an sie gerichteten Frage auf ihrem Gesichte malte und dasselbe verschönerte. Mochte die Fürstin sie noch so viel mit Küssen bedecken, sie vermochte sie zu keiner Erwiederung derselben zu bewegen.

Da sich Armelline indeß bald etwas sicherer fühlte, so bemächtigte sie sich der Hand der Fürstin und drückte mit gerührtem Herzen ihre Lippen darauf; wenn aber die schöne Römerin ihre Lippen auf die des jungen Mädchens preßte, so blieb dasselbe unthätig, und es schien, als ob sie die so natürliche und so süße Kunst, einen Kuß zu geben, durchaus nicht kenne.

Der Kardinal und die Fürstin lachten; die Herzogin sagte, eine so große Zurückhaltung sei nicht natürlich. Ich litt, denn ein so linkisches Benehmen schien mir doch ziemlich nahe an Albernheit zu grenzen, da ja Armelline nur mit den Lippen der Fürstin dasselbe vorzunehmen brauchte, was sie mit ihren Händen vorgenommen hatte. Ohne Zweifel glaubte sie aber, wenn sie dem Beispiele der Fürstin folgte, die Achtung gegen dieselbe aus den Augen zu setzen, wie dringend auch die Aufforderungen waren, welche an sie ergingen.

Die Erziehung verdirbt die Natur, wenn sie dieselbe nicht vervollkommnet.

Der Kardinal nahm mich bei Seite und sagte, es scheine ihm unmöglich, daß ich die junge Person in Zeit von zwei

Monaten noch nicht eingeweiht haben sollte; indeß mußte er sich doch davon überzeugen und die Gewalt einer langen, durch das Vorurtheil befestigten Gewohnheit anerkennen.

Für dieses erste Mal wollte die Fürstin sie in das Theater Torre di Nonna führen, wo komische Stücke aufgeführt werden; hier waren sie genöthigt zu lachen, und das gab uns Hoffnung.

Nach dem Theater speisten wir in einem Gasthause zu Abend, und dem guten Essen, so wie meinen Ermahnungen gelang es, sie einigermaaßen aufzuthauen. Wir überredeten sie, Wein zu trinken und dadurch erhielten sie Muth. Emilie legte ihre Traurigkeit ab, und Armelline entschloß sich endlich, die Fürstin ordentlich zu küssen. Wir klatschten ihr Beifall, und gaben ihr dadurch den Beweis, daß sie nicht übel gethan habe.

Natürlich gab mir die Fürstin den angenehmen Auftrag, ihre beiden Gäste nach dem Kloster zurückzubringen, und dieß war der Augenblick, wo ich den ersten Schritt zur Erreichung des großen Ziels thun mußte; kaum aber hatte sich der Wagen in Bewegung gesetzt, als ich bemerkte, daß ich die Rechnung ohne den Wirth gemacht hatte. Wenn ich küssen wollte, wendete man den Kopf weg; wenn ich eine unbescheidene Hand ausstrecken wollte, hüllte man sich ein; wenn ich mit Gewalt vordringen wollte, setzte man mir Gewalt entgegen; wenn ich mich beklagte, sagte man mir, ich habe Unrecht; wenn ich zornig wurde, ließ man mich reden, und wenn ich drohte, nicht wieder zu kommen, so glaubte man mir nicht.

Im Kloster angelangt, öffnete uns eine Magd die kleine Pforte, und da ich sah, daß sie dieselbe nach dem Eintritte der beiden Mädchen nicht schloß, so trat ich ebenfalls ein und ging mit ihnen zur Superiorin hinauf, welche im Bette lag und über mein Erscheinen nicht verwundert schien. Ich sagte zu ihr, ich habe es für meine Pflicht gehalten, ihr persönlich ihre beiden jungen Zöglinge zurückzubringen. Sie dankte mir, sagte, ich habe sehr wohlgethan, fragte diese, ob sie sich gut unterhalten und tüchtig gelacht, wünschte mir dann eine gute Nacht und bat mich, beim Weggehen so wenig Geräusch wie möglich zu machen.

Ich entfernte mich, ihnen einen guten Schlaf wünschend, und nachdem ich der Magd und dem Kutscher eine gute Nacht

gewünscht, ließ ich mich nach Hause fahren, wo ich Margarethe auf einem Lehnstuhle eingeschlafen fand. Sie empfing mich mit Schmähungen, begütigte sich aber bald, als sie sich durch die Gewichtigkeit meiner Liebkosungen überzeugte, daß ich mich keiner Untreue schuldig gemacht habe.

Ich stand erst gegen Mittag auf, und um drei Uhr begab ich mich zur Fürstin, wo ich den Kardinal fand.

Sie waren auf einen Triumphbericht gefaßt; die Erzählung des Gegentheils und ganz besonders der Ausdruck meiner Gleichgültigkeit überraschte sie sehr.

Ich muß freilich gestehen, daß meine Miene keineswegs der Ausdruck der Wirklichkeit war. Da ich nicht mehr im Alter war, das Kind zu spielen, so gab ich meinem Unsterne eine komische Wendung und äußerte zu ihnen, ich liebe die Pamelas nicht und habe daher das Unternehmen aufgegeben.

Mein Lieber, sagte der Kardinal, in drei Tagen werde ich Ihnen mein Compliment machen.

Der Kardinal gab hiedurch eine Probe von seiner Kenntniß des menschlichen Herzens.

Armelline, welche mich an diesem Tage nicht sah, glaubte, ich habe lange geschlafen; als aber auch der folgende Tag vorüberging, ohne daß sie mich erblickte, schickte sie zu ihrem Bruder, um sich erkundigen zu lassen, ob ich krank sei; denn bisher waren noch nicht zwei Tage verflossen, wo ich sie nicht besucht hatte.

Menicuccio brachte mir Nachricht von der Beunruhigung seiner Schwester; er freute sich übrigens, ihr sagen zu können, daß ich gesund sei.

Ja, mein Freund, sagen Sie Ihrer Schwester, ich würde mich auch ferner bei der Fürstin für sie verwenden, sie würde mich aber nicht wiedersehen.

Weshalb denn?

Weil ich mich von meiner unglücklichen Leidenschaft zu heilen suchen will. Ihre Schwester liebt mich nicht, davon bin ich überzeugt. Ich bin nicht mehr jung und keineswegs gesonnen, der Märtyrer ihrer Tugend zu werden. Die Liebe gestattet einem jungen Mädchen nicht, die Strenge so weit zu treiben, daß sie einem Manne, der sie anbetet, nicht einen einzigen Kuß bewilligen sollte.

Das hätte ich wirklich nicht von ihr geglaubt.

Es ist indeß so, und ich muß der Sache ein Ende machen. Ihre Schwester ist zu jung und weiß nicht, was sie thut, indem sie gegen einen verliebten Mann in meinem Alter so handelt. Sagen Sie ihr das, Menicuccio, lassen Sie sich aber ja nicht beikommen, ihr Rath zu ertheilen.

Sie können sich nicht denken, wie sehr mich das betrübt; vielleicht stört sie aber Emiliens Gegenwart.

Nein, denn oft bin ich in sie gedrungen, wenn sie allein war und habe nichts von ihr erlangt. Ich will mich heilen, denn wenn sie mich liebt, mag ich sie weder durch Verführung, noch durch Dankbarkeit erobern. Die Ausübung der Tugend kostet einem Mädchen nichts, wenn es nicht liebt; sie kann das Gefühl haben, daß sie undankbar handle, sie findet aber einen Gefallen daran, die Dankbarkeit dem Vorurtheile zu opfern. Sagen Sie mir, wie Ihre Zukünftige Sie behandelt?

Sehr gut, seitdem sie sicher ist, daß ich sie heirathe.

Nun that es mir leid, daß ich mich für verheirathet ausgegeben hatte, denn sonst würde ich ihr sogar die Ehe versprochen haben, ohne sie zu täuschen zu beabsichtigen.

Menicuccio entfernte sich betrübt und ich begab mich in die Versammlung der Arcaden im Kapitol, wo die Marquise d'Aoû̂t ihr Aufnahmegedicht vortragen sollte. Diese Marquise war eine junge Französin und lebte seit einem halben Jahre in Rom mit ihrem Gemahle, einem gleich ihr sanften und liebenswürdigen Manne, der ihr indeß in geistiger Beziehung nachstand, denn sie hatte sogar Genie. An diesem Tage begann ich mit ihr sehr genau bekannt zu werden, indeß ohne alle Liebesgedanken und gern ließ ich den Platz einem französischen Abbé frei, der sich wahnsinnig in sie verliebt hatte.

Die Fürstin Santa-Croce äußerte täglich zu mir, sie wolle mir, so oft ich es wünsche, den Schlüssel zu ihrer Loge geben, damit ich Armelline und Emilie allein in die Oper führen könne; als sie indeß acht Tage verfließen sah, ohne daß ich auf diesen Gegenstand zurückkam, so glaubte sie, ich habe gänzlich gebrochen.

Der Kardinal dagegen glaubte, daß ich fortwährend verliebt sei und lobte mein Benehmen. Er sagte vorher, daß die Superiorin an mich schreiben würde, und er hatte richtig vermuthet, denn wirklich schrieb sie mir nach Verlauf von acht

Tagen ein kleines, sehr höfliches Billet, worin sie mich um meinen Besuch bat. Ich glaubte mich demselben nicht entziehen zu können.

Nachdem ich sie allein zu sprechen gewünscht, erschien sie, und fragte mich zunächst, warum ich meine Besuche ohne Weiteres eingestellt.

Weil ich in Armelline verliebt bin.

Wenn dieser Grund die Macht hatte, Sie täglich hieher zu führen, so begreife ich nicht, wie derselbe plötzlich ein ganz entgegengesetztes Resultat hat zur Folge haben können.

Das ist dennoch sehr natürlich, Madame; denn wenn man liebt, so begehrt man, und wenn man vergeblich begehrt, so leidet man; fortwährendes Leiden macht aber unglücklich. Sie sehen also, daß ich Alles, was in meiner Macht steht, aufbieten muß, um es nicht ferner zu sein.

Ich beklage Sie und sehe, daß Sie wie ein Weiser handeln; wenn die Sache aber so steht, wie ich glaube, so gestatten Sie mir, Ihnen bemerklich zu machen, daß Sie Armelline achten müssen und daß Sie nicht durch Ihr plötzliches Verlassen derselben allen ihren Gefährtinnen Anlaß geben dürfen, hinsichtlich ihrer ein der Wahrheit zuwiderlaufendes Urtheil zu fällen.

Und welches Urtheil, Madame?

Daß Ihre Liebe nur eine Laune war, und daß Sie sie nach Befriedigung derselben verlassen haben.

Das wäre der Gipfel der Bosheit; ich weiß indeß nicht, was ich thun soll, denn ich kenne kein anderes Mittel, mich von meiner Narrheit zu heilen. Kennen Sie ein anderes, Madame, so haben Sie die Güte, es mir mitzutheilen.

Ich bin mit dieser Krankheit sehr wenig vertraut; mir scheint es aber doch, daß die Liebe sich allmählig in Freundschaft verwandelt und daß man dann ruhiger wird.

Das ist richtig; wenn aber die Liebe sich in Freundschaft verwandeln soll, so muß sie nicht hart behandelt werden. Geht der geliebte Gegenstand nicht schonend mit ihr um, so geräth sie in Verzweiflung, und dann wird sie Verachtung oder Gleichgültigkeit. Ich will weder mich in Verzweiflung stürzen, noch es dazu kommen lassen, daß ich Armelline verachte, die ein Engel von Schönheit und Tugend ist. Ich werde ihr auch

ferner nützlich sein, Madame, ganz ebenso, als ob sie mich glücklich gemacht hätte; ich will sie aber nicht mehr sehen und bin überzeugt, daß ihr das nicht mißfallen kann, denn meinen Zorn muß sie bemerkt haben. So etwas darf nicht wieder vorkommen.

Für mich liegt die Sache so: ich bin im Unklaren; die Mädchen haben mir immer versichert, daß sie sich gegen Sie nichts haben zu Schulden kommen lassen, und daß sie den Grund, weshalb Sie nicht mehr kommen, nicht zu errathen vermögen.

Sei es Furchtsamkeit, sei es Klugheit, sei es Zartgefühl, sei es Furcht, mir in Ihren Augen zu schaden, so haben sie Sie belogen; Sie verdienen indeß Alles zu wissen, Madame, und meine Ehre erfordert, daß ich Sie von Allem in Kenntniß setze.

Ich bitte Sie darum, und Sie können auf meine Verschwiegenheit rechnen.

Nun erzählte ich ihr Alles ausführlich und sah, daß sie sehr ergriffen war.

Mein Grundsatz, sagte sie, ist, das Böse nur dann zu glauben, wenn ich guten Grund dazu habe; da ich indeß die menschliche Schwäche kenne, so hätte ich nie geglaubt, daß Sie innerhalb so enger Grenzen geblieben wären, während Sie sie seit drei Monaten doch täglich gesehen haben. Mir scheint es, daß ein Kuß weniger schlimm wäre, als der Anstoß, den Ihr Nichtkommen giebt.

Ich bin überzeugt, daß Armelline nichts danach fragt.

Sie thut nichts als weinen.

Ihre Thränen können aus einem Gefühle der Eitelkeit oder vielleicht aus dem Schmerze entspringen, welchen der Grund, dem man meine Abwesenheit zuschreibt, ihr verursacht.

Nein, denn ich habe allen gesagt, daß Sie krank seien.

Und was sagt Emilie?

Sie weint nicht, ist aber sehr traurig, und meiner Ansicht nach will sie, indem sie beständig sagt, wenn Sie nicht mehr kämen, so sei es nicht ihre Schuld, dadurch zu verstehen geben, daß die Schuld an Armellinen liege. Thun Sie mir den Gefallen und kommen Sie morgen. Sie vergehen vor Lust, die Aliberti-Oper und die Opera buffa in Capronica zu sehen.

Wolan, Madame, morgen früh werde ich zum Frühstücke kommen, und morgen Abend werden sie die Oper sehen.

Das ist mir sehr lieb, und ich danke Ihnen. Darf ich denselben die Nachricht bringen?

Ich bitte Sie sogar, Armellinen zu sagen, daß ich mich nur mit Rücksicht auf alles das, was Sie mir gesagt haben, entschlossen habe, sie wiederzusehen.

Die Fürstin hüpfte vor Freuden, als ich ihr von meiner Unterredung mit der Superiorin Nachricht brachte, und der gute Kardinal rief aus, er habe richtig gerathen. Die Fürstin gab mir den Schlüssel zu ihrer Loge und schickte nach ihrem Stalle den Befehl, daß ihre Livree zu meiner Verfügung stehen solle.

Als ich am folgenden Tage Armelline rufen ließ, kam Emilie zuerst herunter, damit sie Zeit behielte, mir wegen meines grausamen Benehmens Vorwürfe zu machen. Sie sagte, wenn ein Mann ernstlich liebe, könne er nicht so handeln und ich habe übel daran gethan, der Superiorin Alles zu sagen.

Ich würde ihr nichts gesagt haben, liebe Emilie, wenn ich ihr irgend etwas Wichtiges hätte sagen können.

Armelline ist unglücklich, seitdem sie Sie kennt.

Und weshalb?

Weil sie nicht von ihrer Pflicht abgehen will und weil sie sieht, daß Sie sie nur lieben, um sie von derselben abwendig zu machen.

Ihr Unglück wird indeß aufhören, sobald ich sie nicht mehr belästige.

Dann werden Sie aber auch aufhören, sie zu sehen.

Ganz richtig. Glauben Sie, daß mir das nicht schwer fällt? Meine Ruhe erfordert indeß diese Anstrengung.

Dann wird sie überzeugt werden, daß Sie sie nie geliebt haben.

Sie mag glauben, was sie will. Einstweilen bin ich aber überzeugt, daß wenn sie mich so liebte, wie ich sie liebe, wir eins sein würden.

Wir haben Pflichten, die Sie nicht zu haben glauben.

So bleiben Sie Ihren vermeintlichen Pflichten treu und nehmen Sie es nicht übel, wenn ein Mann von Ehre dieselben achtet, indem er sich fern von Ihnen hält.

Armelline erschien und ich fand sie verändert.

Weshalb sehen Sie blaß aus, und warum haben Sie Ihre lachende Miene nicht mehr?

Weil Sie mich geärgert haben.

Wolan, besänftigen Sie sich, gewinnen Sie Ihre gute Laune wieder und gestatten Sie, daß ich mich von einer Leidenschaft zu heilen suche, welche der Art ist, daß sie mich dazu treibt, Sie Ihrer Pflicht abwendig zu machen. Ich werde nichtsdestoweniger Ihr Freund sein und werde Sie, so lange ich in Rom bleibe, wöchentlich einmal besuchen.

Einmal wöchentlich! Dann mußten Sie nicht anfangs täglich kommen.

Das ist richtig. Ihre trügerische Physiognomie hat mir nicht gestattet, die Wahrheit zu errathen; ich hoffe indeß, daß das Gefühl bloßer Dankbarkeit Sie es nicht übelnehmen lassen wird, wenn ich mich bemühe, wieder vernünftig zu werden. Wenn aber das Heilmittel wirksam sein soll, so muß ich es mir zum Gesetze machen, Sie so selten wie möglich zu sehen. Denken Sie ein wenig nach, und Sie werden finden, daß der Entschluß, welchen ich fasse, weise ist und Ihre Achtung verdient.

Es ist grausam, daß Sie mich nicht so lieben können, wie ich Sie liebe.

Das heißt ruhig, ohne jede Begierde.

Das sage ich nicht, aber doch so, daß Sie Ihre Begierden im Zaume zu halten vermögen, wenn dieselben mit Ihren Pflichten in Widerstreit gerathen.

Das ist eine Wissenschaft, welche ich in meinem Alter nicht mehr lernen kann und woran mir im Grunde auch nichts gelegen ist. Möchten Sie mir wohl sagen, ob Sie sehr leiden, indem Sie die Begierden unterdrücken, die Ihnen Ihre Liebe zu mir einflößt?

Es würde mir sehr leid thun, wenn ich meine Begierden unterdrücken müßte, so oft ich an Sie denke. Im Gegentheil pflege und liebe ich sie. Ich wünschte, daß Sie Papst würden, ich möchte zuweilen, daß Sie mein Vater wären, um mir Liebkosungen gegen Sie gestatten zu können; in meinen Träumen wünsche ich, daß Sie ein Mädchen gleich mir wären, damit wir alle Stunden des Tages zusammen leben könnten.

Ich konnte nicht umhin, über diesen naiven, aber natürlichen und eben so wahren wie sonderbaren Ausdruck zu lachen.

Nachdem ich ihnen gesagt, daß ich sie abholen würde, um sie ins Aliberti-Theater zu führen, verließ ich sie sehr befriedigt; denn in Allem, was mir Armelline gesagt hatte, fand ich nicht die geringste Spur von Arglist oder Koketterie. Ich sah deutlich, daß sie mich liebte und sich steifte, es sich selbst nicht einzugestehen. Hieraus entsprang ihre Abneigung, mir Begünstigungen zu bewilligen, die zu theilen die Natur sie gezwungen haben und wodurch sie zur Erkenntniß ihrer wirklichen Gefühle gelangt sein würde. Dieser Gedanke war noch unentwickelt in ihr, denn die Kunst hatte noch keine Einwirkung auf ihre Seele gehabt, und die Erfahrung hatte ihr noch nicht gelehrt, daß sie entweder mich fliehen oder sich gefaßt machen müsse, unserer Liebe zu unterliegen.

Als die Zeit der Oper gekommen war, holte ich die beiden Freundinnen in derselben Equipage ab, und sie ließen nicht auf sich warten. Ich war allein im Wagen, sie zeigten indeß kein Erstaunen. Emilie brachte mir die Komplimente der Superiorin und sagte, dieselbe lasse mich bitten, sie am folgenden Tage zu besuchen. In der Oper that ich nichts, um ihre Aufmerksamkeit von dem Schauspiele abzulenken, welches sie zum ersten Male sahen. Ich war weder fröhlich noch traurig und beschäftigte mich nur mit dem Beantworten ihrer Fragen. Da sie Römerinnen waren, so mußten sie einigermaaßen wissen, was ein Kastrat sei; Armelline hielt indeß den Unglücklichen, welcher die Prima-Donna vorstellte, für eine Frau und glaubte den Beweis in einem Anscheine von Busen zu finden, der bei ihm in der That sehr schön war.

Würden Sie wagen, fragte ich, sich mit dieser Person in ein Bett zu legen?

Nein, aber nur, weil ein anständiges Mädchen immer allein schlafen muß.

Eine so strenge Erziehung hatten die Mädchen dieses Hauses bisher erhalten. Diese geheimnißvolle Zurückhaltung hinsichtlich alles dessen, was zu den Freuden der Liebe einladen konnte, lief darauf hinaus, Allem, was sich auf das Fühlen und Sehen bezieht, die größte Wichtigkeit zu geben. Das war der Grund, weshalb Armelline mir ihre Hände erst lange streitig machte, bevor sie sie mir überließ und daß sie

ebensowenig wie Emilie mir nie gestatten wollte, mich zu überzeugen, ob meine gefütterten Strümpfe ihnen gut säßen.

Das strenge Verbot, mit einem andern Mädchen zusammenzuschlafen, hatte sie auf den Gedanken bringen müssen, daß es eine große Sünde sei, sich nackt vor einer Gefährtin sehen zu lassen, sich also vor einem Manne sehen zu lassen, mußte ein Verbrechen ohne Gleichen sein.

So oft ich mir am Gitter nur einigermaaßen freie Aeußerungen über die Freuden der Liebe gestattet, hatte ich sie taub und stumm gefuuden.

Obwohl Emilie trotz ihrer Blässe hübsch und frisch war, so nahm ich doch nicht Antheil genug an ihr, um daran zu denken, wie ich ihr ihre Traurigkeit vertreiben möchte; da mich aber die Liebe verzehrte, so gerieth ich in Verzweiflung, wenn ich sah, daß Armelline ihre lachende Miene verlor, sobald ich sie fragte, ob sie von der Verschiedenheit der Körperbildung einer Frau und eines Mannes eine Ahnung habe.

Als wir die Oper verließen, äußerte Armelline zu mir, sie habe starken Appetit, denn seit acht Tagen habe sie wegen des Kummers, den ich ihr bereitet, fast nichts gegessen.

Hätte ich das ahnen können, versetzte ich, so hätte ich ein gutes Abendessen bestellt, während ich Ihnen jetzt nur anbieten kann, was der Zufall uns bescheeren wird.

O, das thut nichts. Wie viel werden wir unsrer sein?

Wir drei.

Desto besser, so sind wir um so freier.

Sie lieben also die Fürstin nicht?

Ich bitte um Entschuldigung, sie verlangt aber Küsse, und das gefällt mir nicht.

Dennoch haben Sie ihr sehr feurige gegeben.

Weil ich fürchtete, sie würde mich für ein dummes Mädchen halten, wenn ich es nicht thäte.

Würden Sie mir auch wohl sagen, ob Sie durch diese Küsse eine Sünde begangen zu haben glauben?

Nein, gewiß nicht; denn ich habe kein Vergnügen daran gefunden, mir vielmehr Gewalt angethan.

Warum haben Sie denn diese Anstrengung nicht auch zu meinen Gunsten gemacht?

Sie schwieg, und wir gelangten in das Gasthaus, wo ich

zunächst ein tüchtiges Feuer anzünden ließ und sodann ein gutes Abendessen bestellte.

Als der Kellner mich fragte, ob ich Austern wünschte und ich sah, daß meine beiden Gäste neugierig darauf waren, so erkundigte ich mich nach dem Preise

Sie sind aus dem venetianischen Arsenal, antwortete er, und wir können Sie nicht unter fünfzig Paoli das Hundert geben.

Gut, so bringen Sie uns ein Hundert; sie müssen aber in meiner Gegenwart geöffnet werden.

Armelline, entsetzt, daß ihre Laune mir fünf römische Thaler kosten sollte, bat mich um Zurücknahme des Befehls; sie schwieg aber, als ich sagte, nichts sei mir zu theuer, wenn ich ihr ein Vergnügen damit machen zu können glaube.

Bei diesen Worten ergriff sie meine Hand, welche sie an die Lippen führen wollte; ich zog dieselbe aber etwas barsch zurück, worüber sie sich sehr kränkte.

Ich saß zwischen ihnen am Feuer, und ihre Betrübniß ging mir sehr nahe.

Ich bitte Sie um Entschuldigung, Armelline, sagte ich zu ihr, ich habe Ihnen meine Hand nur deshalb entzogen, weil sie nicht werth ist, daß Sie Ihre schönen Lippen darauf drücken.

Trotz meiner Entschuldigung vermochte sie nicht zwei dicke Thränen zurückzuhalten, welche ihre rosenfarbnen Wangen entlang flossen. Ich fühlte einen tiefen Schmerz.

Armelline war ein Täubchen, welches nicht hart behandelt werden durfte. Ich konnte auf ihre Liebe verzichten; da ich mich ihr aber nicht verhaßt machen wollte, so durfte ich sie entweder nicht mehr sehen oder mußte sie ganz anders behandeln.

Da ihre Thränen mich überzeugt hatten, daß ich ihr Zartgefühl tief verletzt hatte, so stand ich auf und bestellte Champagner.

Als ich nach einigen Minuten wieder ins Zimmer trat, sah ich, daß sie ihren Thränen freien Lauf gelassen hatte und daß sie sich mit betrübtem Gemüthe zu Tische setzen würde. Das schmerzte mich tief. Ich hatte keine Zeit zu verlieren; ich wiederholte meine Entschuldigungen, und bat sie, ihre

heitre Miene wieder anzunehmen, wofern sie mir nicht die härteste Strafe auferlegen wolle.

Da Emilie mich unterstützte, so nahm ich ihre Hand und bedeckte sie mit zärtlichen Küssen; jetzt war ich so glücklich, wieder Heiterkeit aus ihren schönen Augen strahlen zu sehen.

Man öffnete die Austern in unserer Gegenwart, und das Staunen der jungen Mädchen würde mich sehr belustigt haben, wenn mein Herz zufriedener gestimmt gewesen wäre. Die Liebe verursachte mir aber Qualen und ich schmachtete. Vergeblich bat mich Armelline so zu sein, wie ich im Anfange unserer Bekanntschaft gewesen; die Stimmung hängt ja nicht vom Willen ab.

Wir setzten uns zu Tische und ich lehrte meinen liebenswürdigen Tischgenossinnen, die Austern zu schlürfen, welche vortrefflich waren und in ihrem Wasser schwammen.

Als Armelline etwa ein Dutzend gegessen, sagte sie zu ihrer Freundin, der Genuß einer so feinen Speise müsse eine Sünde sein.

Nicht weil die Speise so fein ist, fiel Emilie ein, sondern weil wir mit jedem Bissen einen halben Paolo verzehren.

Einen halben Paolo! sagte Armelline, und der heilige Vater verbietet so etwas nicht. Wenn dies nicht eine Sünde der Völlerei ist, so weiß ich nicht, was man so nennen will. Ich esse diese Austern sehr gern, habe aber schon daran gedacht, mich dessen in der Beichte anzuklagen, um zu hören, was mein Beichtvater dazu sagen wird.

Diese Naivetäten waren eine große Erquickung für meine Seele; mein Körper wollte indeß auch die seinige haben, und diese fehlte mir. Meine Liebe war neidisch auf meinen Mund.

Wir aßen fünfzig Austern und tranken dazu zwei Flaschen moussirenden Champagners.

Ich hätte gern gelacht, und Armelline, welche ich nur mit den Augen verschlingen konnte, mit meinen Küssen verschlungen.

Den Rest der Austern sparte ich für das Dessert auf und befahl nun das Abendessen aufzutragen; da ich einigermaaßen auf die Macht des Bachus rechnete, so verbannte ich das Wasser.

Das Abendessen, welches wir erhielten, übertraf alle

unsere Hoffnungen, und die beiden jungen Damen ließen es sich schmecken.

Gegen Ende desselben war sogar Emilie Feuer und Flamme.

Ich ließ Citronen und eine Flasche Rum heraufkommen, und nachdem ich die fünfzig Reserve-Austern hatte auftischen lassen, schickte ich den Kellner weg und bereitete eine Bowle Punsch, welchen ich durch eine hineingegossene Flasche Champagner vervollkommente.

Nachdem wir einige Austern gegessen und ein oder zwei Glas Punsch, der den beiden Freundinnen einen Schrei der Bewunderung entlockte, getrunken hatten, ersuchte ich Emilie, mir eine Auster mit ihren Lippen zu reichen. Sie haben zu viel Geist, sagte ich zu ihr, als daß Sie glauben könnten, Sie begingen dadurch etwas Böses.

Emilie, durch diesen Vorschlag in Erstaunen gesetzt, begann nachzudenken. Armelline betrachtete sie aufmerksam, denn sie war gespannt auf die Antwort, welche dieselbe mir ertheilen würde.

Warum, sagte sie, machen Sie nicht Armellinen diesen Vorschlag?

Reich Du ihm die erste, fiel Armelline ein, und wenn Du den Muth hast, werde ich ihn auch haben.

Was für Muth gehört dazu? Es ist ein kindisches Spiel und durchaus nichts Böses dabei.

Nach dieser Antwort glaubte ich Victoria rufen zu können. Ich legte ihr die Auster auf den Rand der Lippen, und nach vielem Gelächter schlürfte sie die zwischen ihren Lippen befindliche Auster ein. Ich beeilte mich, dieselbe an mich zu ziehen, indem ich meine Lippen auf ihren Mund preßte, allerdings mit dem größten Anstande.

Armelline äußerte ihren Beifall mit dem Bemerken, daß sie ihr eine solche Tapferkeit nicht zugetraut habe; hierauf folgte sie ihrem Beispiele, und war nicht wenig erfreut über die zarte Weise, auf welche ich die Austern an mich zog, da ich kaum ihre schönen Lippen berührte. Man denke sich aber mein angenehmes Staunen, als sie sagte, ich müsse ihnen das Geschenk zurückgeben. Man wird leicht errathen, mit welchem Entzücken ich dieser Aufforderung nachkam.

Nach diesem angenehmen Scherze aßen wir weiter Austern und tranken Punsch dazu.

Wir saßen in einer Reihe, den Rücken dem Feuer zugekehrt, und der Kopf schwindelte uns: nie habe ich eine heitrere und vollständigere Trunkenheit gesehen. Der Punsch war indeß noch nicht zu Ende, und wir erstickten. Da ich es nicht mehr aushalten konnte, so zog ich meinen Rock aus, und sie waren genöthigt, die Kleider aufzuschnüren, deren Leibchen mit Pelz gefüttert waren.

Da ich errieth, daß sie Bedürfnisse haben könnten, die sie nicht zu äußern wagten, so zeigte ich ihnen ein Kabinet, wo sie es sich bequem machen konnten, worauf sie sich bei der Hand faßten und sich schnell dorthin begaben. Als sie zurückkamen, waren es nicht mehr die beiden furchtsamen Klosterbewohnerinnen; sie brachen in lautes Gelächter aus, als sie sahen, daß sie sich nicht fest auf den Beinen erhalten und nicht mehr grade einhergehen konnten.

Ich saß vor dem Feuer und diente ihnen gewissermaaßen als Ofenschirm; so verschlang ich mit meinen Blicken tausend Reize, welche sie mir in ihrem damaligen Zustande nicht mehr entziehen konnten. Ich sagte zu ihnen, wir dürften nicht ehe ans Weggehen denken, als bis wir mit dem Punsche fertig wären, und sie antworteten wie aus einem Munde und unter lautem Lachen, es würde eine große Sünde sein, etwas so Gutes umkommen zu lassen.

Hierauf wagte ich ihnen zu sagen, daß sie sehr schöne Beine hätten, und daß ich in große Verlegenheit kommen würde, wenn ich sagen sollte, welcher ich den Vorzug gäbe. Hierdurch verdoppelte ich ihre Heiterkeit, denn sie hatten nicht bemerkt, daß ihre offenen Kleider und ihre kurzen Unterröcke mich dieselben zur Hälfte sehen ließen.

Nachdem wir den letzten Tropfen ausgetrunken, plauderten wir noch eine halbe Stunde, und ich wünschte mir selbst Glück, daß ich Stärke genug über mich hatte, um nichts zu unternehmen. Im Augenblicke des Aufbruchs fragte ich sie, ob sie sich über mich zu beklagen hätten. Armelline antwortete schnell, wenn ich sie als meine Tochter annehmen wolle, so sei sie bereit, mir bis ans Ende der Welt zu folgen.

Sie fürchten also nicht, daß ich Sie zu einer Verletzung Ihrer Pflichten verleiten möchte?

Nein, ich halte mich für sehr sicher bei Ihnen.

Und Sie, theure Emilie?

Ich werde Sie lieben, wenn Sie das thun, was die Superiorin Ihnen morgen sagen wird.

Ich werde Alles thun, aber erst gegen Abend mit ihr sprechen, denn es ist jetzt beinahe drei Uhr.

Nun verdoppelte sich das Gelächter! Was wird Mama sagen! Was wird Mama sagen!

Ich bezahlte die Rechnung, be'ohnte den Kellner, der uns gut bedient hatte, und führte sie in ihr Kloster zurück, wo die Pförterin gewiß mit der Reform des Hauses sehr zufrieden war, als sie zwei Zechinen in ihren Händen blinken sah.

Margarethe, die mir gewiß die Augen ausgekratzt hätte, wenn ich ihr nicht den Beweis geliefert, daß ich ihr treu geblieben, war sehr zufrieden; denn bei ihr löschte ich das Feuer, welches Armelline und der Punsch in meinen Sinnen entzündet hatten. Ich sagte ihr, ich sei durch eine Spielpartie so lange zurückgehalten worden, und da ihre Leidenschaft befriedigt wurde, so verlangte sie nicht mehr zu wissen.

Am folgenden Tage erheiterte ich die Fürstin und den Kardinal durch die umständliche Erzählung dessen, was sich zugetragen hatte. Sie haben den Augenblick versäumt, äußerte die Fürstin. Das glaube ich nicht, meinte der Kardinal; ich bin vielmehr der Ansicht, daß er sich einen vollständigeren Sieg für ein andermal gesichert hat.

Am Abend begab ich mich ins Kloster, wo die gute Superiorin mich aufs Beste empfing. Sie machte mir ein Compliment, daß ich mich mit den beiden Mädchen bis drei Uhr Morgens zu belustigen verstanden, ohne daß irgend etwas Unanständiges dabei vorgefallen wäre. Dieselben hatten ihr gesagt, auf welche Weise wir das halbe hundert Austern gegessen, und sie meinte ich hätte eine recht komische Idee gehabt. Ich bewunderte ihre Unbefangenheit, Einfachheit oder Philosophie.

Nach diesem Eingange äußerte sie, ich könne Emilie glücklich machen, wenn ich die Fürstin veranlasse, ihr einen Dispens von der Bekanntmachung des Aufgebots zu verschaffen, da ein Kaufmann in Civita-Vecchia sich um ihre Hand bewerbe, den sie, wäre kein Aufgebot erforderlich, längst geheirathet haben würde, weil eine Frau Vorzugsrechte an ihn zu

haben behauptete, die indeß nicht begründet wären. Ihr Einspruch wird zu einem Prozesse führen und Gott weiß, wann dieser zu Ende kommen wird. So könnten Sie, fügte sie hinzu, Emilie glücklich machen, und Sie würden das ganze Verdienst haben.

Ich schrieb mir den Namen des Mannes auf und versprach ihr, mich nach besten Kräften bei der Fürstin zu verwenden.

Haben Sie noch immer die Absicht, sich von Ihrer Liebe für Armelline zu heilen?

Ja, ich werde meine Besuche aber erst zur Fastenzeit einstellen.

In diesem Falle wünsche ich Ihnen Glück dazu, daß der Karneval dieses Jahr sehr lang ist.

Am folgenden Tage sprach ich mit der Fürstin von dem Dispens, der nur mit einem Zeugnisse des Bischofs von Civita-Vecchia, welches bescheinigte, daß der fragliche Mann frei sei, nachgesucht werden konnte. Der Kardinal sagte, man müsse den Mann kommen lassen, und die Sache würde keine Schwierigkeit haben, wenn er zwei Zeugen stellen könnte, welche ihm bescheinigten, daß er unverheirathet sei.

Nachdem ich der Superiorin von den Ansichten Sr. Eminenz Kenntniß gegeben, schrieb sie ihm, und wenige Tage darauf erblickte ich das Individuum mit der Superiorin und Emilien am Gitter eines andern Sprechzimmers.

Nachdem er sich meinem Schutze bestens empfohlen, vertraute er mir, daß er, ehe er heirathe, die Sicherheit, sechshundert Thaler zu erlangen, haben müsse.

Es handelte sich nur darum, ihm eine Gnadenanweisung von zweihundert Thalern zu verschaffen, da das Kloster ihm schon vierhundert auszahlen mußte. Es gelang mir, ihm dieselbe zu verschaffen; vorher aber verschaffte ich mir ein ferneres Abendessen mit Armellinen, welche mich alle Morgen fragte, wann ich sie wieder in die komische Oper führen würde. Ich antwortete ihr, ich fürchte, daß meine Zärtlichkeit mich dazu bringen könnte, sie ihren Pflichten zu entfremden; sie aber entgegnete, die Erfahrung habe sie belehrt, daß sie mich nicht zu fürchten brauchten.

Viertes Kapitel.

Der Florentiner. — Emilie verheirathet. — Scolastica. — Armelline auf dem Balle.

War ich vor dem Abendessen in Armelline in solchem Grade verliebt gewesen, daß ich genöthigt war, sie nicht mehr zu sehen, wenn ich nicht den Verstand verlieren sollte, so fühlte ich nach diesem Abendessen die unbedingte Nothwendigkeit, sie zu erlangen, wenn ich nicht an dieser Liebe sterben sollte. Da ich gesehen, daß sie sich zu den kleinen Thorheiten, die ich sie hatte begehen lassen, nur um deswillen verstanden, weil sie dieselben für nichtsbedeutende Späße gehalten, so faßte ich den Entschluß, diesen Weg weiter zu verfolgen, um so weit wie möglich zu gelangen. Ich fing an, die Rolle des Gleichgültigen nach besten Kräften zu spielen, besuchte sie nur alle zwei Tage, blickte sie nur auf eine höfliche Weise an, und während ich so that, als vergäße ich, ihr die Hand zu küssen, küßte ich sie Emilien, sprach mit dieser von ihrer Heirath, indem ich hinzufügte, wenn ich sicher sein könne, gewisse Beweise der Zärtlichkeit von ihr zu erlangen, so würde ich mich nach ihrer Verheirathung auf einige Wochen in Civita-Vecchia niederlassen. Ich stellte mich so an, als ob ich nicht bemerke, daß diese Reden Armelline erbeben ließen, die nicht ertragen konnte, daß ich an Emilien Geschmack fand.

Emilie sagte zu mir, nach ihrer Verheirathung würde sie mehr Freiheit haben, während Armelline, gereizt, daß diese mir in ihrer Gegenwart Hoffnungen zu geben wagte, mit

bittrer Laune äußerte, die Pflichten einer verheiratheten Frau seien weit strenger, als die eines Mädchens.

Innerlich gab ich ihr Recht; da dieß aber nicht meinen Plänen entsprach, so suchte ich ihr eine falsche Theorie beizubringen, indem ich ihr bemerklich machte, daß die Hauptpflicht einer Frau darin bestehe, keine Zweifel über die Nachkommenschaft ihres Mannes aufkommen zu lassen, und daß alles Uebrige als Kleinigkeit aufgenommen werden müsse.

Um Armelline aufs Aeßerste zu treiben, sagte ich zu ihrer Freundin, wenn ich mich nachdrücklich für die Erlangung der für sie nachgesuchten Gnadenerweise verwenden solle, so dürfe sie mich nicht bloß Begünstigungen in Civita-Vecchia hoffen lassen, sondern sie müsse mir auch vor ihrer Heirath einige Proben ihrer künftigen Güte geben.

Ich werde Ihnen keine andere Unterpfänder meiner Zärtlichkeit geben, versetzte sie, als diejenigen, welche Ihnen Armelline geben wird, an deren Verheirathung Sie ebenfalls denken müssen.

Trotz der Bestürzung, in welche diese Aeußerung sie versetzte, sagte die sanfte Armelline zu mir: Sie sind der einzige Mann, den ich gesehen habe, seitdem ich auf der Welt bin, und da ich nicht hoffe, einen Mann zu finden, so werde ich Ihnen kein Unterpfand geben, obwohl ich nicht weiß, was Sie darunter verstehen.

Obwohl ich Grausamer mir der ganzen Reinheit dieses Engels bewußt war, so hatte ich doch die Härte, mich zu entfernen und sie in diesem Zustande zu verlassen.

Ich war mir wohl bewußt, daß ich mir eine schmerzliche Gewalt anthat, indem ich dieses anziehende Wesen, welches ich anbetete, mit solcher Härte behandelte; ich sah aber nur dieses Mittel, um ihre Vorurtheile zu besiegen, welche sich meiner Befriedigung entgegenstellten.

Ich hatte bei dem Haushofmeister des venetianischen Gesandten herrliche Austern gesehen und bewog ihn, mir ein Hundert abzulassen; hierauf miethete ich eine Loge im Theater Capronica und bestellte in demselben Gasthofe, wo wir schon gewesen, ein gutes Abendessen.

Ich wünsche, sagte ich zum Kellner, ein Zimmer, worin sich ein Bett befindet.

Das ist in Rom nicht gestattet, Signore; im dritten

Stockwerke befinden sich aber zwei Zimmer mit breiten Canapé's, welche die Betten wohl ersetzen können, wogegen die Inquisition nichts einwenden kann.

Nachdem ich mich von der Thatsache überzeugt, miethete ich diese beiden Zimmer und bestellte die feinsten Gerichte, die sich in Rom auftreiben ließen.

Als ich mit meinen beiden Schönen in die von mir gemiethete Loge trat, bemerkte ich in der benachbarten Loge die Marquise d'Août, welcher ich nicht aus dem Wege gehen konnte. Sie grüßte mich und wünschte sich Glück zu meiner Nachbarschaft. Sie war in Gesellschaft des französischen Abbé, ihres Mannes und eines jungen Mannes von edlem und hübschem Aussehen, welchen ich noch nicht gesehen hatte. Sie fragte mich sogleich, wer die beiden jungen Damen in meiner Gesellschaft seien, und ich erwiederte, sie seien aus dem Hause des venetianischen Gesandten. Sie lobte ihre Schönheit und begann, sich mit Armellinen zu unterhalten. welche in ihrer Nähe saß und auf eine sehr passende Weise antwortete, bis das Stück seinen Anfang nahm. Der junge Mann richtete an sie ebenfalls einige Complimente, und nachdem er mich um Erlaubniß gebeten, schenkte er ihr eine große Düte mit Bonbons, welche er sie mit ihrer Nachbarin zu theilen bat.

Da ich den schönen jungen Mann an seiner Aussprache als einen Florentiner erkannte, so fragte ich ihn, ob diese Zuckersachen von den Ufern des Arno seien; er erwiederte, er habe sie von Neapel mitgebracht, von wo er so eben angekommen sei.

Gegen Ende des ersten Aktes hörte ich den jungen Mann zu meiner großen Ueberraschung sagen, er habe einen Brief der Marquise v. D. an mich.

Ich habe so eben Ihren Namen erfahren, äußerte er, und werde die Ehre haben, Ihnen den Brief morgen zu bringen, wenn Sie die Güte haben wollen, mir Ihre Adresse zu geben.

Nach den gebräuchlichen Höflichkeitsäußerungen sah ich mich genöthigt, sie ihm zu geben.

Ich erkundigte mich nach dem Befinden des Marquis, seiner Schwiegermutter und Anastasias und bemerkte, es sei mir äußerst angenehm, einen Brief von der Marquise zu erhalten, auf den ich schon seit einem Monate warte.

Es ist die Antwort auf Ihren Brief, welche die liebenswürdige Dame mir anzuvertrauen die Güte gehabt hat.

Es verlangt mich danach, sie zu lesen.

In diesem Falle kann ich Ihnen denselben sofort übergeben, ohne mich des Vergnügens zu berauben, Sie morgen zu besuchen. Wenn Sie erlauben, werde ich Ihnen denselben in Ihrer Wohnung überreichen.

Ich bitte darum.

Er hätte mir denselben von seinem Platze aus reichen können; das lag aber nicht in seinem Plane.

Er tritt ein, und Hö lichkeits halber überlasse ich ihm meinen Platz an Armellinens Seite. Er zieht eine schöne Brieftasche hervor und giebt mir den Brief. Ich öffne ihn; da ich aber sehe, daß er vier Seiten lang ist, so sage ich, ich würde ihn, weil die Loge dunkel sei, zu Hause lesen und stecke ihn in die Tasche.

Bis Ostern, sagte er, werde ich in Rom bleiben; denn ich wünsche Alles zu sehen, obwohl ich nicht hoffen darf, etwas Schöneres, als ich jetzt vor Augen habe, zu finden.

Armelline, welche ihn aufmerksam betrachtete, erröthete. Ich dagegen fühlte mich durch ein allerdings sehr höfliches, aber eben so unverschämtes wie unerwartetes, Compliment gereizt und gewissermaaßen beleidigt.

Indeß antwortete ich nicht, kam aber zu der Ansicht, daß dieser Adonis ein außerordentlicher Geck sein müsse.

Aus dem unter uns herrschenden Schweigen ersah er wohl, daß er mir einen Anstoß gegeben haben müsse, und nach einigen Aeußerungen ohne Zusammenhang nahm er Abschied.

Da ich, ohne es zu wissen, mißgelaunt war, so machte ich Armellinen ein Compliment über die Eroberung, die sie so eben in einem Augenblicke gemacht habe und fragte sie, was sie von dem Manne denke, der sie bezaubert habe.

Wie es mir scheint, ist es ein sehr schöner Mann; sein Compliment beweist aber seinen schlechten Geschmack. Sagen Sie mir, ob es Mode ist, ein junges Mädchen, welches man zum erstenmale sieht, auf diese Weise zum Erröthen zu bringen.

Nein, meine liebe Armelline, es ist weder Mode, noch höflich, noch Jemand gestattet, der mit der guten Gesellschaft verkehren will und einige Weltkenntniß hat.

Ich war in Schweigen versunken und schien nur auf die

Musik zu achten; im Grunde aber nagte der Wurm gräßlicher Eifersucht an meinem Herzen. Ich dachte über den Groll nach, welchen ich in meinem Innern fühlte und bemühte mich, ihn vernünftig zu finden; mir schien es, daß der Florentiner mich in Armelline verliebt glauben müsse und daher nicht daran denken dürfe, ihr in meiner Gegenwart ohne Furcht, mir zu mißfallen, eine positive Erklärung zu machen, wofern er nicht die Unverschämtheit hatte, zu glauben, ich sei nur als gefälliger Freund in Gesellschaft des hübschen jungen Mädchens.

Nachdem eine Viertelstunde so ungewohnten Schweigens verflossen war, versetzte mich die naive Armelline in einen noch schlimmern Zustand, indem sie mit einem zärtlichen Blicke zu mir sagte, ich solle mich beruhigen und überzeugt sein, daß der junge Mann ihr mit seiner Schmeichelei nicht das geringste Vergnügen bereitet habe.

Sie fühlte nicht, daß sie damit gerade das Gegentheil sagte.

Ich erwiederte, ich wünsche, daß es ihr Vergnügen gemacht haben möge.

Zum größten Unglücke goß sie, wie man zu sagen pflegt, Oel in's Feuer, indem sie, um mich zu besänftigen, sagte, sie habe nicht die Absicht gehabt, mir wehe zu thun, und es sei wohl möglich, daß er mich für ihren Vater gehalten.

Was sollte ich auf diese grausame wie richtige Bemerkung erwiedern? Nichts. Ich konnte mich nur wie ein Kind erboßen und schweigen.

Da ich es endlich nicht mehr aushalten konnte, so bat ich meine Freundinnen, uns zu entfernen.

Es war das Ende des zweiten Aktes, und wäre ich bei meinem gesunden Verstande gewesen, so hätte ich den guten Mädchen sicherlich nicht einen so unverständigen Vorschlag gemacht. Erst am folgenden Tage, als mein Kopf wieder in seine natürliche Lage zurückgekehrt war, erkannte ich, wie tyrannisch derselbe war.

Trotz der Sonderbarkeit meiner Forderung blickten sie sich beide nur einen Augenblick an und machten sich dann bereit.

Da ich nicht wußte, wie ich meine Aufwallung beschönigen wollte, so sagte ich zu ihnen, ich wolle vermeiden, daß die Equipage der Fürstin erkannt würde, wenn wir das Theater

mit der Menge verließen, und ich würde sie übermorgen wieder hieherführen.

Ich hinderte Armelline, den Kopf in die Loge der Marquise d'Août zu stecken, und wir gingen. An der Thür fand ich den Bedienten, welcher mit mir gekommen war; er plauderte mit einem seiner Kameraden, woraus ich schloß, daß die Fürstin in der Oper sei.

Wir gingen in den Gasthof, und ich sagte dem Bedienten in's Ohr, er möge sich mit dem Wagen entfernen und mich um drei Uhr Morgens abholen; denn es war sehr kalt, und man mußte deshalb auf die Pferde wie auf die Leute Rücksicht nehmen.

Wir setzten uns zunächst an ein gutes Feuer, und eine ganze halbe Stunde aßen wir nur Austern, welche ein geschickter Küchenjunge, der darauf achtete, daß kein Tropfen des schmackhaften Wassers, worin sie schwammen, verloren ging, in meiner Gegenwart aufmachte. Wir aßen sie in dem Maaße, wie sie geöffnet wurden, und die Heiterkeit meiner Tischgenossinnen, welche beim Gedanken an den frühern Tausch lachten, verscheuchte allmählig meine unzeitige böse Laune.

Aus der Sanftmuth Armellinens erkannte ich die Unschuld ihres Herzens, und ich zürnte mir, daß ich auf die Gerechtigkeit neidisch gewesen war, welche ein Mann ihr hatte widerfahren lassen, der weit mehr geeignet war, ihr zu gefallen, als ich, und daß ich einem Gefühle des Hasses verstattet hatte, meinen Frieden zu stören.

Indem Armelline den Champagner trank, wie ich es ihr gelehrt hatte, sah sie mich mit einem Blicke an, der deutlich sagte, sie bitte mich, meine Heiterkeit mit der ihrigen zu vereinigen.

Emilie sprach mit mir von ihrer künftigen Ehe, und, ohne ihr zu wiederholen, daß ich nach Civita-Vecchia kommen würde, versprach ich ihr, daß ihr Zukünftiger unbedingten Dispens erhalten solle. Während ich sprach, küßte ich Armellinens schöne Hände, und diese schien mir zu danken, daß ich wieder zärtlich geworden.

Da die Austern und der Champagner uns erheiterten, so speisten wir auf eine köstliche Weise zu Abend. Man trug uns Stör und vortreffliche Trüffeln auf und ich genoß dieselben weit mehr durch den köstlichen Appetit, die Art Wollust,

mit der meine schönen Tischgefährtinnen dem Allen die gebührende Ehre widerfahren ließen, als durch das Vergnügen, sie selbst zu schmecken.

Ein natürlicher und wohlbegründeter Instinkt sagt dem verliebten Menschen, daß eines der sichersten Mittel, Liebe zu erwerben, darin bestehe, dem Gegenstande, welchen er gewinnen will, immer neue Vergnügungen zu bereiten.

Als Armelline sah, daß mich wiederum Freude belebte und ich wieder heiter geworden war, so erkannte sie ihr Werk und mußte an der Macht, die sie über mich ausübte, Gefallen finden. Sie gab mir aus freien Stücken die Hand, und indem sie ihre Augen beständig auf die meinen gerichtet hielt, hinderte sie mich, den Kopf nach der linken Seite zu wenden, um Emilie anzusehen. Emilie aß und bekümmerte sich wenig um unser Treiben. Ich sah Armelline so zärtlich, in so guter Stimmung, daß es mir unmöglich schien, sie könne sich nach den Austern und der Punschbowle noch meinen Wünschen entziehen.

Als das Dessert, die funfzig Austern und Alles, was zur Bereitung des Punsches erforderlich war, auf dem Tische stand, entfernte sich der Aufwärter mit dem Bemerken, daß die Damen Alles, was sie bedürfen könnten, im nächsten Zimmer finden würden.

Da das Zimmer klein war und ein starkes Feuer brannte, so war uns sehr warm. Ich forderte die beiden Freundinnen auf, es sich bequem zu machen.

Ihre Kleider waren ihrem Wuchse angepaßt, gefüttert und mit Fischbein besetzt; sie gingen ins andere Zimmer und kehrten zurück in weißen Leibchen und kurzem Basin-Unterrocke, der das Bein kaum bis zur Wade bedeckte; sie hielten sich umarmt und lachten über ihr leichtes Kostüm.

Ich hatte Gewalt genug über mich, um die Aufregung, worin mich der Zauber dieser wollüstigen Bekleidung versetzte, zu verbergen und selbst in dem Augenblicke, wo sie sich beklagten, daß sie weder Halstücher noch Kragen an ihren Hemden hätten, meine Blicke nicht auf ihre schönen Busen zu richten.

Ich sagte leichtsinniger Weise, ich würde nicht hinsehen, und der Anblick eines Busens sei mir sehr gleichgültig.

Da ich ihre Unerfahrenheit kannte, so glaubte ich lügen

zu müssen; ich war überzeugt, daß sie auf eine Sache, die mir so gleichgültig zu sein schiene, wenig Werth legen würden.

Armelline und Emilie, welche wußten, daß sie einen schönen Busen hatten, waren vielleicht über meine Gleichgültigkeit erstaunt und dachten ohne Zweifel, daß ich noch nie schönere gesehen habe; in der That sind in Rom die schönen Busen seltner, als die hübschen Gesichter.

Trotz der Reinheit ihrer Sitten mußte sie also die Eigenliebe antreiben, mir den Beweis zu liefern, daß ich Unrecht habe; meine Sache war es aber, ihnen dieß zu erleichtern und sie in den Stand zu setzen, daß sie keine Schaam zu fühlen brauchten.

Ich bezauberte sie, als ich ihnen sagte, sie selbst sollten den Punsch bereiten und sie sprangen vor Freude, als sie mich sagen hörten, ich finde ihn besser, als den von mir bereiteten.

Als wir wiederum das Spiel begannen, die Austern aus einem Munde in den andern übergehen zu lassen, fing ich Streit mit Armellinen an, weil sie immer das Wasser verschluckte, ehe ich die Auster aus ihrem Munde herausgenommen. Ich gab zu, daß es schwer sei, die Sache anders zu machen, erbot mich aber, ihnen zu zeigen, wie man das Wasser aufhalten könne, indem man mit der Zunge einen Wall bilde. Dieß gab mir Gelegenheit, ihnen das Zungenspiel zu zeigen, was ich nicht erklären will, weil alle wahren Liebenden es kennen, und Armelline verweilte bei demselben mit solchem Wohlgefallen und so lange, daß ich leicht erkennen konnte, sie finde daran eben so viel Vergnügen wie ich, obwohl sie zugab, daß das Spiel sehr unschuldig sei.

Zufälliger Weise glitt eine schöne Auster, welche ich Emilien in den Mund steckte, aus der Schaale und fiel auf ihren Busen. Sie wollte sie mit ihren Fingern ergreifen, ich nahm sie aber als mir gebührend in Anspruch, und sie mußte nachgeben, sich aufschnüren lassen und mir gestatten, dieselbe aus der Vertiefung, worin sie gefallen war, mit meinen Lippen herauszuholen. Sie konnte sich einer gänzlichen Entblößung nicht widersetzen; ich holte indeß die Auster auf eine Weise hervor, daß in keiner Weise der Verdacht entstehen konnte, ich fühle ein anderes Vergnügen, als das, wieder in den Besitz meiner Auster gelangt zu sein.

Armelline schaute dem Allen ohne Lachen zu; sie schien verwundert, daß ich auf das, was ich vor Augen hatte, keinen Werth zu legen schien.

Emilie schnürte sich lachend wieder zu.

Die Entdeckung war zu schön, als daß ich sie nicht hätte ausbeuten sollen; indem ich daher Miene machte, Armellinen, die auf meinem Schooße saß, eine Auster zu reichen, ließ ich dieselbe auf eine geschickte Weise in ihren Busen fallen, worüber Emilie sehr lachte, denn sie hätte es ungern gesehen, wenn ihre Freundin einer gleichen Probe der Unerschrockenheit, wie sie abgelegt hatte, entgangen wäre.

Armelline, weit entfernt, sich verlegen zu zeigen, konnte nicht verbergen, daß der Vorfall ihr äußerst angenehm war, obwohl sie es nicht zeigen wollte.

Ich will meine Auster, sagte ich.

Nehmen Sie sie.

Das brauchte mir nicht zweimal gesagt zu werden. Ich schnürte sie so auf, daß die Auster möglichst tief fiel und beklagte mich, daß ich sie mit meinen Händen suchen müsse.

Welches Martyrium für einen verliebten Mann, in einem solchen Augenblicke das Uebermaaß des Glücks verbergen zu müssen!

Ich gab Armellinen keine Gelegenheit, mich eines Uebergriffs zu beschuldigen, denn ich berührte ihren Alabasterbusen nur, um meine Auster zu suchen.

Als ich sie herausgeholt hatte, war ich außer mir; ich bemächtigte mich ihrer einen Brust, und unter dem Vorwande, das Wasser meiner Auster haben zu wollen, saugte ich an dem kaum hervortretenden Knöspchen mit einer Wollust, die sich mit nichts vergleichen ließ.

Ich verließ sie, die überrascht, aber sichtlich bewegt war, um mich wieder zu sammeln, denn meine Wollust war vollständig gewesen.

Als sie sah, wie ich starr, meine Augen mit jener schmachtenden Miene, die auf den höchsten Genuß folgt, auf die ihrigen gerichtet, dastand, fragte sie mich, ob es mir viel Vergnügen gemacht habe, das Kind zu spielen.

Ja, mein Herz, sehr viel; es ist indeß ein sehr unschuldiger Spaß.

Das glaube ich nicht und hoffe, Sie werden der Supe-

riorin nichts davon sagen. Was Sie mit mir gemacht haben, kann für mich nicht unschuldig sein, denn ich habe dabei Gefühle gehabt, welche sündiger Art sein müssen, und wir wollen keine Austern mehr suchen.

Das sind kleine Schwächen, welche mit dem Weihwasser ausgewischt werden, sagte Emilie. Wir können schwören, daß wir uns keinen einzigen Kuß gegeben haben.

Sie gingen einen Augenblick in das benachbarte Zimmer; ich folgte ihnen, und wir schoben den Tisch bei Seite und setzten uns auf das Sopha ans Feuer. Hier zwischen ihnen sitzend, sagte ich zu ihnen, unsere Beine seien durchaus gleich gebildet, und ich begriffe daher nicht, warum die Frauen die ihrigen mit Unterröcken bedeckten.

So sprechend fing ich an, sie zu berühren und äußerte, es sei ganz dasselbe, als ob ich die meinigen berühre.

Da ich sah, daß sie sich dieser Untersuchung, die ich bis zum Knie ausdehnte, nicht widersetzte, so sagte ich zu Emilien, ich verlange keine andere Belohnung, als daß sie mich die Dicke ihrer Lenden messen lasse, damit ich dieselben mit denen Armellinens vergleichen könne.

Die ihrigen, sagte Armelline, müssen stärker als die meinigen sein, obwohl ich größer bin.

Es ist ja nichts Böses dabei, wenn Sie mich sehen lassen.

Ich glaube doch.

Wolan, ich werde Sie mit den Händen messen.

Nein, denn Sie würden uns ansehen.

Nein, ich verspreche es Ihnen.

Lassen Sie sich die Augen verbinden.

Gern; ich werde sie Ihnen aber auch verbinden.

Ja. Wir wollen Blindekuh spielen.

Ehe ich ihnen die Augen verband und die gleiche Operation mit mir vernehmen ließ, veranlaßte ich sie, eine starke Dosis Punsch zu trinken, worauf das große Spiel begann. Meine beiden Schönen, welche vor mir standen, ließen sich mehrmals Maaß nehmen und sanken jedesmal, wenn ich beim Messen zu hoch ging, lachend auf mich.

Da ich meine Binde höher geschoben hatte, so sah ich Alles; sie mußten indeß so thun, als ob sie nichts bemerkten.

Ohne Zweifel betrogen sie mich auf dieselbe Weise, um

das zu sehen, was sie an der gabelförmigen Spaltung fühlten, wenn sie auf mich fielen.

Dieß reizende Spiel endete nicht ebe, als bis die durchs Vergnügen erschöpfte Natur es mir unmöglich machte, dasselbe fortzusetzen.

Nun versetzte ich mich wieder in einen anständigen Zustand; dann sagte ich zu ihnen, sie möchten die Binden abnehmen.

Nachdem ich ein schmeichelhaftes Urtheil über ihre Körperverhältnisse abgegeben, setzten sie sich stumm und lachend an meine Seite und glaubten vielleicht, sie könnten sich das, was sie mich hatten thun lassen, verleugnen.

Mir schien es, als habe Emilie schon einen Liebhaber gehabt, obwohl ich mich hütete, es ihr zu sagen; was Armelline betraf, so war sie durchaus Jungfrau. Auch sah sie gedemüthigter, als ihre Freundin aus, und ihre großen Augen erglänzten von bescheidener Wollust.

Als ich auf ihren schönen Mund einen Kuß drücken wollte, mußte ich es nach dem, was zwischen uns vorgefallen war, sehr sonderbar finden, daß sie den Kopf wegwendete; dagegen drückte sie mir mit außerordentlicher Zärtlichkeit die Hände.

Wir hatten vom Ball gesprochen; sie waren sehr neugierig darauf.

Seitdem Papst Rezzonico den jungen Römerinnen dieses Vergnügen während der sechszehn langen Jahre seiner Regierung vorenthalten hatte, war der Ball die Leidenschaft derselben geworden.

Dieser Papst, der den Römern die Hasardspiele jeder Art gestattete, hatte ihnen das Tanzen verboten. Sein Nachfolger Ganganelli, dessen Kopf anders organisirt war, hatte ihnen das Spiel verboten und den Tanz gestattet.

Der Art ist die Unfehlbarkeit der Päpste, daß der eine für gut befindet, was der andere verbietet. Ganganelli fand es weniger unmoralisch, seine Unterthanen springen zu lassen, als ihnen die Mittel, sich zu Grunde zu richten, sich selbst zu morden und Räuber zu werden, zu erleichtern; Rezzonico hatte aber daran vielleicht nicht gedacht.

Ich versprach meinen beiden Schönen also, sie auf den Ball zu führen, sobald ich einen entdeckt haben würde, wo ich hoffen dürfte, daß sie nicht erkannt werden würden.

Da es drei Uhr geschlagen hatte und die Equipage vor der Thür stand, so brachte ich sie ins Kloster zurück, ziemlich zufrieden mit dem, was ich gethan, um meine Begierden zu befriedigen, obwohl ich meine Leidenschaft nur vermehrt hatte. Mehr als je war ich überzeugt, daß Armelline gemacht sei, um von jedem Manne, auf den die Schönheit eine unbedingte Herrschaft ausübe, angebetet zu werden.

Ich gehörte zur Zahl ihrer Anbeter und gehöre noch jetzt dazu; daher werde ich auch rasend, wenn ich daran denke, daß ich im Elende bin und daß das Weihrauchfaß durch die Erschöpfung des Weihrauchs ein bejammernswerthes Werkzeug geworden ist.

Ich dachte über den Zauber nach, welcher mich nöthigte, mich unaufhörlich in einen Gegenstand zu verlieben, der mir neu schien und der mir dieselben Begierden einflößte wie der letzte welchen ich geliebt und welchen zu lieben ich nur darum aufgehört hatte, weil er meine Begierden nicht mehr erregte. War indeß der Gegenstand, der meinen Augen neu erschien, in Wirklichkeit neu?

Durchaus nicht, denn es war immer dasselbe Stück, und neu war nur der Titel.

Wenn es mir aber gelang, mich in den Besitz des begehrten Stücks zu setzen, bemerkte ich dann wohl, daß es mir schon bekannt war? Beklagte ich mich? Fand ich mich getäuscht?

Keineswegs, und der Grund ist ohne Zweifel darin zu suchen, daß ich beim Genusse des Stücks beständig die Augen auf die Ankündigung gerichtet hielt, auf den reizenden Titel, der mich verliebt gemacht hatte.

Wenn die ganze Illusion ihren Grund in dem Titel des Stücks hat, ist es dann nicht besser, es zu sehen, ohne die Ankündigung zu lesen? Denn was kömmt wohl darauf an, den Namen eines Buches zu wissen, welches man lesen will, eines Gerichts, welches man essen, einer Stadt, die man durchstreifen und deren Schönheiten man bewundern will?

Der ganze Inhalt liegt in der Stadt, im Gerichte, im Buche selbst, und der Name thut nichts zur Sache. Jeder Vergleich ist indeß ein Sophismus. Der Mensch unterscheidet

sich vom Vieh und kann sich nur durch Vermittlung der Sinne verlieben, welche mit Ausnahme des Gefühlssinns ihren Sitz im Kopfe haben.

Deswegen übt auf den Menschen, wenn er Augen hat, die Physiognomie den ganzen Zauber der Liebe.

Wenn seinen Blicken der Körper der schönsten Frau ganz nackt dargeboten würde, so könnte er ihn wohl zum fleischlichen Genusse reizen, nimmermehr aber zum Genusse des Herzens, zu dem was man Liebe nennt; denn würde in dem Augenblicke, wo er sich der physischen Wollust überlassen wollte, der Kopf aufgedeckt, und wäre der Kopf wahrhaft häßlich, wäre es einer von jenen Köpfen, der nur Abneigung oder gar Haß einflößen können, so würde er mit Schrecken entfliehen, ohne daß die Schönheit des Körpers, die Vollkommenheit der Formen ihn verführen könnten, den Akt thierischer Wollust zu vollziehen, den er zu begehen im Begriffe war.

Ganz anders verhält sich die Sache, wenn eins jener bevorrechteten Gesichte, eine jener bezaubernden, unwiderstehlichen Physiognomien einen Mann verliebt gemacht hat. Wenn er die Hülle aufhebt, die ihm das Heiligthum verbirgt, so wird, welche Unvollkommenheiten, welche Mißbildungen sich seinen Blicken darbieten mögen, die Physiognomie den Sieg davon tragen; nichts wird ihn aufhalten, und das Opfer wird zu Stande kommen.

Da die Herrschaft der Physiognomie bei dem Thiere, welches Mensch heißt, durch die Natur begründet ist, so hat das Menschengeschlecht, welches in Allem, was auf seine Bedürfnisse und deren Befriedigung Bezug hat, in unmittelbarem Besitze der moralischen Berechnung ist, in allen Ländern instinktartig die Entscheidung getroffen, den ganzen Körper mit Ausnahme des Gesichts zu bedecken und zwar nicht nur bei den Frauen, sondern auch bei den Männern, obwohl die Männer in Europa es seit langer Zeit dahingebracht haben, sich so zu bekleiden, daß die Frauen Alles, was sie nicht sehen, ungefähr errathen können.

Der Vortheil, welchen die Frauen aus dieser Abkunft ziehen, ist unbestreitbar, obwohl die schönen Körper weit seltner sind als die schönen Gesichter, denn der Kunst gelingt es leicht, die Unvollkommenheiten des Gesichts zu verbergen, sogar den Schein der Schönheit hervorzubringen, während es

keine Schminke giebt, um die Häßlichkeit eines Busens, eines Bauches oder irgend eines andern Theils des menschlichen Körpers zu verbergen.

Nichtsdestoweniger gebe ich zu, daß die spartanischen Frauen Recht haben wie alle Frauen, die einen sehr schönen Körper, aber ein abstoßendes Gesicht haben; denn des Titels wegen sehen sie sich trotz des schönen Stücks um die Zuschauer betrogen. Indeß gleichviel, der Mann hat ebensowohl wie die Frau das Bedürfniß zu lieben, und damit beide verliebt werden, ist ein Gesicht, welches gefällt und die Neugier erregt, erforderlich. Für den Mann ist dies indeß von größerer Wichtigkeit als für die Frau, denn weit mehr als der Mann trägt die Frau das Aushängeschild auf ihrem Gesichte.

Glücklich, sehr glücklich die Armellinen, wo das Stück und der Titel in vollkommnem Einklange der Schönheit stehen.

Als ich nach Hause zurückkam, fand ich Margarethe glücklicher Weise in tiefen Schlaf versunken. Ich hütete mich wohl, sie zu wecken, und legte mich zu Bett, nachdem ich so still wie möglich mein Licht ausgelöscht hatte.

Ich bedurfte der Ruhe, denn ich hatte schon nicht mehr die unerschöpfliche Kraft der Jugend, und ich schlief bis Mittag.

Bei meinem Erwachen meldete mir Margarethe, daß ein schöner junger Mann mir einen Besuch habe machen wollen, und daß sie, da sie mich nicht zu wecken gewagt, ihn bis elf Uhr unterhalten habe.

Ich habe ihm Kaffee gekocht, sagte sie, und er hat denselben sehr gut gefunden. Er wollte morgen wiederkommen und hat mir seinen Namen nicht gesagt. Es ist ein sehr schöner junger Mann, und er hat mir dieses Goldstück geschenkt, welches ich nicht kenne. Ich hoffe, Sie werden nicht böse sein.

Ich errieth wohl, daß es mein Florentiner sei. Das Goldstück waren zwei Unzen. Ich lachte, denn da ich in dieses Mädchen nicht verliebt war, so war mir Alles gleich. Ich sagte zu ihr, sie habe gut daran gethan, daß sie ihn unterhalten und noch besser, daß sie das Goldstück angenommen, welches achtundvierzig Paoli werth sei.

Sie umarmte mich zärtlich und Dank diesem Abenteuer ersparte sie mir die Vorwürfe, welche sie mir sonst wegen meines späten Nachhausekommens gemacht haben würde.

Da ich neugierig war, wer dieser Phönix Toscana's, der sich so großmüthig zeigte, sein möchte, so öffnete ich den Brief meiner theuren Leonilda.

Es war M***, ein reicher in London ansässiger Kaufmann, welcher ihrem Manne durch einen Malteser Ritter empfohlen worden war. Leonilda erwähnte ihn als eines reichen, liebenswürdigen, unterrichteten und großmüthigen Mannes und versicherte mir, daß ich ihn lieb gewinnen würde.

Nachdem Leonilda mir viel über ihren Mann, so wie Vieles im Namen des guten Marquis und der ganzen Familie geschrieben, meldete sie schließlich, daß sie glücklicher Weise auf dem besten Wege sei, Mutter zu werden, und daß ihr Glück unaussprechlich sein würde, wenn sie mit einem Sohne niederkommen sollte. Sie bat mich, dem Marquis meine Complimente über dieses Ereigniß zu machen.

Sei es Wirkung der Natur oder Erziehung, die Nachricht ließ mich schaudern. Nichtsdestoweniger antwortete ich ihr einige Tage später in einem offenen Schreiben, welches ich in einen Brief an den Marquis einlegte, und sagte darin: Gottes Gnadenerweise kämen nie zu spät, und nie habe eine Nachricht mich angenehmer berührt als die, daß er bald einen Erben bekommen würde.

Leonilda kam im Mai mit einem Sohne nieder, den ich zur Zeit der Krönung Leopolds in Prag beim Fürsten Rosenberg gesehen habe. Er nannte sich wie sein Vater oder vielmehr wie der Gemahl seiner Mutter, der bis zum achtzigsten Jahre lebte, Marquis von L....

Obwohl mein Name dem jungen Marquis unbekannt war, so ließ ich mich doch vorstellen und genoß seine Unterhaltung noch ein zweitesmal im Theater. Er war von einem sehr unterrichteten Abbé, der den Titel seines Gouverneurs führte, begleitet; indeß bedurfte er eines solchen nicht, denn in seinem zwanzigsten Jahre war er schon so weise, wie wenige Männer in ihrem sechszigsten.

Mit großem Vergnügen ersah ich, daß dieser junge Mann das lebende Abbild des Marquis war. Diese Bemerkung

entlockte mir Thränen des Glücks, indem ich an die Befriedigung dachte, welche diese Aehnlichkeit dem wackern Manne wie seiner Mutter bereitet haben mußte; zugleich bewunderte ich dieses Spiel des Zufalls, welcher die Natur zum Mitschuldigen einer glücklichen Lüge gemacht zu haben schien.

Ich schrieb an meine theure Leonilda und übergab ihrem Sohn den Brief, welchen sie erst im Karneval des Jahres 1792 empfing, zu welcher Zeit der junge Marquis nach Neapel zurückkehrte; kurze Zeit darauf erhielt ich eine Antwort, worin sie mich zur Hochzeit ihres Sohnes einlud, und mich aufforderte, mich bei ihr im Schooße der zärtlichsten Freundschaft niederzulassen.

Wer weiß, ob ich nicht dort meine Tage beschließen werde!

Um drei Uhr ging ich zur Fürstin Santa-Croce und fand sie im Bette; bei ihr war der Kardinal, welcher ihr vorlas.

Zu allererst fragte sie mich, warum ich die Oper am Schlusse des zweiten Aktes verlassen habe.

Fürstin, ich kann Ihnen eine interessante Geschichte von sechs Stunden erzählen; ehe ich sie aber beginne, muß ich unbedingte Freiheit hinsichtlich der nähern Umstände von Ihnen erhalten; denn es sind Episoden damit verbunden, welche durchaus nach der Natur erzählt werden müssen.

Ist es im Geschmacke der Schwester M. M.?

Ja, Monsignore, ungefähr.

Fürstin, wollen Sie taub sein? fragte Se. Eminenz.

Sie können sich darauf verlassen.

Nun begann ich ihnen die Geschichte jener Nacht zu erzählen, etwa so wie ich sie beschrieben habe. Die aus der Tiefe des Leibchens herausgefischten Austern und die Blindekuh reizten die Fürstin trotz ihrer nothgedrungenen Taubheit zu lautem Lachen. Sie gab endlich zu wie auch der Kardinal, daß ich mich gut benommen habe und zweifelte nicht mehr, daß ich in der nächsten Sitzung zum Ziele meiner Anstrengungen gelangen würde.

In zwei oder drei Tagen werden Sie den Dispens für Emiliens Bräutigam erhalten, und dieser kann sie dann heirathen wann er will.

Am folgenden Tage um neun Uhr machte mir der Florentiner einen Besuch und ich fand ihn so, wie ihn die Marquise mir geschildert hatte; ich hatte indeß einmal einen Groll gegen ihn, und dieser verminderte sich nicht, als er mich fragte, ob die hübsche Person, welche mit mir im Theater gewesen, verheirathet, oder schon gebunden sei, ob sie Vater und Mutter oder andere Verwandte, von denen sie abhinge, habe.

Mit einem etwas bittern Lächeln bat ich ihn, mich der Beantwortung dieser Frage zu entheben, da die junge Person maskirt im Theater erschienen sei.

Er erröthete und bat mich um Verzeihung.

Ich dankte ihm für die Ehre, welche er Margarethen erwiesen, indem er eine Tasse Kaffee angenommen und bat ihn, mir dasselbe Vergnügen zu machen; ich fügte hinzu, daß ich am folgenden Tage bei ihm frühstücken würde. Er wohnte bei Roland, San Carlo gegenüber, wo die Gabrieli wohnte, die berühmte Sängerin mit dem Beinamen la Coghetta, welcher der Fürst Baptist Borghese sehr emsig den Hof machte.

Sobald sich der junge Florentiner entfernt hatte, flog ich nach St. Paul, um zu sehen, welches Gesicht mir die Vestalinnen machen würden, nachdem ich sie dermaaßen eingeweiht hatte.

Sie erschienen vor mir mit ganz anderer Miene als bisher. Emilie war heiter geworden, Armelline dagegen war traurig.

Der ersteren zeigte ich an, daß ich ihr in drei Tagen den vollständigsten Dispens vom Aufgebot bringen, und daß sie in etwa acht Tagen die Anweisung des Kardinals Orsini auf vierhundert Thaler so wie ihre Entlassung erhalten würde. Am selben Tage, fügte ich hinzu, werde ich Ihnen eine Gnadenanweisung im Betrage von zweihundert Thalern bringen.

Bei dieser Nachricht gerieth sie völlig außer sich und verließ schnellen Schritts das Gitter, um der guten Superiorin davon Kenntniß zu geben.

Nun mit Armellinen allein geblieben, faßte ich ihre Hände, welche ich mit Küssen bedeckte, indem ich sie zugleich ersuchte, ihre köstliche Heiterkeit wieder anzunehmen.

Was soll ich hier ohne Emilie machen? sagte sie. Was

soll ich hier machen, wenn Sie wegreisen? Ich bin unglücklich. Ich liebe mich selbst nicht mehr.

Ich fühlte eine tiefe Betrübniß, als ich sie Thränen vergießen sah, die ich gern getrunken hätte, um mich in Liebe zu berauschen, oder vielmehr um die Gluth, welche mich verzehrte etwas zu mildern. Ich schwor ihr zu, daß ich Rom nicht verlassen würde, ehe sie nicht verheirathet wäre und daß ich ihr eine Mitgift von tausend Thalern aussetzen wolle.

Ich frage nichts nach tausend Thalern; Ihr Versprechen aber, Rom nicht ehe zu verlassen, als bis ich verheirathet bin, macht mich glücklich und ich verlange nicht mehr; wenn Sie mich aber täuschen, so werde ich sterben.

Und ich verspreche Ihnen, ehe zu sterben als Sie zu täuschen; verzeihen Sie aber, theure Armelline, der Liebe, welche mich vorgestern vielleicht zu weit geführt hat.

Ich verzeihe Ihnen Alles, wenn Sie immer mein Freund bleiben.

Das verspreche ich Ihnen; gestatten Sie mir aber doch, Ihren schönen Mund zu küssen.

Nach diesem ersten Kusse, welcher mir ein sicheres Unterpfand ihrer Kapitulation zu sein schien, trocknete sie ihre Thränen, und Emilie erschien mit der Superiorin, welche mir die verbindlichsten Sachen sagte.

Sie müssen, sagte sie, mir versprechen, der neuen Gefährtin, welche ich unserer Armelline zu geben gedenke, sobald unsere Emilie uns verlassen haben wird, ebenfalls Ihre Theilnahme zu schenken.

Ich verspreche Ihnen, versetzte ich, Alles zu thun, was Sie mir befehlen werden und ich hoffe, Madame, daß Sie mir zum Lohne dafür gestatten werden, die Damen heute ins Theater zu führen.

Sie werden sie bereit finden; denn wie könnte man Ihnen wohl etwas abschlagen?

Als ich mich mit den Freundinnen allein sah, beeilte ich mich, meine Entschuldigungen vorzubringen, daß ich ohne ihre Einwilligung über sie verfügt habe.

Unsere Einwilligung! rief Emilie aus, wir müßten undankbar sein, wenn wir nach Allem, was Sie für uns gethan, Ihnen etwas abschlagen wollten.

Und Sie, meine schöne Armelline, würden Sie sich meiner Zärtlichkeit entziehen?

Nein, mein Freund, aber innerhalb der Grenzen, welche der Anstand vorschreibt. Vor Allem keine Blindekuh.

Ach, das ist ein so hübsches Spiel! Sie betrüben mich.

Suchen Sie ein andres, sagte Emilie.

Emilie war feurig geworden, und das mißfiel mir, denn ich fürchtete, Armelline möchte eifersüchtig werden. Ich konnte, ohne alle Geckenhaftigkeit, diese Furcht hegen, denn ich kannte das menschliche Herz.

Sobald ich sie verlassen, beeilte ich mich, mir eine Loge in der Tordinona zu verschaffen; sodann ging ich in den Gasthof, um ein Abendessen in denselben Zimmern zu bestellen; die Austern vergaß ich nicht, obwohl ich sicher war, daß ich derselben nicht mehr bedürfen würde.

Hierauf begab ich mich zu einem Musikus und gab demselben den Auftrag, mir drei Billette zu einem Balle zu verschaffen, wo ich keinen Bekannten zu finden erwarten dürfe.

Als ich nach Hause kam, um allein zu Mittag zu speisen, fand ich ein Billet der Marquise d'Août, welche mich zum Mittagsessen einlud und mir auf eine sehr freundschaftliche Weise vorwarf, daß ich mich nie an ihrer Tafel einfinde. Ich folgte der Einladung und fand den Florentiner bei ihr.

Während dieses Mittagsessens lernte ich einen guten Theil der guten Eigenschaften dieses liebenswürdigen jungen Mannes kennen und fand, daß Leonilda ihm nicht geschmeichelt hatte.

Gegen Ende des Mittagsessens fragte mich die Marquise, warum ich nicht bis zum Schlusse in der Oper geblieben sei.

Weil die beiden Damen sich langweilten.

Sie sind nicht im Hause des venetianischen Gesandten, wie ich ganz bestimmt weiß.

Das ist wahr, Madame, und ich bitte wegen meiner kleinen Lüge um Entschuldigung.

Es war eine Ausflucht, die Sie improvisirten, um mir nicht zu sagen, wer sie seien; man weiß es aber doch.

Ich gratulire den Neugierigen dazu, Madame.

Diejenige, mit welcher ich sprach, verdient, allgemeine Neugierde zu erregen; an Ihrer Stelle würde ich sie jedoch etwas Puder brauchen lassen.

Ich habe diese Gewalt nicht, und hätte ich sie auch, so würde ich ihr doch keinen Zwang anthun wollen.

Der Florentiner gefiel mir, weil er zuhörte, ohne etwas zu sagen.

Ich ließ ihn viel über England und sein Geschäft daselbst sprechen. Er sagte, er gehe nach Florenz, um sein Erbtheil in Besitz zu nehmen, und eine Frau zu suchen; hierauf wolle er nach London zurückkehren. Als ich ihn verließ, äußerte ich zu ihm, ich würde erst übermorgen das Vergnügen haben, ihn zu besuchen, da ich morgen ein Geschäft habe, welches mich hindere, ihm den versprochenen Besuch zu machen. Er bat mich erst zur Zeit des Mittagsessens zu kommen, und nahm mir das Versprechen ab, es mit ihm zu theilen.

Voller Liebe und Hoffnung holte ich meine beiden Freundinnen ab, welche die ganze Komödie ohne Unterbrechung genossen.

Nachdem wir im Gasthofe angekommen waren, befahl ich dem Kutscher, mich um zwei Uhr abzuholen; sodann stiegen wir ins dritte Stock hinauf, wo wir uns an ein gutes Feuer setzten, während man uns die Austern öffnete, die nicht mehr das frühere Interesse für uns hatten.

Emilie und Armelline hatten die Haltung, welche für unser Verhältniß paßte.

Die erste sah aus, wie eine Person, welche gute Waare auf Kredit verkauft hat und wegen des niedrigen Preises, welchen sie dem Käufer gestellt hat, eine anspruchsvolle Miene annimmt. Armelline, die ziemlich heiter und etwas gedemüthigt war, sprach mit den Augen zu mir und erinnerte mich an mein gegebenes Versprechen. Ich antwortete nur mit glühenden Küssen, welche sie beruhigten, sie aber auch vorhersehen ließen, daß ich meine schon gegen sie eingegangene Verpflichtungen bedeutend zu vergrößern gesonnen sei. Indeß schien sie mir gefaßt, und mit zufriednem Gemüthe setzte ich mich zu Tische, wo ich mich nur mit ihr beschäftigte.

Emilie, welche auf dem Punkte sich zu verheirathen stand, konnte denken, ich vernachlässige sie nur aus einem Gefühle der Achtung, die ich dem heiligen Bande, welches sie bald fesseln solle, schuldig zu sein glaube.

Als wir unser heitres und wollüstiges Abendessen beendet hatten, setzte ich mich mit Armellinen aufs Sopha und ver=

brachte so drei Stunden, die ich zu drei köstlichen für mich hätte machen können, wenn ich nicht darauf ausgegangen wäre, ihre äußersten Gunstbezeigungen zu erlangen. Dazu wollte sie sich durchaus nicht verstehen. Weder Worte, noch Bitten, noch Heftigkeit vermochten sie zu besiegen oder ihre engelhafte Milde zu trüben. Sie war zärtlich in meinen Armen, lachte bald und zeigte bald wieder die Traurigkeit der Liebe, bewilligte aber nicht, was ich durchaus verlangte, ohne jedoch je die Miene anzunehmen als ob sie es mir bestimmt abschlage.

Das scheint ein Räthsel und ist dennoch keins.

Sie verließ meine Arme als Jungfer und war vielleicht betrübt, daß sie nicht gewagt, ihre Pflchten zn verletzen, und mich glücklich zu machen.

Durch die Natur zur Einstellung meiner Versuche gezwungen, obwohl ich noch immer verliebt und wenig befriedigt war, bat ich sie um Entschuldigung. Dies war, wie mir die Natur sagte, das einzige Mittel, mir ihre Einwilligung für ein andermal zu verschaffen.

Nachdem wir uns, halb traurig, halb heiter, wieder angekleidet, weckten wir Emilie, die in tiefen Schlaf versunken war und brachen auf. Nach Hause gekommen, legte ich mich zu Bett, ziemlich gleichgültig gegen den Zorn und die Schimpfreden, womit Margarethe mich überhäufte.

Der Florentiner gab mir ein Mittagsessen, dessen ausgesuchte Feinheit mir am wenigsten zu denken gab. Ich war tief gerührt von den Freundschaftsäußerungen, womit er mich überschüttete, von seinen verbindlichen Aeußerungen und seinen Geldanerbietungen, wenn ich dessen bedürfen sollte.

Er hatte Armelline gesehen, und sie hatte ihm gefallen; ich war ihm barsch entgegengetreten, als er mit mir von ihr gesprochen hatte; seitdem hatte er ihrer nicht mehr Erwähnung gethan, und während dieses Mittagsessens war von ihr nicht einen Augenblick die Rede.

Ich sah mich genöthigt, an Sympathie zu glauben, und indem ich mich ihm zu Dank verpflichtet fühlte, schien es mir, daß ich ihm eine Erwiederung schuldig sei.

Als ich sein Mittagsessen am folgenden Tage bei mir erwiederte, ließ ich Margarethe mit uns speisen, in die ich ihn gern verliebt gesehen hätte, da ich nicht eifersüchtig auf

sie war. Ich glaube, er hätte sie nicht schwierig gefunden, denn er gefiel ihr, und mich würde er gefällig gefunden haben; es wurde indeß nichts daraus. Da das Mädchen einen Ring lobte, den er an seiner Uhrkette trug, so bat er mich, ihm zu gestatten, daß er ihn ihr schenke, und ich willigte ein. Das war genug gesagt; die Sachen kommen aber nicht weiter.

In Zeit von acht Tagen waren alle Anstalten zur Verheirathung Emiliens getroffen. Ich discontirte ihr ihren Gnadenschein, und am selben Tage, wo sie das Kloster verließ, verheirathete sie sich und reiste mit ihrem Manne nach Civita-Vecechia. Menicuccio, von dem ich lange nicht gesprochen, war sehr erfreut über meine Beziehungen zu seiner Schwester, denn er sah vortheilhafte Folgen für sie voraus; noch mehr war er erfreut über die Wendung, welche seine eigenen Angelegenheiten nahmen, denn drei Tage nach Emiliens Hochzeit heirathete er seine Geliebte und richtete sich auf eine befriedigende Weise ein.

Nach Emiliens Abgang gab die gute Superiorin meiner Armelline eine neue Gouvernante. Es war ein junges Mädchen, welches zwei oder drei Jahre älter als meine Freundin sein mochte und sehr schön war; dennoch reizte sie mich nur wenig. Wenn ich in einen Gegenstand heftig verliebt war, so konnte, so lange ich nicht befriedigt war, jeder andere nur schwache Begierde in mir erregen.

Die Superiorin sagte mir, die neue Freundin Armellinens heiße Scolastica und würde meine Achtung gewinnen; denn, fügte sie hinzu, sie ist eben so tugendhaft wie Armelline. Sie äußerte noch, sie hoffe, ich würde mir Mühe geben, ihre Heirath mit einem Manne zu vermitteln, welcher sie kenne, eine gute Stellung habe und nur dreihundert Thaler zur Bezahlung des nöthigen Dispenses brauche.

Der fragliche Bewerber war der Sohn eines Cousins Scolasticas. Sie nannte ihn ihren Neffen, obwohl er älter als sie war. Den Dispens für Geld zu erhalten, war nicht schwer, um ihn aber unentgeldlich zu erhalten, mußte ich mich an Jemand wenden, der ihn beim heiligen Vater nachsuchen konnte.

Ich versprach, mich mit der Sache zu beschäftigen.

Der Karneval ging seinem Ende entgegen, und Scolastica hatte noch nie eine Oper oder ein Schauspiel gesehen. Armelline

hatte Lust einen Ball zu sehen, und ich hatte endlich einen ausfindig gemacht, wo, wie ich glaubte, Niemand uns kennen würde. Da die Sachen indeß Folgen haben konnten, so mußten Vorsichtsmaaßregeln getroffen werden. Ich fragte also die beiden Freundinnen, ob sie sich entschließen könnten, in einem Männeranzuge zu erscheinen und versprach, alles dazu Nöthige herbeizuschaffen; sie willigten von ganzem Herzen ein.

Für den Tag nach dem Balle hatte ich eine Loge im Aliberti-Theater in Beschlag genommen. Ich sagte also meinen jungen Freundinnen, sie möchten bei der Superiorin um Erlaubniß nachsuchen, und mich gegen die Abenddämmerung erwarten.

Obwohl Armeliinens Widerstand und die Anwesenheit ihrer neuen Gefährtin, die mir weder geeignet schien, sich überrumpeln zu lassen, noch müssig zuzusehen, mich entmuthigte, so ließ ich doch Alles, was nöthig war, um ihre Umwandlung in zwei hübsche Jungen zu bewerkstelligen, in den Gasthof bringen.

Als Armelline in den Wagen stieg, theilte sie mir die schlimme Nachricht mit, daß Scolastica in nichts eingeweiht sei, und daß wir uns in ihrer Gegenwart keine Freiheiten gestatten dürften. Ich hatte nicht Zeit ihr zu antworten, da auch Scolastica einstieg, und wir begaben uns nach dem Gasthofe. Als wir im Zimmer angelangt waren, sagte ich zu ihnen mit einem Anstriche übler Laune, wenn sie allein zu sein wünschten, so würde ich in das anstoßende Zimmer gehen, obwohl es dort kalt sei.

Bei diesen Worten zeigte ich ihnen die Männeranzüge, und Armelline sagte, es genüge, daß ich ihnen den Rücken zudrehe; sie fügte hinzu: nicht wahr Scolastica?

Ich werde es wie Du, meine Liebe machen; ich bin aber sehr betrübt, denn ich bin sicher, daß ich Euch belästige. Ihr liebt Euch, und das ist sehr natürlich, ich hindere Euch aber, Euch Beweise Eurer Zärtlichkeit zu geben, und das thut mir außerordentlich leid. Ich bin kein Kind und Deine Freundin; warum behandelst Du mich so, als ob ich es nicht wäre?

Als ich diese verständige Sprache, welche eine gute Dosis Geist verrieth hörte, athmete ich freier.

Sie haben Recht, schöne Scolastica, erwiederte ich; ich

liebe Armelline; sie aber liebt mich nicht und ergreift jeden Vorwand, um mich nicht glücklich zu machen.

Bei diesen Worten verließ ich das Zimmer, und nachdem ich die Thür hinter mir geschlossen, begann ich im zweiten Zimmer ein tüchtiges Feuer anzuzünden.

Seit einer Viertelstunde bot ich hier Maulaffen feil, als Armelline klopfte und mich zu öffnen bat. Sie war in Beinkleidern und sagte, sie bedürften meiner durchaus, denn die Schuhe seien zu klein und sie könnten sie sich deshalb nicht allein anziehen.

Da ich etwas schmollend aussah, so fiel sie mir um den Hals und bedeckte mich mit Küssen; so wurde es ihr nicht schwer, mich zu beruhigen.

Während ich ihr die Gründe meiner Verstimmung mittheilte und Alles, was ich sah, mit Küssen bedeckte, brach Scolastica in lautes Lachen aus.

Ich war sicher, daß ich Ihnen Zwang auferlegen würde; wenn Sie mir aber nicht jedes mögliche Vertrauen zeigen, so muß ich Ihnen sagen, daß ich morgen nicht das Vergnügen haben werde, Sie in die Oper zu begleiten.

Wolan, so umarme auch Du meinen Freund, sagte Armelline.

Sehr gern!

Diese Großmuth Armellinens mißfiel mir, hinderte mich aber nicht, Scolastica verdientermaaßen zu umarmen. Ich würde es gethan haben, wäre sie auch weniger schön gewesen, denn eine so große Liebenswürdigkeit verdiente ihren Lohn. Ich legte in meine Küsse sogar mehr Feuer, als nöthig war, um Armelline zu strafen; indeß irrte ich mich. Ich sah, daß sie sich darüber freute, und sie begann ihre Freundin auf eine zärtliche Weise zu umarmen, gleichsam um ihr für ihre Gefälligkeit zu danken.

Nachdem ich sie hatte niedersetzen lassen, um ihnen beim Anziehen der Schuhe behülflich zu sein, sah ich, daß es nicht ging und daß wir andere Schuhe brauchten.

Ich rief den Kellner, der uns bediente und schickte ihn weg, um einen Schuhmacher mit einem Vorrathe von Schuhen zu holen.

Einstweilen gestattete mir die Liebe nicht, mich gegen Armelline auf bloße Küsse zu beschränken. Diese wagte weder mich

abzuwehren, noch sich hinzugeben; aber wie zu ihrer Rechtfertigung nöthigte sie mich, Scolastica dieselben Liebkosungen wie ihr zu erweisen, und diese kam, um jene abzuhärten, aus eignem Antriebe mir in Allem entgegen, was ich von ihr hätte fordern können, wenn ich in sie verliebt gewesen wäre.

Das Mädchen war reizend und stand Armellinen weder an Schönheit des Gesichts, noch an Vollkommenheit der Formen im Geringsten nach; dagegen stand sie an einer gewissen Feinheit des Gesichtsausdrucks, welche Armellinen eigenthümlich war, hinter dieser zurück.

Das Spiel mißfiel mir im Grunde nicht; das Nachdenken mischte indeß einige Bitterkeit ein; denn ich glaubte zu entdecken, daß Armelline mich nicht liebe, und daß die andre mir nur darum keinen Widerstand entgegensetze, um ihrer Freundin die Sache leicht zu machen und sie zu überzeugen, daß sie ihr durchaus vertrauen könne.

In dieser bangen Unschlüssigkeit, die mich verzehrte, kam ich endlich zu der Ansicht, daß ich gut thun würde, wenn ich Geschmack an derjenigen zu gewinnen suche, von der ich mir vollständige Befriedigung versprechen dürfe.

Sobald dieser Gedanke in meinem Kopfe Wurzel geschlagen hatte, entstand in mir auch die Neugier, ob Armelline nicht eine andere Haltung annehmen würde, wenn ich mich wirklich verliebt in ihre Freundin zeige, und ob diese mich zu unternehmend finden möchte, denn bis dahin hatten meine Hände noch nicht die Grenzen überschritten, welche der Gürtel ihrer Beinkleider um ihren Leib zog.

Ich schickte mich eben an, zur That zu schreiten, als der Schuhmacher kam, und in Zeit von wenigen Minuten waren sie beschuht.

Nachdem ich ihnen ihre Röcke angezogen, sah ich zwei sehr hübsche junge Leute vor mir stehen, deren Formen ihr Geschlecht hinlänglich verriethen, um jeden, der mich in ihrer Gesellschaft erblicken würde, auf mein Glück eifersüchtig zu machen.

Nachdem ich meine Befehle ertheilt, das Abendessen um Mitternacht bereit zu halten, begaben wir uns auf den Ball, wo, wie hundert gegen eins zu wetten war, Niemand mich kennen konnte; denn der Musiker, der mir die Billette verschafft, hatte mir die Versicherung gegeben, es sei eine Gesellschaft von

kleinen Kaufleuten. Was vermag indeß nicht der Zufall oder das Schicksal?

Wir treten in einen großen, sehr gut, obwohl ohne Luxus eingerichteten Saal, und die erste Person, auf welche meine Augen fallen, ist die Marquise d'Août mit ihrem Manne und ihrem unvermeidlichen Abbé.

Ohne Zweifel schillerte ich in tausend Farben; da ich indeß nicht mehr zurücktreten konnte, weil sie mich schon bemerkt hatte, so faßte ich mich; ich schritt auf sie zu, und wir tauschten die üblichen Komplimente aus, denen die feine Marquise manche Scherze von gutem Tone über meine beiden jungen Begleiter hinzufügte, die diese, weil sie keine Weltkenntniß hatten, unerwiedert ließen. Besonders unangenehm war mir aber, daß ein langes Fräulein nach Beendigung eines Menuet meiner Armelline eine Verbeugung machte und sie zum Tanze mit ihr aufforderte.

In diesem Mädchen errieth ich den Florentiner, welcher den Einfall gehabt hatte, sich als Frau zu verkleiden und der den Eindruck einer vollendeten Schönheit machte.

Armelline, welche zeigen zu müssen glaubte, daß sie sich nicht täuschen lasse, sagte zu ihm, sie erkenne ihn.

Sie irren sich vielleicht, erwiederte er auf eine geistreiche Weise, denn ich habe einen Bruder, der mir sehr ähnlich sieht, wie Sie auch eine Schwester haben, welche Ihr sprechendes Abbild ist und mit welcher einen Augenblick zu sprechen mein Bruder im Theater Capronica das Glück gehabt hat.

Dieser von Seiten des Marquis wohldurchgeführte Scherz reizte die Marquise zum Lachen, und ich glaubte einstimmen zu müssen, obwohl ich es nur ungern that.

Da Armelline den Tanz abgelehnt hatte, so ließ die Marquise sie zwischen sich und dem schönen Florentiner Platz nehmen. Der Marquis bemächtigte sich Scolastica's, und meine Pflicht war es nun, alle meine Aufmerksamkeit der Marquise zu schenken, ohne Armelline, welche der Florentiner durch seine Unterhaltung beschäftigte, auch nur ansehen zu dürfen.

Ich war eifersüchtig wie ein Tiger und verging vor innerer Wuth, aber die gesellschaftlichen Schicklichkeitsgebote nöthigten mich, meine Wuth unter dem Scheine vollkommener Zufriedenheit zu verbergen; der Leser wird sich daher leicht vor-

stellen können, wie sehr ich litt und wie sehr ich bereute, auf diesen Ball gegangen zu sein.

Dennoch hatte ich noch nicht den höchsten Grad grausamer Beängstigung erreicht; derselbe steigerte sich noch bedeutend, als ich sah, wie Scolastica sich von dem Marquis losmachte, sich einem Manne von reiferm Alter näherte und sich mit ihm in einen Winkel des Saales zurückzog, wo sie auf eine sehr vertraute Weise zu plaudern begannen.

Als die Menuets aufgehört hatten, begannen die Kontretänze, und ich glaubte zu träumen, als ich den Florentiner und Armelline, sie als Kavalier, ihn als Dame antreten sah.

Da ich fortwährend gezwungen war, Empfindungen zu erheucheln, die meinen wirklichen geradezu entgegen liefen, näherte ich mich ihnen, um ihnen meine Komplimente zu machen, und mit sanftem Tone fragte ich Armelline, ob sie auch sicher sei, den Kontretanz tanzen zu können.

Der Herr hat mir gesagt, ich könne mich nicht täuschen, wenn ich nachmache, was er thue.

Da ich auf diese Entgegnung nichts zu erwiedern hatte, so näherte ich mich Scolastica, voll Neugier, den Mann, mit dem sie sich unterhielt, kennen zu lernen.

Sobald ich herangekommen war, stellte sie ihn mir mit furchtsamer Miene vor und sagte, er sei der Neffe, von welchem sie gesprochen und welcher sie glücklich zu machen wünsche, wenn er die Erlaubniß, sie zu heirathen, erlange.

Mein Erstaunen war groß; indeß wußte ich es zu verbergen. Ich sagte ihm, was sich nur Freundliches und Tröstliches sagen ließ, und bemerkte zugleich, daß die Superiorin sich schon für ihn verwendet und ich auch schon an die Mittel gedacht habe, den Dispens des heiligen Vaters ohne Bezahlung zu erlangen.

Der Mann, der ein sehr anständiges Aussehen hatte, dankte mir lehr lebhaft und empfahl sich mir mit dem Bemerken, daß er nicht reich sei, und ich sah wohl, daß er ganz frei von Eifersucht sei.

Ich ließ Scolastica in seiner Gesellschaft; als ich mich sodann wieder Armellinen näherte, sah ich zu meinem Erstaunen, daß sie ihre Aufgabe sehr gut durchführte und keine Figur verfehlte. Der Florentiner, welcher meisterhaft tanzte, leitete sie sehr gut, und beide schienen sehr glücklich.

Mir machte der Anblick böses Blut; indeß blieb ich gefaßt und beglückwünschte nach dem Tanze Armelline und den Florentiner, welcher die Dame zum Entzücken spielte und so gut angezogen war, daß man ihn weder seinen Formen, noch seiner Haltung nach für einen Mann gehalten haben würde. Auch hatte die Marquise d'Août diese Umformung geleitet.

Da ich meine Eifersucht nicht hinlänglich bemeistern konnte, um Armelline und ihr Thun aus den Augen zu lassen, so versagte ich mir das Vergnügen des Tanzes.

Scolastica, die fortwährend bei ihrem Verlobten blieb, beunruhigte mich nicht; ich wußte, daß sie in Gesprächen begriffen war, unter welchen ihr die Zeit auf eine angenehme Weise verstreichen mußte.

Gegen elf und ein halb Uhr, im Augenblicke, wo die ganze Gesellschaft auf Mitternacht wartete, um zum Abendessen zu gehen, denn es war ein Sonnabend, und vor dieser Stunde wagte man nicht, Fleischspeisen aufzutragen, sagte die Marquise, welche von Armellinens geistreichen Naivetäten bezaubert war und welche sich vielleicht auch ihrem Schützlinge angenehm zu machen wünschte, zu mir mit dem leichten Tone der guten Gesellschaft und zugleich mit der gebieterischen Sprache einer vornehmen Dame, sie erwarte mich nebst meinen beiden Gefährten zum Abendessen bei sich.

Diese Ehre, Madame, versetzte ich, kann ich nicht haben, und meine beiden Begleiter wissen, weshalb.

Dieser, und dabei zeigte sie auf Armelline, hat mir so eben gesagt, daß es nur von Ihnen abhänge.

Es ist nur eine Ausflucht, glauben Sie mir.

Mich nun zu Armellinen wendend, sagte ich zu ihr mit so viel Sanftmuth, wie ich nur erkünsteln konnte:

Sie wissen ja, daß wir spätestens eine halbe Stunde nach Mitternacht zu Hause sein müssen.

Das ist wahr, versetzte sie sanft; indeß können Sie bestimmen, wie Sie wollen.

Ich entgegnete einigermaaßen traurig, ich glaube mein Wort nicht brechen zu dürfen.

Nun begannen die Marquise, ihr Mann, der Abbé und der Florentiner in sie zu dringen, daß sie ihre ganze Macht aufbieten möge, um mich zum Brechen meines angeblichen Wortes zu veranlassen.

Ich wußte mich vor Verdruß nicht mehr zu lassen; entschlossen indeß, lieber Alles zu thun, als den geringsten Grund zu geben, mich für eifersüchtig zu halten, sagte ich mit der natürlichsten Miene zu Armelline, ich willige ein, vorausgesetzt, daß ihre Freundin einwillige.

Wolan, sagte sie mit einem Ausdrucke der Freude, der mir außerordentlich wehe that, so fragen Sie sie.

Da ich meiner Sache sicher war, so begab ich mich zu Scolastica, und nachdem ich ihr die ganze Sache in Gegenwart ihres Freundes vorgetragen, so bat ich sie, ihre Einwilligung nicht zu geben und Alles zu vermeiden, was mich bloßstellen könnte.

Der Verlobte lobte meine Klugheit; Scolastica brauchte ich indeß nicht erst zu bitten, daß sie diese Rolle übernehme, denn, wie sie sagte, war sie fest entschlossen, mit Niemand zu Abend zu speisen.

Sie kam mit mir, und ich bat sie, ehe sie sich in Gegenwart der Andern erkläre, vorher mit ihrer Freundin zu sprechen.

Ich führte Scolastica zur Marquise und beklagte mich, daß mein Ueberredungsversuch nicht gelungen sei.

Scolastica bat um Entschuldigung und sagte zu Armellinen, sie habe ihr etwas allein zu sagen.

Nach einer Besprechung von mehreren Minuten kehrten sie mit trauriger Miene zurück, und Armelline sagte, es gehe durchaus nicht, und es thue ihr sehr leid.

Da die Marquise nun nicht weiter in uns drang, so entfernten wir uns.

Scolastica's Zukünftigem empfahl ich Schweigen und lud ihn zugleich ein, am zweiten Tage der Fasten bei mir zu Mittag zu speisen.

Da die Nacht sehr dunkel war, so verließ ich das Haus mit der sichern Ueberzeugung, daß uns Niemand folge, und wir stiegen in den Wagen an dem Orte, wo ich ihn auf uns hatte warten lassen.

Da ich aus einer Hölle kam, wo ich vier Stunden hindurch tausend Qualen ausgestanden, so gelangte ich in den Gasthof, ohne zur einen oder zur andern ein Wort zu sagen, ohne die vernünftigen Fragen zu beantworten, welche die zu natürliche Armelline mit einer Stimme, die Steine hätte rühren können, an mich richtete. Scolastica rächte mich, indem sie ihr

das Unrecht vorwarf, welches sie gegen mich begangen, indem sie mich genöthigt, unhöflich und eifersüchtig zu erscheinen oder gegen meine Pflicht zu verstoßen.

Von dem Augenblicke unsers Eintritts in das Zimmer an verwandelte Armelline meine eifersüchtige Wuth in Mitleid, denn ich sah ihre schönen Augen in Thränen schwimmen; die harten Wahrheiten, welche ihr Scolastica gesagt, hatten sie ihr entlockt.

Da das Abendessen schon aufgetragen war, so hatten sie nur noch Zeit, ihre Schuhe auszuziehen. Ich war traurig und hatte Grund es zu sein; Armellinens Zustand aber war mir höchst unangenehm, denn ich fand meine Rechnung nicht dabei. Ich mußte also ihre Traurigkeit verscheuchen, obwohl die Quelle derselben mich in Verzweiflung setzen mußte; denn ich konnte diese nur in dem Florentiner suchen, in den sie, wie ich vermuthete, verliebt war.

Unser Abendessen war vortrefflich; Scolastica ließ demselben Gerechtigkeit widerfahren; Armelline aß aber gegen ihre Gewohnheit fast gar nicht. Scolastica entwickelte eine reizende Heiterkeit; sie umarmte ihre Freundin und bat sie, an ihrem Glücke Theil zu nehmen, da ihr Bräutigam mein Freund geworden sei, und sie daher überzeugt sein könne, daß ich mich für sie und für ihn ganz ebenso verwenden würde, wie ich mich für Emilie verwendet habe. Sie segnete diesen Ball und den Zufall, der sie dorthin geführt. Endlich ließ sie nichts unversucht, um Armellinen zu beweisen, daß sie keinen Grund zur Traurigkeit habe, da sie sicher sein könne, daß ich sie einzig liebe.

Scolastica täuschte sich, und Armelline wagte nicht, sie durch Mittheilung der wahren Ursache ihrer Traurigkeit aus ihrem Irrthume zu ziehen. Mich hinderte aber die Eigenliebe, es ihr zu sagen, denn ich war mir meines Unrechts bewußt. Armelline wollte sich verheirathen, und in dem schönen Florentiner hatte sie gefunden, was sie suchte.

Unser Abendessen ging zu Ende, ohne daß Armelline wieder guter Laune geworden wäre. Sie trank nur ein Glas Punsch, und da sie wenig gegessen hatte, so forderte ich sie nicht zum Trinken auf, um ihr nicht Schaden zu thun. Scolastica dagegen, welche dieses angenehme Getränk zum erstenmale genoß, ließ sich gehen und fand es komisch, daß die Flüssigkeit, anstatt

in ihren Magen hinabzusteigen, ihr zu Kopfe stieg. In diese heitern Stimmung hielt sie es für ihre Pflicht, zwischen Armellinen und mir einen gründlichen Frieden zu vermitteln und uns die Sicherheit zu geben, daß sie bei den Zärtlichkeitsäußerungen, zu denen wir uns veranlaßt finden möchten, nicht störend sein würde.

Sie war von Tische aufgestanden, und mit unsichern Beinen trug sie ihre Freundin auf das Sopha, indem sie dieselbe gegen ihren Busen preßte und ihr glühende Küsse gab, die Armelline zum Lachen zwangen, obwohl sie immer noch traurig war; sodann rief sie mich herbei, ließ mich neben sich Platz nehmen und legte sie in meine Arme. Ich schritt zu Liebkosungen, welche Armelline nicht zurückstieß, jedoch auch nicht erwiederte, wie Scolastica erwartete, ich aber nicht hoffte, denn ich begriff sehr wohl, daß sie in ihrer jetzigen Stimmung und in Scolastica's Gegenwart mir nicht bewilligen würde, was sie mir in Emiliens Gesellschafft nicht bewilligt hatte, wo ich sie drei Stunden in meinen Armen gehalten, während ihre Freundin fest schlief.

Scolastica indeß, welche ihren Versuch nicht vergeblich gemacht haben wollte, hielt sich an mich und warf mir eine Kälte vor, von der ich weit entfernt war.

Ich war Scolastica beim Ausziehen ihres Rockes und ihrer Weste behülflich, und Armelline gestattete mir ebenfalls, ihr zu helfen.

Als ich ihnen ihre Hemden reichte, sagte Armelline zu mir, ich möge ans Feuer treten, was ich auch that.

Da mich das Geräusch der bald darauf erschallenden Küsse neugierig machte, so drehte ich mich um, und sah Scolastica, aufgeregt durch den Punsch, welche Armellinens Busen mit ihren Küssen verschlang. Diese, welche endlich besiegt wurde und ihre natürliche Heiterkeit wieder gewann, erwiederte die Liebkosungen ihrer Freundin.

Da bei diesem Anblicke das Blut in meinen Adern siedete, so eilte ich auf sie zu, und Scolastica nahm es nicht übel, daß ich der Schönheit ihrer herrlichen Brüste Gerechtigkeit widerfahren ließ und sie in eine Amme verwandelte.

Armelline schämte sich, weniger großmüthig als ihre Freundin zu sein, und Scolastica triumphirte, als sie sah

welchen Gebrauch ich zum ersteumale von den Händen ihrer Freundin machte.

Armelline forderte nach ihrer Gewohnheit ihre Freundin auf, es ebenso wie sie zu machen, und diese ließ sich nicht lange bitten; trotz ihrer zwanzig Jahre aber gefiel mir am Meisten ihr Erstaunen, welches von ihrer Neulingsschaft zeugte.

Nach der unvermeidlichen Wirkung dieses Spiels warf ich ihnen die Hemden über und zog ihnen mit dem größten Anstande die Beinkleider aus.

Nachdem sie einige Minuten allein im zweiten Zimmer geblieben waren, kamen sie zurück, sich eng umschlungen haltend und setzten sich freiwillig auf meine Kniee.

Scolastica, weit entfernt, erzürnt über den Vorzug zu sein, den ich Armellinens geheimen Schönheiten gab, schien vielmehr entzückt darüber. Sie sah dem zu, was ich that, und die Theilnahme, welche Armelline zeigte, erfreute sie; man konnte wohl errathen, daß sie die Hoffnung hegte, ich würde das große Werk vollbringen, was die sanfte Armelline indeß nicht zugeben wollte.

Da ich es nicht dahin bringen konnte, wohin ich wollte, so hielt ich an; ich bedachte, daß ich Pflichten gegen Scolastica habe, deren geheimste Schönheiten vor mir ausgebreitet zu sehen ich neugierig wurde.

Die gefällige Freundin leistete keinen Widerstand, da sie sicher war, daß ihre beiderseitigen Verdienste abgewogen werden würden.

Es wäre schwer zu entscheiden gewesen, welche von beiden den Apfel der Schönheit verdient hätte; Armelline hatte indeß den Vortheil, daß sie geliebt wurde, und der Schönheit der Physiognomie Scolastica's, die nach strengen Begriffen vielleicht schöner war, fehlte jener unaussprechliche Zauber, welchen die Liebe dem angebeteten Gegenstande verleiht.

Sie schien mir ebenso unberührt wie Armelline, und aus der Art ihrer Haltung ersah ich auf unzweifelhafte Weise, daß sie mir Alles gestatten würde. Ich fürchtete, daß ich den Augenblick mißbrauchen würde. Der Triumph war zu schön, als daß ich ihn der Trunkenheit hätte verdanken wollen.

Ehe ich endete, that ich indeß Alles, was ein Kenner thun kann, um den reizenden Gegenstand, den er täuscht, in Wollust zu ertränken. Erschöpft von Wollust und überzeugt, daß ich

mich ihren Begierden nur aus Zartgefühl entzogen habe, sank Scolastica dahin.

Die lachende und naive Armelline machte uns Beiden ihr Compliment. Ich schämte mich; Scolastica bat sie um Verzeihung.

Ich brachte sie nach ihrem Kloster zurück und gab ihnen die Versicherung, daß ich sie übermorgen abholen würde, um sie in die Oper zu führen; hierauf legte ich mich zu Bett, ohne zur Klarheit darüber kommen zu können, ob ich in der eben gespielten Partie verloren oder gewonnen habe. Erst nach meinem Erwachen fühlte ich mich im Stande, ein Urtheil zu fällen.

Durch das Fehlen zweier Kapitel tritt hier eine Unterbrechung in der fortlaufenden Erzählung ein. Wie mehrere ausgerissene und durchstrichene Blätter des Manuskripts beweisen, hatte der Held dieser Denkwürdigkeiten die Absicht, die beiden Kapitel umzuarbeiten, ist aber nicht dazu gekommen, und die durch die entstehende Neigung Armellinens für den jungen Florentiner erregte Neugier bleibt so unbefriedigt. Casanova selbst finden wir im Anfange des nächsten Kapitels in Florenz wieder, ohne daß wir anzugeben wüßten, wie er dahin gekommen und warum er die wollüstige Atmosphäre, womit er sich in Rom zu umgeben gewußt hatte, mit dem Aufenthalte in dieser Stadt vertauscht habe.

Siebtes Kapitel.

Die Denis. — Medini. — Zanowitsch. — Zeno. — Meine gezwungene Abreise und meine Ankunft in Bologna. — Der General Albergati.

Ohne mich in langen Reden zu ergehen, ersuchte ich den jungen Großherzog, mir ein Asyl in seinen Staaten auf so lange Zeit zu bewilligen, als ich daselbst verbleiben möchte; um allen Fragen von seiner Seite zuvorzukommen, erklärte ich ihm von vorn herein, welche Gründe mir die Pforten meiner Heimath schlössen.

Was meinen Lebensbedarf betrifft, fügte ich hinzu, so bitte ich Ew. Kaiserliche Hoheit zu glauben, daß ich Niemands bedarf, da das Geld, worüber ich verfügen kann, mir in dieser Beziehung volle Unabhängigkeit sichert. Uebrigens denke ich meine ganze Zeit dem Studium zu widmen.

Bei einer guten Aufführung, versetzte der Fürst, sind die Gesetze des Landes hinreichend, Sie vor jeder Belästigung zu schützen; indeß ist es mir sehr lieb, daß Sie sich an mich gewandt haben. Welche Bekanntschaften haben Sie in Florenz?

Ew. Hoheit, vor zehn Jahren habe ich mehrere vornehme Häuser hier gekannt; da ich indeß sehr zurückgezogen zu leben beabsichtige, so werde ich die Bekanntschaften nicht erneuern.

Dies war die Unterredung, welche ich mit dem jungen Herrscher hatte, und der von mir gethane Schritt schien mir unumgänglich, aber auch genügend, um mich gegen alle Störungen zu sichern.

Was mir vor zehn Jahren in Toscana begegnet war, mußte vergessen oder wenigstens sehr in den Hintergrund getreten sein, denn die alte Regierung hatte mit der neuen nichts gemein.

Vom Großherzoge begab ich mich zu einem Buchhändler, wo ich Bücher kaufte, welche ich brauchte, und wo ein Mann von adligem Aeußern, der sah, daß ich mich um griechische Literatur bekümmerte, mich anredete und mir gefiel. Ich sagte ihm, ich arbeite an einer Uebersetzung der Iliade, und Vertrauen mit Vertrauen erwiedernd, theilte er mir mit, daß er mit einer Anthologie griechischer Epigramme beschäftigt sei, welche er in lateinischen und italiänischen Versen herausgeben wolle. Da ich den Wunsch äußerte, sein Werk kennen zu lernen, so fragte er mich, wo ich wohne.

Nachdem ich seine Frage beantwortet, erkundigte ich mich nach seinem Namen und seiner Wohnung, weil ich ihm zuvorzukommen wünschte, was ich auch schon am folgenden Tage that. Er erwiederte meinen Besuch einen Tag darauf, und nachdem wir uns gegenseitig unsere Studien gezeigt, wurden wir Freunde und blieben es bis zu meiner Abreise von Florenz; wir besuchten uns täglich, ohne daß wir je daran gedacht hätten, nur einmal zusammen zu speisen oder spazieren zu gehen.

Eine Bekanntschaft zweier Freunde der Wissenschaften schließt häufig alle Vergnügungen aus, da sie sich solche nur dadurch verschaffen könnten, daß sie die Zeit der Literatur entzögen.

Dieser ehrenwerthe florentinische Edelmann, hieß oder heißt, wenn er noch am Leben ist, Everardo de Medici.

Ich wohnte ganz gut bei Johann Baptist Allegranti; ich genoß hier der vollen Einsamkeit und Ruhe, welche mir nöthig waren, um Homer zu studieren und zu arbeiten; dennoch faßte ich den Entschluß, meine Wohnung zu ändern. Magdalena, die Nichte meines Wirths, ein junges Mädchen, welches beinahe noch im Kindesalter stand, war so schön, so anmuthig, besaß so viel Geist und Liebenswürdigkeit, daß sie mir unaufhörliche Zerstreuungen verursachte. Zuweilen kam sie auf mein Zimmer, wünschte mir einen guten Tag, fragte mich, ob ich gut geschlafen, ob ich etwas brauche — — und ihr Anblick, ihre Anmuth, der Klang ihrer Stimme waren der

Art, daß ich nicht widerstehen konnte. Da ich nun verführt zu werden fürchtete und sie auch gegen mich schützen wollte, so wußte ich keine andere Auskunft, als die, sie zu fliehen.

Einige Jahre darauf wurde Magdalene eine berühmte Musikerin.

Nachdem ich von Allegranti ausgezogen war, miethete ich zwei Zimmer bei einem Bürger, dessen Frau häßlich war und der weder hübsche Töchter, noch verführerische Nichten hatte. Dort lebte ich drei Wochen wie die Ratte bei Lafontaine, sehr eingezogen.

Um diese Zeit kam der Graf Stratico mit dem Chevalier Morosini, seinem achtzehnjährigen Zöglinge, von Florenz an.

Ich konnte nicht umhin, ihm einen Besuch zu machen. Das Bein, welches er gebrochen, hatte noch nicht wieder seine volle Kraft gewonnen; er konnte also seinen Zögling nicht begleiten, der alle Fehler der Jugend und keine einzige gute Eigenschaft derselben besaß, für den er daher beständig Unglück fürchten mußte. Er bat mich, ich solle denselben an mich zu fesseln suchen, um nöthigenfalls der Genosse seiner Vergnügen zu werden, damit er nicht allein Orte besuche, wo er nur schlechte Gesellschaft finden könne und sich also Gefahren aussetzen würde.

Hierdurch wurden meine Studien unterbrochen und mein friedliches System erlitt eine Aenderung. Ich mußte der Genosse der Ausschweifungen eines jungen liederlichen Menschen werden.

Der Chevalier war in der That ein Mensch von ungezügelter Genußsucht; er liebte weder die Literatur, noch die gute Gesellschaft, noch verständige Menschen; dagegen Pferde besteigen, um sie zu Tode zu jagen, ohne Rücksicht darauf, ob er selbst sein Leben dabei einbüße, fortwährend in gestrecktem Galopp einhersprengen, gleichviel, über welches Terrain das Thier hinwegsetzen müsse, alle Arten von Wein trinken und sich nicht ehe beruhigen, als bis er den Gebrauch seiner Vernunft eingebüßt hatte, sich die Genüsse ungebändigter Rohheit mit prostituirten Frauenzimmern, die er häufig durchprügelte, verschaffen: das waren seine gewöhnlichen Vergnügungen, seine täglichen Genüsse.

Dieser junge Edelmann bezahlte einen Lohnbedienten eigens,

um ihm täglich eine Frau oder ein Mädchen anzuschaffen, die in der Stadt Florenz nicht als öffentliche Person bekannt war.

Während der zwei Monate, welche dieser leichtsinnige Mensch in Florenz verweilte, rettete ich ihm zwanzigmal das Leben. Ich litt, ich kränkelte; indeß glaubte ich mich verpflichtet, ihn nicht zu verlassen.

Um die Ausgaben brauchte ich mich nicht zu bekümmern, denn er war freigebig bis zur Verschwendung und hätte nicht zugegeben, daß ich in die Börse griff. Aber auch das war eine Unannehmlichkeit für mich und gab Veranlassung zu heftigen Streitigkeiten; denn da er bezahlte, so verlangte er, daß ich eben so viel wie er esse und trinke, und daß ich ihm auch in seinen übrigen Ausschweifungen mit Frauen oder Mädchen nachahme. In diesen Punkten gab ich ihm indeß selten nach und ging nur so weit, als ich für angemessen hielt.

Auf einer Fahrt nach Lucca, die wir machten, um dort die Oper zu sehen, nahmen wir zwei Tänzerinnen zum Abendessen mit uns nach Hause; da der Chevalier nach seiner Gewohnheit zu viel getrunken hatte, so bediente er diejenige der beiden Nymphen, welche er gewählt und welche ein herrliches Geschöpf war, sehr schlecht.

Da ich mit der andern, die, obwohl sehr hübsch, doch mit jener nicht verglichen werden konnte, nicht gescherzt hatte, so rächte ich die Schöne aufs Kräftigste und diese, die mich für den Vater des Chevaliers hielt, gab mir den mitleidigen Rath, demselben eine bessere Erziehung ertheilen zu lassen.

Nach der Abreise des jungen Mannes, welche nach der vollständigen Wiederherstellung seines Gouverneurs stattfand, nahm ich meine Studien wieder auf; indeß speiste ich täglich bei der Extänzerin Denis zu Abend, die sich, nachdem sie den Dienst des Königs von Preußen verlassen, nach Florenz zurückgezogen hatte.

Die Denis stand so ziemlich in meinem Alter, was besagen will, daß sie nicht mehr jung war, besonders da sie Frau war; dennoch hatte sie noch genug Reste der Schönheit, um zärtliche Gefühle einzuflößen; denn wer sie nicht kannte, hätte ihr nur ein Alter von dreißig Jahren gegeben. Mit einer reizenden Frische vereinigte sie das gefällige Benehmen eines ungen Mädchens, viele Anmuth, den Ton und die Lebensart

der guten Gesellschaft und einen sehr sanften Character; außerdem wußte sie sich vortrefflich anzuziehen. Uebrigens wohnte sie wunderbar schön, am Platze, im ersten Stocke, über dem besuchtesten Kaffeehause von Florenz, und sie hatte einen Balkon, wo man in den heißesten Nächten die frischeste und wollüstigste Luft genießen konnte.

Der Leser wird nicht vergessen haben, auf welche Weise ich 1769 in Berlin ihr Freund geworden war; da wir nun durch einen glücklichen Zufall wieder in Florenz zusammentrafen, so entzündete sich das alte Feuer wieder mit ganzer Gewalt, und wir setzten das Drama fort, zu dem wir die Skizze schon in Berlin ausgearbeitet hatten.

Die Hauptmietherin des Hauses, in welchem die Denis wohnte war die Bregonzi, welche ich in Memel auf meiner Reise nach Petersburg getroffen hatte.

Diese Dame Bregonzi, welche behauptete, daß ich sie vor fünfundzwanzig Jahren geliebt habe, kam oft mit dem Marquis Capponi, ihrem frühern Liebhaber, einem sehr liebens würdigen und gebildeten Manne, zur Denis herauf.

Da ich sah, daß er gern mit mir sprach, so erleichterte ich ihm das Anknüpfen einer Bekanntschaft, indem ich ihm einen Besuch machte, welchen er erwiederte, indem er seine Karte bei mir zurückließ, da er mich nicht zu Hause fand.

Als ich ihn zum zweiten Male besuchte, stellte er mich seiner Familie vor und lud mich zum Mittagsessen ein. Um seiner Einladung Ehre zu machen, legte ich zum ersten Male einen eleganten Anzug an und schmückte mich mit allen meinen Diamanten.

Beim Marquis Capponi lernte ich den berühmten Liebhaber der Corilla, den Marquis Gennori, kennen, der mich in ein florentiner Haus führte, wo ich meinem Schicksale nicht entgehen konnte. Hier verliebte ich mich in Madame ***, eine noch junge Witwe, die gebildet und ziemlich reich war und einige Monate in Paris verlebt hatte, wo sie jenen Anstrich guten Tones und feiner Höflichkeit gewonneu hatte, der Allem Anmuth und Würde verleiht.

Diese unglückliche Liebe machte mir die drei Monate, die ich noch in Florenz blieb, sehr peinlich.

Es war im Anfang des Oktober, und der Graf Medini langte in Florenz ohne einen Pfennig an, denn er hatte nicht

Geld genug, um seinen Fuhrmann zu bezahlen, der ihn wollte verhaften lassen.

Dieser unglückliche Medini, der mich zu verfolgen schien, war bei einem Irländer abgestiegen, der arm war, obwohl er sein ganzes Leben Gauner gewesen war.

Ich weiß nicht, auf welche Weise Medini erfuhr, daß ich in Florenz sei, aber er schrieb mir, und bat mich, ihn von den Sbirren zu befreien, welche ihn in seinem Zimmer umringten und ihn ins Gefängniß führen wollten. Er schrieb mir, es sei nicht nöthig, daß ich für ihn bezahle, sondern ich brauche bloß Bürgschaft zu leisten; er betheuerte, daß ich nichts wage, da er sicher sei, in wenigen Tagen bezahlen zu können.

Meine Leser wissen, aus welchen Gründen ich Medini nicht liebte; trotz dieser Gründe hatte ich nicht die Kraft, seine Bitte unberücksichtigt zu lassen. Ich war sogar geneigt als Bürge für ihn einzutreten, wenn er mir beweisen könne, daß er bald im Stande sein werde, die Summe zu bezahlen, wegen welcher er verhaftet werden sollte. Ich dachte übrigens, die Summe könne nicht bedeutend sein, und begriff nicht, weshalb der Gastwirth ihm nicht diesen Gefallen thue. Mein Erstaunen hörte auf, als ich in sein Zimmer trat.

Sobald ich erschien, kam er auf mich zu, umarmte mich, bat mich Alles zu vergessen und ihn seiner peinlichen Verlegenheit zu entreißen.

Als ich schnell im Zimmer umherblickte, sah ich drei fast leere Koffer, weil die darin enthalten gewesenen Sachen im Zimmer umher verstreut waren, seine Geliebte, welche ich kannte, und welche Gründe, mich nicht zu lieben hatte, ihre junge elf oder zwölfjährige Schwester, welche weinte und ihre Mutter, welche fluchte, Medini einen Gauner nannte und drohte sich bei der Behörde zu beklagen, weil, wie sie behauptete, es nicht zulässig sei, ihre und ihrer Töchter Kleider mit Beschlag zu belegen, um seine Schuld an den Fuhrmann zu bezahlen.

Ich fragte zunächst den Wirth, weshalb er nicht Bürgschaft leiste, da doch die Personen nebst ihren Sachen bei ihm seien, wodurch er gegen jede Gefahr geschützt würde.

Alles, was Sie hier sehen, versetzte er, genügt nicht, um den Fuhrmann zu bezahlen, und ich mag diese Leute nicht bei mir behalten.

Ueberrascht von dem Allen und nicht begreifend, wie alle Sachen, die ich im Zimmer umher verstreut sah, nicht hinreichend sein sollten, um den Fuhrmann zu bezahlen, fragte ich, wie hoch sich die Forderung beliefe.

Der Fuhrmann übergab mir hierauf ein von Medini unterzeichnetes Papier, welches über zweihundertundvierzig römische Thaler lautete.

Wie! rief ich erstaunt aus, und woher rührt diese ungeheure Schuld?

Mein Erstaunen hörte auf, als der Fuhrmann mir mittheilte, daß er ihnen seit sechs Wochen diene, daß er den Grafen und die drei Frauen von Rom nach Livorno, von Livorno nach Pisa, sodann durch ganz Toscana gefahren und überall ihren Unterhalt bestritten habe.

Der Fuhrmann, sagte ich nun zu Medini, kann mich nicht als Bürgen für eine so hohe Summe annehmen und selbst wenn er Vertrauen genug zu mir hätte, so würde ich doch nicht so thöricht sein, eine solche Verpflichtung einzugehen.

Haben Sie die Gefälligkeit, mit mir ins andre Zimmer zu kommen, sagte der Graf zu mir, so werde ich Sie überreden.

Sehr gern.

Zwei Häscher schickten sich an, ihn am Verlassen des Zimmers zu hindern, da er, wie sie meinten, aus den Fenstern flüchten könne.

Sie können ihn mit mir gehen lassen, ich stehe für ihn.

In diesem Augenblicke kam der arme Fuhrmann hinzu, küßte mir die Hand, und sagte, wenn ich für den Grafen bürgen wolle, so wolle er mir eine dreimonatliche Frist zum Bezahlen lassen.

Zufälliger Weise war dieser wackre Mann derselbe, welcher mich mit der vom Komödianten de l'Etoile verführten Engländerin nach Sienna gebracht hatte. Ich sagte ihm, er solle warten.

Medini, ein großer Schwätzer, unverschämter Lügner und sehr unternehmender Mensch, der überdieß nie Zweifel hatte, glaubte mich zu überreden, indem er mir entsiegelte Briefe zeigte, welche ihn in pomphaften Ausdrücken den ersten adligen Häusern von Florenz ankündigten. Ich las diese Briefe, fand

aber in keinem derselben den Auftrag, ihm Geld zu geben. Ich machte ihm diese Bemerkung.

Das ist wahr, sagte er, aber in diesen Häusern spielt man, und wenn ich abziehe, bin ich sicher, bedeutende Summen zu gewinnen.

Sie wissen, daß ich wenig Vertrauen zu Ihrem Glück habe.

In jedem Falle habe ich noch eine andere Hülfsquelle.

Welches ist diese?

Nun zeigte er mir ein großes Portefeuille mit einer Menge von Heften, welche drei Viertheile von Voltaires Henriade, vortrefflich übersetzt in italiänischen Stanzen, enthielten. Diese Verse waren denen Tassos gleich. Er gedachte, dieses schöne Gedicht in Florenz zu beenden und es dem Großherzoge zu überreichen; er war überzeugt, daß er nicht nur ein kostbares Geschenk erhalten, sondern auch der Günstling dieses Fürsten werden würde.

Ich wagte nicht, ihn zu enttäuschen, mußte aber innerlich lachen, weil er nicht wußte, daß der Großherzog nur so that, als ob er die Literatur liebe.

Ein Abbé Fontane, ein geschickter Mann, unterhielt diesen Fürsten mit etwas Naturgeschichte, der einzigen Sache, welche seine Theilnahme erregte. Im Uebrigen zog er die schlechteste Prosa den besten Versen vor, da er vermuthlich nicht Sinn genug hatte, um die Schönheit der letztern zu würdigen und ihre Reize zu genießen. Er hatte nur zwei Leidenschaften: die Frauen und das Gold.

Nachdem ich mit diesem Medini, einem geistreichen, aber urtheilslosen Menschen, zwei langweilige Stunden verbracht, und da ich schon ernstliche Reue fühlte, der Neugier, wissen zu wollen, was er von mir wünsche, nachgegeben zu haben, beschloß ich, ihm sehr lakonisch zu sagen, daß ich nichts thun könne, um ihn seiner Verlegenheit zu entreißen; als ich hierauf der Thür zuschritt, wagte er, mich beim Kragen zu fassen.

Die Verzweiflung treibt die Menschen zu traurigen Schritten.

Medini, der verzweifelt, verblendet, gewaltthätig war, faßte mich beim Kragen, ohne eine Waffe in der Hand zu haben, ohne zu bedenken, daß ich vielleicht stärker als er war, daß ich ihm bereits zweimal Blut abgezapft hatte, und daß

die Sbirren, der Wirth, der Fuhrmann, die Bedienten sich m anstoßenden Zimmer befanden. Ich war nicht feige genug, um nach Hülfe zu rufen, und da ich größer als er war, so legte ich ihm die Hand um den Hals und zwang ihn, indem ich ihn fern von mir hielt, die Zunge herauszustrecken. So war er genöthigt mich loszulassen; nun ergriff ich ihn beim Kragen und fragte ihn, ob er toll geworden sei.

Nachdem ich ihn heftig gegen die Wand gestoßen, öffnete ich die Thür, und die vier Sbirren traten ein.

Dem Fuhrmann sagte ich, daß ich keine Bürgschaft übernähme, und daß er nicht auf mich rechnen dürfe.

Als ich den Griff des Schlosses in die Hand nahm, sprang Medini auf die Thür zu, und schrie, ich dürfe ihn nicht verlassen.

Ich hatte die Thür geöffnet, und da die Sbirren fürchteten, Medini könne entfliehen, so eilten sie, dieselbe zu besetzen. Nun entspann sich ein Kampf, welcher meine Theilnahme erregte. Medini, der ohne Waffen und im Schlafrocke war, begann Ohrfeigen, Fußstöße, Faustschläge unter die vier feigen Gesellen auszutheilen, obwohl diese einen Degen an der Seite hatten.

Für den Augenblick hielt ich die Thür besetzt, um den Irländer zu hindern, daß er sich entferne und nach Hülfe rufe.

Medini, obwohl durch einen Schlag, welchen er auf die Nase erhalten, ganz mit Blut bedeckt, hörte in seinem zerrissenen Schlafrocke und Hemde nicht ehe auf, auf die vier Sbirren loszuschlagen, als bis sie zurückwichen. Sein Muth, obwohl die Frucht blinder Verzweiflung, nöthigte mir Achtung ab, und ich beklagte ihn.

Während einer augenblicklichen Pause fragte ich seine beiden Livreebedienten, welche neben mir standen, weshalb sie ihren Herren nicht vertheidigt hätten. Der eine erwiederte, er sei ihnen seit einem halben Jahre das Lohn schuldig; der andere sagte, er selbst wolle ihn verhaften lassen.

Während Medini beschäftigt war, sein Blut in einem großen Waschbecken zu stillen, äußerte der Fuhrmann zu mir, da ich für seinen Schuldner nicht Bürgschaft leisten wolle, so würde er ihn einstecken lassen.

Ergriffen von Allem, was ich eben gesehen, sagte ich zu ihm: Geben Sie ihm vierzehn Tage Frist, und wenn er sich

während dieser vierzehn Tage aus dem Staube macht, so bezahle ich für ihn.

Nach kurzem Nachdenken, versetzte er: Sehr wohl, mein Herr, ich will aber die Auslagen für die Gerichtskosten nicht tragen.

Nachdem ich erfahren, wie hoch die Gerichtskosten sich beliefen, bezahlte ich sie, und lachte die Sbirren aus, welche behaupteten, sie hätten wegen der empfangenen Schläge auf eine Entschädigung Anspruch.

Nun äußerten die beiden niederträchtigen Bedienten, wenn ich mich nicht auch für ihre Forderung verbürge, würden sie ihn für eigene Rechnung verhaften lassen.

Medini rief mir zu: Nehmen Sie auf diese Leute keine Rücksicht, lassen Sie sie machen, was sie wollen.

Als ich aufgeschrieben, was für die Befriedigung des Fuhrmanns erforderlich war und den Sbirren vier oder fünf Thaler für Gerichtskosten bezahlt, sagte Medini, er habe noch weiter mit mir zu sprechen; ich aber hörte nicht darauf, sondern drehte ihm den Rücken und ging zum Essen.

Zwei Stunden darauf kam einer der Bedienten zu mir und machte mir den Vorschlag, falls ich ihm sechs Zechinen geben wolle, mir Nachricht zu bringen, sobald er bemerken würde, daß sein Herr Miene zum Entfliehen mache.

Ich antwortete ihm trocken, ich bedürfe seines Eifers nicht, weil ich sicher sei, daß der Graf vor der Frist, die er sich gestellt habe, seine sämmtlichen Schulden bezahlen würde, und am folgenden Morgen machte ich dem Grafen vom Schritte seines Dieners Anzeige. Er schrieb mir einen langen Brief voller Danksagungen, worin er seine ganze Beredtsamkeit aufbot, um mich zu bewegen, daß ich ihn in den Stand setze, seine Verbindlichkeiten zu erfüllen. Ich antwortete ihm nicht.

Sein guter Genius, der noch nicht müde geworden war, ihn zu beschützen, ließ ein Individuum nach Florenz kommen, welches ihn aus der Verlegenheit zog.

Es war Premislaus Zanowitsch, der später gleich seinem Bruder berühmt wurde, welcher letztere, nachdem er die amsterdamer Kaufleute betrogen, den Titel eines Fürsten Skanderbeg annahm. Ich werde später von ihm sprechen. Diese großen Griechen nahmen beide ein schlechtes Ende.

Premislaus Zanowitsch, welcher in dem glücklichen Alter von fünfundzwanzig Jahren stand, war der Sohn eines Edelmannes aus Budua, der äußersten Stadt Dalmatiens nach Albanien zu, welches einst der Republik Venedig unterworfen war, jetzt aber dem Sultan gehört; es ist das alte Epirus.

Premislaus, der voller Geist war, hatte in Venedig studiert und dort mit der feinen Welt verkehrt; da er sich hier an ein genußvolles und vergnügungssüchtiges Leben gewöhnt hatte, wie es in dieser großen Stadt so häufig der Fall ist, so konnte er sich nicht entschließen, nach Budua zurückzukehren, wo er nicht gewußt hätte, was er hätte anfangen sollen, und wo er nur rohe Slavonier gefunden hätte, die ungebildet und von wildem Sinne sind, durchaus nicht zu sprechen wissen, nur nach Art des Viehs glücklich oder unglücklich sind, sich zu den Schmerzen und Freuden ganz ebenso wie die Wilden verhalten, keine Talente, keine Kenntniß der Künste und Wissenschaften haben, gleichgültig gegen die Vorzüge der übrigen Welt sind, und nur wenn zufälliger Weise Barken an ihrer Küste anlegen, Nachrichten von draußen empfangen. Als daher Premislaus und Stephan, sein Bruder, der noch geistreicher als er war, von der höchsten Polizei des Rathes der Zehn die Weisung erhielten, die bedeutenden Summen, welche sie im Spiele gewonnen hatten, in ihrem Vaterlande zu verzehren, faßten sie den Entschluß, jeder sein Glück in einer andern Himmelsgegend zu versuchen, der eine im Norden, der andere im Süden Europas, beide auszubeuten und überall, wo ihnen ihr guter Stern Gelegenheit dazu bieten würde, auf Kosten der Geprellten zu leben.

Premislaus, den ich nur kannte, weil ich ihn als Kind gesehen hatte, und der schon in einem gewissen Rufe stand, weil er in Neapel den Chevalier Morosini geprellt hatte, indem er denselben veranlaßt, sich mit sechstausend Dukaten für ihn zu verbürgen, kam in einem schönen Wagen mit seiner Maitresse, zwei großen Lakaien und einem Kammerdiener, dessen er sich als Courier bediente, nach Florenz.

Er nahm eine schöne Wohnung, einen Miethswagen, eine Opernloge, einen guten Koch und gab seiner schönen Maitresse eine Gesellschaftsdame; in prachtvollem Anzuge und mit Diamanten bedeckt zeigte er sich sodann im Casino des Adels.

Man kannte ihn unter dem Namen des Grafen Premislaus Janowitsch.

Die Florentiner haben ein Casino, welches sie das adlige Casino nennen. Jeder Fremde kann dasselbe besuchen, ohne von Jemand vorgestellt zu sein; aber um so schlimmer für ihn, wenn nicht wenigstens sein Aeußeres zeigt, daß er geeignet ist, hieher zu kommen; denn die Florentiner, welche scharf beschlagen sind, lassen ihn stehen und knüpfen kein Gespräch mit ihm an, so daß ein solcher wohl nur selten wagen wird, sich zum zweiten Male einzufinden. Dies Casino ist zugleich ein Ort des Anstandes und des freien Lebens; man liest hier Zeitungen, man spielt alle Spiele, man ißt und trinkt für sein Geld, man liebelt sogar, denn auch die Damen kommen hieher; dies gehört sogar zum guten Tone.

Janowitsch, welcher den Herablassenden spielte, wartete nicht darauf, daß man ihn anredete; er machte allen Anwesenden eine Verbeugung und wünschte sich Glück, in eine so ausgewählte Gesellschaft gerathen zu sein; sodann sprach er von Neapel, stellte Vergleiche an, welche für die Anwesenden schmeichelhaft waren, und bei einer geschickt herbeigeführten Veranlassung nannte er ohne Affektation seinen Namen; auch spielte er auf eine sehr anständige Weise, verlor mit guter Laune, bezahlte, nachdem er erst so gethan als ob er es vergessen habe und gefiel allgemein. Dies Alles erfuhr ich am folgenden Tage bei der Denis aus dem Munde des weisen Marquis Capponi, der mir auch sagte, man habe ihn gefragt, ob er mich kenne, und er habe geantwortet, bei meiner Entfernung von Venedig sei er noch im Collegium gewesen, er habe aber seinen Vater häufig mit großer Achtung von mir sprechen hören. Der Chevalier Morosini sei sein vertrauter Freund und der Graf Medini, welcher sich seit acht Tagen in Florenz aufhielt, sei ebenfalls mit ihm bekannt und spreche nur Gutes von ihm. Als der Marquis mich fragte, ob ich den jungen Mann kenne, antwortete ich ganz in derselben Weise, ohne mich für verpflichtet zu halten, das zu erzählen, was ich von ihm wußte und was ihn zum Nachtheil hätte gereichen können. Da die Denis sich begierig zeigte, ihn kennen zu lernen, so versprach der Chevalier Puzzi, ihn ihr zuzuführen, was er auch drei oder vier Tage später that,

Ich befand mich bei Madame Denis, als Puzzi ihr

Zanowitsch vorstellte, und ich sah einen jungen Mann, der sich gut zu benehmen wußte und sein Ziel nicht verfehlen konnte. Ohne grade schön zu sein, ohne in seinen Zügen oder seinem Wuchse etwas Imponirendes zu haben, hatte er doch edle und ungezwungene Bewegungen, eine gute Unterhaltungsgabe, eine gewinnende Heiterkeit und einen durchaus schicklichen Ton. Nie sprach er von sich und wußte sich zu rechter Zeit mit Andern zu beschäftigen. Als ich ihn auf das Thema seines Vaterlandes brachte, entwarf er davon eine komische Schilderung; von seinem Lehne, welches zur Hälfte in den Staaten des Sultans enclavirt sei, sprach er wie von einem Orte, aus welchem die Heiterkeit gänzlich verbannt sei und wo der entschiedenste Misanthrop vor Traurigkeit sterben müsse.

Sobald er erfahren, wer ich sei, sagte er mir die schmeichelhaftesten Sachen, ohne daß seine Ausdrücke den Anschein der Schmeichelei hatten. In diesem jungen Mann sah ich einen angehenden großen Abenteurer, der bei gutem Benehmen große Erfolge erringen würde; sein Luxus aber zeigte mir, daß dies die schwache Stelle seines Panzers sei. Ich stellte ihn mir so vor wie ich vor fünfzehn Jahren gewesen war; da ich ihm aber nicht meine Hülfsmittel zutraute, so konnte ich nicht umhin, ihn zu beklagen.

Zanowitsch besuchte mich und gesprächsweise erzählte er mir, daß er Medini's sämmtliche Schulden bezahlt, da dieser sein Mitleid erregt habe.

Ich gab ihm wegen dieser guten Handlung meinen Beifall zu erkennen und dankte ihm dafür; diese Großmuth sagte mir aber auch, daß sie irgend ein Complott, wie es ihr Gewerbe mit sich brachte, angezettelt hätten und daß dasselbe bald zu Tage kommen würde. Ich wünschte ihnen Glück dazu, ohne daß mich nach einer Betheiligung verlangte.

Ich erwiederte seinen Besuch gleich am folgenden Tage. Er war bei Tische mit seiner Maitresse, und ich würde gern so gethan haben, als kenne ich sie nicht, wenn sie nicht bei meinem Anblicke meinen Namen genannt und ihre Freude, mich wiederzusehen, geäußert hätte.

Da sie mich Don Giacomo genannt hatte, so nannte ich sie mit einer etwas unschlüssigen Miene Donna Ippolita und sie antwortete, ich täusche mich nicht, denn obwohl sie größer nnd ausgebildeter geworden sei, so sei sie doch dieselbe.

Ich hatte mit ihr und Lord Baltimore in den Crocielles zu Abend gespeist, und sie war sehr hübsch.

Zanowitsch lud mich für den folgenden Tag zum Mittagsessen ein, und ich dankte, da ich nicht Lust hatte, in ein engeres Verhältniß zu ihm zu treten; Ippolita wußte mich indeß zur Annahme der Einladung zu bewegen, mit dem Bemerken, daß ich Gesellschaft finden würde, und daß ihr Koch sich anheischig gemacht habe, den Beifall der Gäste zu erwerben.

Einigermaaßen neugierig, welche Gesellschaft sich zu diesem Mittagsessen einfinden würde und zugleich um Zanowitsch zu zeigen, daß ich nicht etwa in der Lage sei, seiner Börse zur Last fallen zu müssen, zog ich mich zum zweiten Male in Florenz reich an.

Wie ich erwartet, fand ich Medini mit seiner Maitresse, zwei ausländische Damen mit ihren Kavalieren, und einen sehr gut gekleideten, ziemlich hübschen Venetianer von fünfunddreißig bis vierzig Jahren, welchen ich nicht erkannt haben würde, wenn Zanowitsch mir nicht seinen Namen genannt hätte — Aloys Zeno.

Da die Zenos eine patrizische Familie waren, so glaubte ich ihn fragen zu müssen, welchen Titel ich ihm zu geben habe. Er antwortete:

Denjenigen, welchen man einem guten Freunde giebt, den Sie allerdings nicht füglich wiedererkennen können, denn als ich Sie kennen lernte, war ich erst zehn Jahre alt.

Zeno theilte mir nun mit, daß er Sohn des Kapitains sei, den ich während meiner Haft im St. Andreas-Fort kennen gelernt habe.

Seitdem sind achtundzwanzig Jahre verflossen, versetzte ich, und jetzt besinne ich mich sehr wohl auf Sie, mein Herr, obwohl Sie damals noch nicht die Pocken gehabt hatten.

Ich sah, daß ihm diese Erwähnung unangenehm war; die Schuld war indeß sein, denn er hätte ja nicht zu sagen brauchen, daß er mich dort gekannt, und daß der Adjutant sein Vater sei.

Er war der Sohn eines natürlichen Sohns eines adligen Venetianers und der ungezogenste Range auf der ganzen Festung, ein wahrer Galgenstrick und Taugenichts in der vollen Bedeutung des Wortes.

Als ich ihn in Florenz fand, kam er von Madrid, wo er

im Hause des venetianischen Gesandten Marco Zeno die Bank gehalten und dadurch viel Geld gewonnen hatte. Es war mir lieb, ihn persönlich kennen zu lernen. Während des Mittagsessens bemerkte ich indeß, daß er weder Bildung, noch Erziehung, noch das Benehmen und die Sprache eines Mannes von gutem Tone hatte; schwerlich würde er aber sein Talent, das Glück zu verbessern hiegegen vertauscht haben. Medini und Zanowitsch waren doch ganz andere Leute. Die beiden Fremden waren die auserkornen Opfer. Ich war nicht neugierig zu sehen, wie die Sache ablaufen würde, denn sobald ich den Spieltisch in Bereitschaft setzen und Zanowitsch eine große Börse voll Gold ausschütten sah, machte ich der Gesellschaft mein Compliment und entfernte mich.

So lebte ich während der sieben Monate, die ich in Florenz verweilte.

Nach diesem Mittagsessen sah ich Zeno und Zanowitsch nur noch zufälliger Weise und an öffentlichen Orten.

Jetzt will ich erzählen, was sich in der Mitte des December ereignete.

Lord Lincoln, ein junger achtzehnjähriger Mann, verliebte sich in eine venetianische Tänzerin, Namens Lamberti, die Tochter eines Gastwirths. Dieses junge Mädchen gefiel allgemein. Täglich sah man in der Oper den Engländer ihr in ihrem Camerino Besuche machen, und alle Beobachter wunderten sich, daß er sie nicht in ihrer Behausung besuchte, da er sowohl wegen seines Rufes als Engländer, welcher gleichbedeutend mit reich war, wie wegen seiner Jugend und Schönheit einer guten Aufnahme versichert sein konnte. Wie ich glaube, war er der einzige Sohn des Grafen von Newcastle.

Zanowitsch machte diese Beobachtung nicht vergeblich, und in Zeit von wenigen Tagen war er der vertraute Freund der Lamberti. Als dieß geschehen war, suchte er die Bekanntschaft des jungen Lords Lincoln und führte ihn zu der Schönen, wie ein höflicher Mann einen Freund zu seiner Maitresse führt.

Die Lamberti, welche mit dem Gauner unter einer Decke steckte, geizte mit ihren Gunstbezeigungen nicht gegen den jungen Insulaner. Täglich gab sie ihm ein Abendessen, dem auch Zanowitsch und Zeno beiwohnten, welchen letztern Zeno vorgestellt hatte, sei es, daß er seiner zum Banklegen bedurfte, oder

sei es, daß er ihn zum Betrügen brauchte, weil er selbst hierin nicht bewandert genug war.

Diese Gauner waren fein genug, den jungen Lord in den ersten Sitzungen einige hundert Zechinen gewinnen zu lassen. Da das Spiel nach dem Abendessen gemacht wurde und da nach der edlen Gewohnheit der Engländer Lincoln sich dermaaßen berauschte, daß er seine linke Hand nicht mehr von der rechten unterscheiden konnte, so war er bei seinem Erwachen am nächsten Tage nicht wenig erstaunt, sich vom Glücke eben so gut wie von der Liebe behandelt zu sehen. Der arme Junge bestand erst seine Lehrzeit; die Lockspeise schien ihm wohlschmeckend und er biß an den Haken an.

Bald sollte aber der bittere Nachgeschmack kommen; denn man bereitete ihm, wie es in der Sprache der betrügerischen Spieler heißt, die große Wäsche.

Zeno gewann dem jungen Lord zwölftausend Pfund Sterling ab, und Zanowitsch hatte ihm das Geld in Raten von je drei- oder vierhundert Louisd'ors geliehen, weil der Engländer seinem Gouverneur versprochen hatte, nicht aufs Wort zu spielen.

Zanowitsch, der mit Zeno unter einer Decke steckte, gewann diesem Alles wieder ab, was er dem Lord abgewonnen hatte, so daß dasselbe Geld beständig im Kreise herumging und fortwährend die Schuld des geprellten jungen Mannes vergrößerte.

Endlich rechnete man ab, und hiebei stellte sich heraus, daß Lord Lincoln die ungeheure Summe von zwölftausend Guineen oder dreimalhunderttausend Francs schuldete.

Der Engländer versprach, am folgenden Tage dreitausend Guineen zu bezahlen und unterzeichnete drei Wechsel in gleichem Betrage, welche auf seinen Bankier in London gezogen und in Zwischenräumen von je zwei Monaten zahlbar waren.

Diese ganze unsaubere Geschichte erfuhr ich von Lord Lincoln in Bologna, als wir uns drei Monate später dort trafen.

Schon den Tag nach dieser berühmten Sitzung begann man in ganz Florenz von dem Streiche zu sprechen. Der Bankier Sasso hatte an Zanowitsch in Mylords Auftrag sechstausend Zechinen bezahlt.

Medini kam zu mir; er war wüthend, daß Zanowitsch ihn nicht zugezogen hatte, während ich glücklich war, daß ich nicht dabei gewesen. Man denke sich aber mein Erstaunen,

als ich drei Tage später ein Individuum in mein Zimmer treten sah, welches mir, nachdem es mich nach meinem Namen gefragt, im Namen des Großherzogs den Befehl überbrachte, Florenz binnen drei und Toscana binnen acht Tagen zu verlassen.

Starr vor Staunen ließ ich meinen Wirth heraufkommen, um einen Zeugen des mir ertheilten ungerechten Befehls zu haben.

Es war der 28ste December. Am selben Tage hatte ich vor drei Jahren den Befehl empfangen, Barcelona in Zeit von dreimal vierundzwanzig Stunden zu verlassen.

Ich kleidete mich schnell an und begab mich dann zum Auditeur, um von diesem in Erfahrung zu bringen, auf welche Gründe hin die Ausweisung verfügt sei, die mir durchaus nicht natürlich schien.

Als ich zu diesem Beamten kam, erblickte ich denselben Mann, der mich vor elf Jahren wegen des falschen Wechsels des Russen Iwan aus Florenz ausgewiesen hatte.

Nachdem ich ihn befragt, aus welchem Grunde er mich habe ausweisen lassen, antwortete er kalt, so sei der Wille Sr. Hoheit.

Se. Hoheit kann doch aber diesen Willen nicht ohne einen Grund haben, und ich glaube, ich bin berechtigt, mich danach zu erkundigen.

Wenn Sie dieses Recht haben, was ich Ihnen nicht streitig machen will, so müssen Sie sich beim Fürsten erkundigen, denn ich weiß durchaus nicht, um was es sich hier handelt. Der Großherzog ist gestern nach Pisa gereist, wo er drei Tage bleiben wird; es steht ganz bei Ihnen, dorthin zu reisen.

Wird man mir, falls ich es thue, die Reise bezahlen?

Ich zweifle daran, Sie können ja aber den Versuch machen.

Ich werde nicht nach Pisa gehen, sondern an Se. Hoheit schreiben, wenn Sie mir versprechen wollen, meinen Brief an ihn gelangen zu lassen.

Ich werde ihm denselben sofort überschicken, denn das ist meine Pflicht.

Es ist gut, mein Herr, Sie sollen meinen Brief vor

Mittag haben, und vor Anbruch des morgenden Tages werde ich auf dem Gebiete des Papstes sein.

So sehr brauchen Sie sich nicht zu beeilen.

Es ist dringendes Bedürfniß für mich, denn ich kann nicht in einem Lande des Despotismus und der Gewaltthätigkeiten bleiben, wo das Völkerrecht verkannt wird und wo der Herrscher mir sein Wort bricht. Alles das werde ich Ihrem Herrn schreiben.

Als ich herauskam, fand ich Medini, der sich aus demselben Grunde wie ich zum Auditeur begab.

So eben, sagte ich zu diesem, habe ich ihn wegen derselben Angelegenheit belästigt, und er hat zu mir geäußert, ich solle mich nach Pisa begeben und den Großherzog wegen des Grundes des Befehls befragen.

Wie! Sie haben also auch den Befehl zur Abreise bekommen?

Ja.

Was haben Sie gethan?

Nichts.

Auch ich nichts. Lassen Sie uns nach Pisa gehen.

Wenn es Ihnen Vergnügen macht, können Sie dorthin gehen. Was mich betrifft, so werde ich vor Anbruch der Nacht von hier abreisen.

Nach Hause gekommen, befahl ich meinem Wirthe, meinen Wagen besichtigen zu lassen und zum Abend vier Postpferde zu bestellen; sodann schrieb ich an den Großherzog folgenden Brief, den ich hier in wörtlicher Uebersetzung folgen lasse.

„Hoheit,

Jupiter hat Ihnen den Blitz nur anvertraut, um ihn auf die Schuldigen zu schleudern, und Sie zeigen sich ungehorsam gegen ihn, indem Sie ihn auf mein Haupt schleudern. Vor sieben Monaten haben Sie mir versprochen, ich solle bei Ihnen in Ruhe und Frieden leben können, wofern ich nicht die gesellschaftliche Ordnung störe und ich die Gesetze achte: ich bin dieser gerechten Bedingung aufs Gewissenhafteste nachgekommen; Ew. Hoheit hat mir also Ihr Wort gebrochen. Ich schreibe Ihnen nur, um Ihnen anzuzeigen, daß ich Ihnen verzeihe. Die Folge dieser Verzeihung ist, daß ich mich weder schriftlich, noch mündlich in den Häusern von Bologna, wo ich übermorgen sein werde, gegen irgend Jemand beklagen, noch Sie

der Ungerechtigkeit beschuldigen werde. Ich möchte sogar dieses durch Ihr willkürliches Belieben meiner Ehre aufgedrückte Brandmal vergessen können, wenn ich mich nicht desselben erinnern müßte, um nie wieder einen Fuß in das Land zu setzen, zu dessen Herrn Gott Sie gemacht hat. Der Auditeur, der Vorstand Ihrer Polizei, hat mir gesagt, ich könne mich nach Pisa begeben, um mit Ew. Hoheit zu sprechen; ich habe indeß gefürchtet, ein derartiger Schritt könne einem Fürsten verwegen erscheinen, der nach dem öffentlichen Rechte mit den Menschen nicht nach ihrer Verurtheilung, sondern vor derselben sprechen muß."

Als ich mit meinem Briefe fertig war, schickte ich ihn dem Auditeur und begann dann, meine Koffer zu packen.

Ich wollte mich eben zu Tische setzen, als Medini eintrat, der über Zanowitsch und Zeno schimpfte und denselben das ihn betreffende Unglück Schuld gab, da er nur wegen der zwölftausend Guineen, welche sie dem Engländer abgewonnen hatten, Florenz verlassen müsse, und sie ihm nicht hundert Zechinen geben wollten, ohne die er nicht abreisen könne.

Wir gehen Alle nach Pisa, sagte er zu mir, und wundern uns sehr, daß Sie nicht dorthin kommen wollen.

Ich muß über Ihre Verwunderung lachen, versetzte ich lächelnd; ich muß Sie aber bitten, mich zu verlassen, da ich meine Koffer zu packen habe.

Nun bat er mich, wie ich erwartet hatte, ihm Geld zu leihen, da ich ihm aber seine Bitte auf die unzweideutigste Weise abschlug, so entfernte er sich, ohne weiter in mich zu dringen.

Nach Tische nahm ich Abschied von Herrn von Medici und sagte Madame Denis Lebewohl, welche schon die ganze Geschichte wußte und gegen den Großherzog schimpfte, weil sie nicht begriff, wie er die Unschuldigen mit dem Schuldigen habe verwechseln können. Sie erzählte mir, daß die Lamberti ebensowohl, wie ein kleiner buckliger venetianischer Abbé, der die Lamberti besuchte, ohne jedoch je bei ihr zu Abend gespeist zu haben, ebenfalls den Befehl zur Abreise erhalten hätten. Der Großherzog hatte mit einem Worte alle Venetianer, welche sich damals in Florenz befanden, über die Klinge springen lassen.

Als ich nach Hause kam, traf ich den Gouverneur Lin-

colns, den ich elf Jahre vor dieser Epoche in Lausanne kennen gelernt hatte. Mit geringschätziger Miene erzählte ich ihm, was mir begegnete, weil sein Zögling die Dummheit begangen habe, sich mit Gaunern eingelassen zu haben. Lachend sagte er zu mir, der Großherzog habe dem Lord anzeigen lassen, daß er die verlorne Summe nicht zu bezahlen brauche, der junge Mann aber habe ihm antworten lassen, wenn er nicht bezahle, würde er eine unehrenhafte Handlung begehen, da das Geld, was er verloren, geliehenes Geld sei, und er nicht auf Wort gespielt habe.

Er konnte wohl vermuthen, daß der Spieler und der Darleiher unter einer Decke steckten, er hatte aber nicht die Gewißheit.

Meine Abreise von Florenz heilte mich von einer sehr unglücklichen Liebe, die ohne meine schleunige Entfernung wahrscheinlich sehr traurige Folgen für mich gehabt haben würde. Ich habe meinen Lesern die traurige Geschichte erspart, weil ich nicht ohne Kummer an die nähern Umstände denken kann. Die Witwe, welche ich liebte, und welcher ich mich zu entdecken die Schwachheit gehabt hatte, fesselte mich nur an ihren Wagen, um so Gelegenheit zu Demüthigungen für mich zu finden: sie verschmähte mich und setzte ihren Stolz als junge Frau darin, mir die Ueberzeugung davon zu geben. Ich hatte mich darauf gesteift, sie zu besiegen und bemerkte erst, als die Zeit meine Heilung bewirkt hatte, daß ich mich vergeblich bemüht haben würde.

Ich hatte mich noch nicht mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß das Alter, namentlich ohne Geld, ein junges Herz nicht erweichen kann. Eine verhängnißvolle, aber unvermeidliche Erfahrung, die man machen muß, wenn man nicht weise genug ist, um sich bei Zeiten selbst Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Ich verließ Florenz, um etwa hundert Zechinen leichter, als bei meiner Ankunft. Ich hatte in keiner Weise verschwendet und fortwährend sehr ordentlich gelebt.

Ich hielt auf der Post der päpstlichen Staaten an, und am vorletzten Tage des Jahres stieg ich in Bologna im Gasthofe zum St. Marcus ab.

Mein erster Besuch galt dem Grafen Marulli, florentinischen Botschafter, welchen ich bat, Sr. Hoheit dem Groß-

herzoge zu schreiben, daß ich es mir zur Pflicht machen würde, zum Danke für meine Verbannung überall, wo ich hinkommen würde, seine Tugenden zu feiern.

Da der Graf einen Brief empfangen hatte, worin ihm alle nähern Umstände der Angelegenheit mitgetheilt wurden, so glaubte er nicht, daß meine Gedanken mit meinen Worten in Einklang ständen.

Sie mögen glauben, was Sie wollen, sagte ich zu ihm; wenn Sie aber Alles wüßten, so würden Sie finden, daß ich gegen Se. Hoheit große Verpflichtungen habe, obwohl er sehr unschuldig daran ist.

Er versprach mir, seinem Herrn zu melden, auf welche Weise ich von ihm spreche.

Am ersten Tage des Jahres 1772 stellte ich mich dem Kardinal Brancaforte, päpstlichen Legaten, vor, welchen ich vor zwanzig Jahren in Paris kennen gelernt hatte, als derselbe von Benediktus abgeschickt wurde, um dem neugebornen Herzoge von Burgund geweihte Windeln zu überbringen. Wir waren in der Freimaurerloge zusammen gewesen, denn die Mitglieder des heiligen Kollegiums, welche gegen die Maurer donnern, wissen, daß ihre Bannflüche nur die Schwachen treffen, welche ein zu starkes Licht nicht ertragen können. Auch hatten wir mit hübschen Sünderinnen in Gesellschaft Don Francesco Sensale's und des Grafen Ranucci öfters köstlich zu Abend gespeist und waren Sünder mit den Sünderinnen gewesen. Der Kardinal war ein Mann von Geist und ein Lebemann.

Ah, da sind Sie ja! rief er bei meinem Anblicke aus; ich erwartete Sie.

Wie konnten Sie das, Monsignore, da mich nichts nöthigte, Bologna den Vorzug zu geben?

Aus zwei Gründen, zunächst weil Bologna vor vielen andern Orten den Vorzug verdient, und sodann weil ich mir schmeichelte, daß Sie an mich denken würden. Sie brauchen aber hier nicht zu erwähnen, wie wir in unsern jungen Jahren gelebt haben.

Die Erinnerung daran bleibt doch immer süß.

Ohne Zweifel. Der Graf Marulli erzählte mir gestern, daß Sie dem Großherzoge eine pomphafte Lobrede gehalten haben; daran thun Sie wohl. Wir sprechen hier unter uns,

und kein Wort gelangt über die Thüren dieses Kabinets hinaus. Wie viel sind Sie Ihrer gewesen, die sich in die zwölftausend Guineen getheilt haben?

Ich erzählte ihm die ganze Geschichte, wie sie sich wirklich zugetragen, und zeigte ihm dann die Abschrift des Briefes, welchen ich an den Großherzog geschrieben hatte. Er erwiederte mir lachend, es thue ihm leid, daß ich unschuldig sei.

Als er erfuhr, daß ich einige Zeit in Bologna zu bleiben gedenke, sagte er, ich könne auf die größte Freiheit rechnen, und sobald das erste Aufsehen sich gelegt hätte, würde er mir Beweise seiner Freundschaft geben.

Nach diesem Schritte schickte ich mich zur Fortsetzung der Lebensweise an, welche ich in Florenz geführt hatte. Es giebt keine Stadt in Italien, wo man freier als in Bologna leben könnte. Die Lebensmittel sind hier gut und billig, und mit geringen Kosten kann man sich hier alle Freuden des Lebens verschaffen. Außerdem ist die Stadt schön, und fast alle Straßen sind mit Arcaden begränzt, was in einem Klima, wo die Hitze sich zuweilen sehr stark fühlbar macht, eine große Annehmlichkeit gewährt.

Was die Gesellschaft betraf, so fragte ich wenig danach. Ich kannte die Bologneser: der Adel ist stolz, und die Männer dieser Kaste sind hart, boshaft, unhöflich und heftig; das niedere Volk, die birichini genannt, steht noch unter den neapolitanischen Lazzaroni, während die mittlere Klasse, die Bürger, im Allgemeinen sehr gute Leute sind. Es ist bemerkenswerth, daß in Bologna und Neapel die beiden Endpunkte der Bevölkerung verderbt sind, während die mittlern Klassen in jeder Beziehung achtungswerth sind. In dieser Klasse findet man auch, wenige Ausnahmen abgerechnet, die Tugenden, die Talente und das Wissen.

Uebrigens lag mir auch wenig am Charakter der Gesellschaft, da meine Absicht nur auf das Studium und den Umgang mit einigen Schriftstellern, deren Bekanntschaft überall leicht zu machen ist, gerichtet war.

In Florenz ist man im Allgemeinen hinsichtlich der Sprache unwissend, obwohl man sie sehr gut spricht; diese Vollkommenheit ist indeß kein Verdienst, und unwissend nenne ich einen Jeden, der seine Sprache nicht nach Grundsätzen kennt.

In Bologna dagegen hat fast Jedermann einen litera=

rischen Anstrich. Die Universität daselbst zählt dreimal mehr Professoren, als jede andere; alle aber vegetiren nur, weil sie schlecht bezahlt werden; es giebt deren, die jährlich nur funfzig Thaler beziehen: sie entschädigen sich indeß an den Studierenden, welche hier zahlreich sind. Der Druck ist hier billiger, als anderwärts, und obwohl die Inquisition hier besteht, ist die Presse doch sehr frei.

Alle aus Florenz Ausgewiesenen trafen vier oder fünf Tage nach mir in Bologna ein. Die Lamberti reiste nur durch; sie ging nach Venedig. Zanowitsch und Zeno blieben hier fünf oder sechs Tage, lebten aber getrennt, weil sie sich bei der Theilung der von ihnen gemachten Beute veruneinigten.

Zanowitsch wollte nicht auf Zeno's Ordre einen Wechsel des jungen Lords übertragen, weil er sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, selbst Schuldner zu werden, falls der Engländer nicht bezahle. Er wollte sich nach England begeben und stellte es Zeno frei, dieß ebenfalls zu thun.

Sie reisten nach Mailand, ohne daß sie sich hatten verständigen können; die mailändische Regierung befahl ihnen, die Lombardei zu verlassen, und ich habe nicht erfahren können, wie sie sich einigten. Einige Zeit darauf erfuhr ich, daß die Tratten des jungen Engländers pünktlich bezahlt worden seien.

Medini, der fortwährend ohne Geld war, war in dem Gasthofe abgestiegen, wo ich wohnte, und hatte seine Maitresse, deren kleine Schwester und Mutter, aber nur noch einen Bedienten bei sich. Er sagte mir, der Großherzog habe in Pisa Niemand anhören wollen, und da er von Neuem den Befehl zur Abreise empfangen, so habe er Alles verkaufen müssen. Hieran knüpfte er Bitten, ihn zu unterstützen; alle seine Mühe war aber vergebens.

Ich habe diesen Abenteurer immer nur in verzweifelten Zuständen, die aus Geldmangel herrührten, gesehen; dennoch konnte er oder wußte er sich im Geldausgeben nicht zu mäßigen, und mußte sich immer per fas und nefas aus der Verlegenheit zu ziehen suchen. In Bologna hatte er das Glück, einen slavonischen Barfüßler, Namens Dominis, zu finden, der sich nach Rom begab, um ein Säcularisationsbreve beim Papste nachzusuchen. Dieser Mönch verliebte sich in seine Maitresse, die ihn ihre Gunst natürlich theuer bezahlen ließ.

Medini reiste nach drei Wochen ab. Er ging nach

Deutschland, wo er seine Henriade drucken ließ, nachdem er im Kurfürsten von der Pfalz einen großmüthigen Mäcen gefunden. Hierauf streifte er ein Dutzend Jahre in allen Gegenden Europas umher und starb 1788 in den Londoner Gefängnissen.

Ich hatte ihm immer gesagt, er solle England vermeiden, denn ich war sicher, daß er, wenn er dorthin ginge, dem Gefängnisse nicht entgehen, und wenn er hier einmal in Gewahrsam gebracht wäre, Zeit seines Lebens nicht wieder herauskommen würde. Er verachtete meinen Rath, und wenn er es that, um mich Lügen zu strafen, so hat er Unrecht gehabt, denn er hat mich zum Propheten gemacht.

Medini war von guter Geburt, hatte eine gute Erziehung und Geist; da er aber arm war und das Geldausgeben liebte, sich jedoch nur durch das Spiel erhalten konnte, so verbesserte er das Glück oder machte Schulden, die er nie bezahlen konnte, wodurch er gezwungen wurde, sich überall aus dem Staube zu machen, um nicht mit allen europäischen Gefängnissen näher bekannt zu werden.

Auf diese Weise hat dieser Mann siebenzig Jahre hindurch gelebt und würde vielleicht noch leben, wenn er meinen Rath beherzigt hätte.

Vor acht Jahren erzählte mir der Graf Tosio, er habe Medini im Gefängnisse in London gesehen und dieser Thor habe ihm gestanden, daß er ohne meine grausame Prophezeiung und ohne die Versuchung, mich Lügen zu strafen, nie nach London gegangen sein würde. Er that sehr Unrecht daran, und ich würde es vernünftiger gefunden haben, wenn er in seinen Gedanken mich lieber als einen Windbeutel betrachtet, als sich der Gefahr ausgesetzt hätte, die Wahrheit meiner Vorhersagung auf seine Kosten zu erproben.

Medinis Thorheit soll mich nicht abhalten, jedem Unglücklichen, den ich am Rande eines Abgrundes sehen werde, einen guten Rath zu geben. Diesem Grundsatze gemäß sagte ich vor zwanzig Jahren in Venedig zu Cagliostro, von dem ich noch nicht wußte, daß er ein ausgemachter Gauner sei und der sich damals Graf Pellegrini nannte, er solle sich hüten, seinen Fuß nach Rom zu setzen, und hätte er mir geglaubt, so wäre er nicht elend im Fort St. Leo gestorben.

Ich habe nicht vergessen, daß vor etwa dreißig Jahren

ein weiser Mann zu mir sagte, ich solle mich vor Spanien hüten. Trotz seines Rathes bin ich dorthin gegangen, meine Leser wissen aber, ob ich Ursache hatte, mich dieses Entschlusses zu freuen.

Als ich acht Tage nach meiner Ankunft in Bologna beim Buchhändler Taruffi war, lernte ich daselbst einen jungen schielenden Abbé kennen, der, wie ich mich schon nach einer Viertelstunde überzeugte, Gelehrsamkeit, Geist und Geschmack hatte. Er schenkte mir zwei Brochuren, die eben erschienene Frucht des Genies zweier jungen Professoren der Universität. Er sagte zu mir, das Lesen derselben würde mich zum Lachen bringen, und er hatte Recht.

Die eine derselben suchte den Beweis zu führen, daß man den Frauen die von ihnen begangenen Fehler verzeihen müsse, weil dieselben mit der Gebärmutter in Zusammenhang ständen, die sie unwillkürlich zum Handeln bewege. Die zweite war eine Kritik der ersten. Der Verfasser derselben gab allerdings zu, daß der Uterus ein Thier sei, er behauptete aber, derselbe habe keinen Einfluß auf die Frau, da die berühmtesten Anatomen nie den geringsten Verbindungskanal zwischen dem Gefäße des Foetus und dem Gehirne hätten entdecken können.

Ich bekam Lust, eine Diatribe gegen diese beiden Broschüren drucken zu lassen, und ich wurde in Zeit von drei Tagen damit fertig. Als sie beendet war, schickte ich sie Herrn Dandolo, damit er sie in fünfhundert Exemplaren abziehen lasse. Bald erhielt ich sie; ich übergab sie einem Buchhändler, um sie für mich zu vertreiben, und in Zeit von noch nicht vierzehn Tagen war ich auf Kosten der beiden schöngeistigen Aerzte in den Besitz von etwa hundert Zechinen gelangt.

Die erste der beiden Broschüren war betitelt: L'utero pensante; die zweite, eine Kritik der ersten, war in französischer Sprache geschrieben und hieß: La force vitale. Ich betitelte die meinige lana caprina. Ich behandelte den Gegenstand auf eine leichte Weise, jedoch nicht ohne Gründlichkeit und machte mich über die beiden Doktoren lustig. Ich hatte dazu eine Vorrede in französischer Sprache geschrieben, die aber mit den eigenthümlichen Ausdrücken des guten pariser Volks gespickt war, wodurch sie für Jeden, der nicht in dieser großen Stadt gelebt hatte, unverständlich wurde, und dieser

Scherz verhalf mir zur vertrauten Bekanntschaft mit vielen jungen Leuten.

Der schielende Abbé, welcher Zacchieri hieß, verhalf mir zur Freundschaft des Abbé Severini, der nach zehn oder zwölf Tagen mein beständiger Begleiter wurde.

Dieser Abbé zog mich aus dem Gasthofe, indem er mir zwei schöne Zimmer bei einer vom Theater zurückgezogenen Virtuosa, der Witwe des Tenors Carlani, verschaffte. Sodann vermittelte er mir ein Abkommen mit einem Pastetenbäcker wegen meines Mittags- und Abendessens, welches dieser mir in meine Wohnung schickte. Alles dies nebst einem Bedienten, den ich annehmen mußte, kostete mir nicht mehr als zehn Zechinen monatlich.

Severini war die, übrigens sehr angenehme, Veranlassung, daß ich auf einige Zeit den Geschmack am Studium verlor. Ich ließ meine Iliade liegen, bis ich wieder Lust bekam, sie vorzunehmen.

Severini stellte mich seiner Familie vor, und bald wurde ich deren vertrautester Freund. Auch wurde ich bald der Liebling seiner Schwester, die ehe häßlich als hübsch war und in ihrem dreißigsten Jahre stand, aber ein geistreiches Mädchen war und da sie sich genöthigt sah, einen Mann zu entbehren, mit vielem Stolz der Ehe spottete.

In der Fastenzeit machte mich der Abbé mit den vorzüglichsten Tänzerinnen und Sängerinnen in Bologna bekannt.

Bologna ist die Pflanzschule dieser Zucht, und alle diese Theaterheldinnen sind in ihrer Heimath sehr vernünftig und sehr billig.

Jede Woche machte der gefällige Abbé mich mit einer neuen bekannt, und als wahrer Freund sorgte er dafür, daß meine Börse nicht zu sehr angegriffen wurde. Da er arm war, so bezahlte er nicht bei den Partieen, welche er veranstaltete, und welche er mit der Geschicklichkeit eines fürstlichen Günstlings zu Stande brachte; ohne ihn würden mir diese Partieen aber doppelt so viel gekostet haben, und so fanden wir beide unsere Rechnung dabei.

Ein bolognesischer Edelmann, der Marquis Albergati Caparelli, war damals im Munde der Menschen. Er hatte sein Theater dem Publikum geschenkt und war selbst ein guter Schauspieler. Er hatte sich berühmt gemacht, indem er seine

Ehe mit einem Fräulein aus gutem Hause hatte auflösen lassen, um eine Tänzerin zu heirathen, von welcher er zwei Kinder hatte. Das Komische dabei war, daß er sein Scheidungsgesuch mit seiner Impotenz begründet hatte, und er hatte, den Beweis geführt, indem er sich dem „Kongresse“ unterworfen, dessen ebenso barbarische wie lächerliche Anwendung noch im größten Theile Italiens üblich ist.

Vier erfahrene, nach Billigkeit urtheilende, unbestochene Richter ließen den nackten Marquis alle Proben bestehen, die sie für geeignet hielten, ihn zur Erection zu reizen; er widerstand allen Proben und besaß das Geheimniß, sich in einem Zustande vollkommner Nichtigkeit zu behaupten; in Folge dessen wurde die Ehe wegen relativer Impoteuz, denn man wußte, daß er Kinder hatte, für nichtig erklärt.

Hätte man, anstatt dem Vorurtheile gemäß zu handeln, die Vernunft zu Rathe gezogen, so würde man ein anderes Urtheil gefällt haben; denn wozu war wohl der Kongreß, wenn die relative Impotenz genügte, um die Ehe für nichtig zu erklären?

Der Schwur des Marquis, daß er bei seiner Frau keine Potenz habe, hätte genügen sollen, und hätte seine Gemahlin es nicht zugegeben, so hätte der Marquis sie herausfordern sollen, ihn in einen Zustand zu versetzeu, wodurch ihr Einwand bewiesen würde.

Es sind aber Jahrhunderte nöthig, um Gebräuche zu zerstören, die auf leeren Vorurtheilen beruhen.

Da ich dieses Original kennen zu lernen wünschte, so schrieb ich an Herrn Dandolo, er möge mir einen Brief verschaffen, womit ich mich dem Marquis vorstellen könne.

Acht Tage darauf erhielt ich von meinem guten alten Freunde den gewünschten Brief. Er war von einem adligen Venetianer, Namens Zaguri, einem vertrauten Freunde Albergatis, geschrieben.

Da es ein Brief mit offenem Siegel war, so las ich ihn und war sehr zufrieden damit, denn es war unmöglich, Jemand, den man nicht kennt, und der nur durch einen Freund empfohlen war, wärmer zu empfehlen.

Ich glaubte Herrn Zaguri einen dankenden Brief schreiben zu müssen, worin ich ihm sagte, sein Schreiben habe in mir den lebhaftesten Wunsch meiner Begnadigung geweckt,

damit ich Gelegenheit erhielte, dem adligen Herrn, der einen so schönen Brief zu meinen Gunsten geschrieben, persönlich kennen zu lernen.

Ich erwartete keine Antwort, empfing aber eine, worin er mir schrieb, er finde meinen Wunsch so schmeichelhaft, daß er daran arbeiten würde, mir Vergessenheit des Vergangenen und die Erlaubniß zur Rückkehr in mein Vaterland für mich zu erlangen.

Albergati war von Bologna abwesend. Als Severini mir die Nachricht von seiner Rückkehr brachte, begab ich mich in seinen Palast. Der Portier sagte mir: Se. Excellenz, welchen Titel sich alle Adligen in Bologna geben, sei nach seinem Landhause abgegangen, wo derselbe alle Frühlinge verlebe.

Zwei oder drei Tage darauf nahm ich Postpferde und begab mich in meinen Wagen nach der Villa dieses Edelmanns.

Ich gelangte zu einem reizenden Wohnsitze; da ich Niemand an der Thür fand, so ging ich die Treppe hinauf und trat in einen Salon, wo ich einen Herrn uud eine sehr hübsche Dame fand, welche sich eben zu Tische setzen wollten. Man hatte das Essen aufgetragen, und es waren nur zwei Couverts vorhanden.

Nachdem ich höflich gegrüßt, fragte ich den Herrn, ob ich die Ehre habe, mit dem Herrn Marquis Albergati zu sprechen. Als er bejahend antwortete, reichte ich ihm den Brief, dessen Ueberbringer ich war. Er nahm denselben, las die Adresse, steckte ihn sodann in die Tasche und sagte, er danke mir, daß ich mir die Mühe gegeben, ihm denseben zu überbringen, und er würde ihn unfehlbar lesen.

Mir, versetzte ich, hat es durchaus keine Mühe gemacht, Ihnen denselben zu überbringen, und ich bitte Sie, ihn zu lesen. Er ist von Herrn Zaguri, den ich darum gebeten habe, da ich die Bekanntschaft des Herrn Marquis zu machen wünschte.

Er antwortete mir mit freundlicher und lachender Miene, er pflege, wenn er zu Tische gehe, nie Briefe zu lesen; er würde denselben aber nach Tische lesen und den Befehl, den ihm sein Freund Zaguri ertheile, ausführen.

Dieses kleine Zwiegespräch fand stehend statt und dauerte nicht so lange, als ich Zeit gebraucht habe, um es nieder-

zuschreiben. Da hiemit die Sache erledigt war, und ich sein Benehmen sehr unpassend fand, so entfernte ich mich, ohne ihn zu grüßen; da ich schnell die Treppe hinuntereilte, so kam ich noch zeitig genug an, um den Postillon am Ausspannen der Pferde zu verhindern. Mit heiterem Tone und unter Verheißung des doppelten Trinkgeldes sagte ich zum Postillon, er möge mich nach irgend einem Dorfe fahren, wo ich zu frühstücken wünsche, während er die Pferde tränke.

Eben war ich in mein sehr hübsches und bequemes Coupé gestiegen und hatte der Postillon sich auf das Pferd gesetzt, als ich einen Bedienten heranstürzen sehe, der sich dem Schlage sehr höflich nähert und zu mir sagt, Se. Excellenz lasse mich bitten, hinaufzukommen.

Da ich fand, daß der alberne Marquis ein sehr schlechter Komödiant sei, so griff ich in meine Tasche und holte eine Karte mit meinem Namen und meiner Adresse hervor; diese gab ich dem Bedienten mit dem Bemerken, daß sie das sei, was sein Herr wünsche; hierauf befahl ich dem Postillone, seinen Pferden die Peitsche zu geben.

Eine halbe Meile weiter hielten wir vor einem guten Gasthofe an und kehrten sodann nach Florenz zurück.

Gleich am selben Tage erstattete ich Herrn Zaguri einen sehr umständlichen Bericht von der Aufnahme, welche ich gefunden hatte, so wie von meiner Entfernung. Ich schickte den Brief an Herrn Dandolo und bat diesen, ihn an seine Adresse zu befördern. Zum Schlusse bat ich den adligen Venetianer, er möge dem Bologneser schreiben, derselbe solle sich, da er mich beleidigt habe, auf Alles gefaßt machen, was mein verletztes Gefühl mir nach den Regeln der Ehre an die Hand geben würde.

Am folgenden Tage mußte ich von ganzem Herzen lachen, als bei meiner Nachhausekunft meine Wirthin mir eine Visitenkarte überreichte, auf welcher ich las: „Der General Marquis von Albergati.“ Sie sagte, dieser Herr habe sie persönlich abgegeben, nachdem er vernommen, daß ich nicht zu Hause sei.

Ich war weit entfernt, mich hiedurch befriedigt zu finden; denn diese Gasconnade war bei Weitem nicht so gut eingefädelt wie es ein geistreicher Bewohner des Ufers der Garonne gethan haben würde. Ich wartete das Resultat des Briefes

ab, welchen ich an Herrn Zaguri geschrieben hatte, um einen bestimmten Entschluß hinsichtlich der Genugthuung zu fassen, die zu nehmen mir angemessen erscheinen möchte.

Während ich die Karte studirte, welche der tölpelhafte Marquis bei mir zurückgelassen hatte, da ich nicht begriff, mit welchem Rechte er sich den Generalstitel beilege, erschien mein lieber Severini, der mir mittheilte, daß der Marquis vom Könige von Polen den Stanislaus-Orden und den Titel seines Kammerherrn erhalten habe.

Ist er denn aber auch General im Dienste dieses Fürsten?

Ich bezweifle es, weiß es aber nicht.

Ich errathe, sagte ich zu mir selbst. In Polen hat ein Kammerherr den Rang eines General-Adjutanten, und deshalb nennt der Marquis sich General. Er hat Recht; aber was für ein General? Dieses Adjectivum ohne Substantivum war nur ein Köder.

Erfreut, mich rächen zu können, indem ich den Mann lächerlich machte, schrieb ich einen Dialog in burleskem Style und ließ denselben am folgenden Tage drucken. Ich machte dem Buchhändler ein Geschenk damit, der sämmtliche Exemplare in drei bis vier Tagen das Stück zu einem Bajocco verkaufte.

Achtes Kapitel.

Die verwitwete Kurfürstin von Sachsen und Farinelli. — Die Slopitz. — Nina. — Die Hebamme. — Die Soavi. — Der Abbé Bolini. — Die Viscioletta. — Die Nähterin. — Trauriges Vergnügen einer Rache. — Severini in Neapel. — Meine Abreise. — Der Marquis Mosca in Pesaro.

Wer einen stolzen Menschen in satirisch-komischen Schriften angreift, kann fast immer seines Triumphs sicher sein; denn die Lacher treten immer auf seine Seite.

In meinem Dialoge fragte ich, ob ein Maréchal-de-Camp sich kurz und gut Marschall und ein Oberst-Lieutenant sich Oberst nennen könne.

Ich fragte, ob ein Mann, der einem auf der Geburt beruhenden Adelstitel einen für baares Geld erkauften Ehrentitel vorziehe, für weise gehalten werden könne.

Der Marquis glaubte meinen Dialog verachten zu können, und damit war die Sache zu Ende; seitdem nannte ihn aber die ganze Stadt nur noch den Herrn General. An der Thür seines Palastes hatte er das Wappen der königlichen Republik Polen anbringen lassen, was dem Grafen Mischinski, Gesandten in Berlin, der aus den Bädern von Pisa durch Bologna kam, Anlaß zum Gelächter gab.

Ich erzählte dem adligen Polen mein Zerwürfniß mit diesem Narren und beredete ihn, sich bei demselben mit Bezeichnung seines Standes melden zu lassen und seine Visitenkarte abzugeben. Da der Gesandte Lust zu lachen hatte, so

folgte er meinem Rathe; auf der Visitenkarte, welche Albergati ihm brachte, war indeß der Generalstitel verschwunden.

Die verwitwete Kurfürstin von Sachsen war nach Bologna gekommen, und ich beeilte mich, ihr meine Aufwartung zu machen. Diese Fürstin hatte bei ihrem Hieherkommen nur die Absicht, den berühmten Kastraten Farinelli zu sehen, der, nachdem er den madrider Hof verlassen, reich und ruhig in dieser Stadt lebte. Er setzte ihr eine prächtige Erfrischung vor und sang eine von ihm componirte Arie, welche er mit dem Fortepiano begleitete. Die Kurfürstin, eine enthusiastische Liebhaberin, umarmte den Kastraten und sagte: Nun kann ich ruhig sterben.

Farinelli, welchen man den Chevalier Carlo Broschi nannte, hatte gewissermaaßen in Spanien regiert. Die Königin, Gemahlin Philipps V., eine Parmesanerin, hatte Kabalen angezettelt, welche Broschi nöthigten, den Hof zu verlassen, nachdem der Encenado in Ungnade gefallen war. Als die Kurfürstin das Portrait der Königin, in stehender Stellung von Amigoni gemalt, erblickte, lobte sie es und brachte das Gespräch auf eine Sache, welche sich unter der Regierung Ferdinands VI. ereignet haben mußte.

Bei diesen Worten brach der berühmte Musiker in einen Thränenstrom aus, dem er vergeblich Einhalt zu thun suchte, und sagte, die Königin Barbara sei eben so gut gewesen, wie Elisabeth von Parma böse sei.

Als ich Broschi in Parma sah, mochte er wohl siebenzig Jahre alt sein. Er war sehr reich, erfreute sich einer guten Gesundheit und war nichtsdestoweniger sehr unglücklich, da er nichts zu thun hatte und sich nach Spanien zurücksehnte, an welches Land er nur mit Thränen zurückdenken konnte.

Farinelli war übrigens noch aus einem andern Grunde unglücklich, der, wie man mir sagte, die Ursache seines Todes geworden ist.

Er hatte einen Neffen, der sein ganzes Vermögen erben sollte. Er ließ denselben ein Fräulein aus einer adligen Familie Toscanas heirathen, und der Gedanke, vermittelst seines großen Vermögens der, wenn auch nur mittelbare, Stammhalter einer angesehenen Familie, obwohl erst in der zweiten Generation, zu werden, machte ihn glücklich. Anstatt einer Quelle des Glücks wurde für ihn indeß diese Heirath eine Quelle der größten

Qual, denn der alte und impotente Mann hatte das Unglück, sich in seine Nichte zu verlieben und eifersüchtig auf seinen Neffen zu werden. Zum größten Unglücke wurde er dem Gegenstande seiner Begehrlichkeit verhaßt; denn seine Nichte konnte nicht begreifen, wie ein altes Vieh seiner Art hoffen könne, einem Gatten, den sie liebte und der vor Allem ein Mann war, vorgezogen zu werden.

Farinelli, der gegen die junge Frau gereizt wurde, hatte seinen Neffen auf Reisen geschickt, und da er von ihr keine Gefälligkeit erlangen konnte, so tyrannisirte er sie und ließ sie nie aus den Augen.

Ein Kombabus, der in eine Frau, die ihn verachtet, verliebt ist, wird zum Tiger.

Da Lord Lincoln mit einer Empfehlung an den Kardinal-Legaten nach Bologna gekommen war, so gab ihm dieser Prälat ein Mittagsessen und erwies mir die Ehre, mich dazu einzuladen. Zu seiner großen Freude überzeugte er sich, daß ich mit dem Engländer nie vorher zusammengekommen war, und daß daher der Großherzog durch meine Verbannung eine schreiende Ungerechtigkeit begangen hatte. An diesem Tage vernahm ich aus dem Munde des Lords, wie man ihm die Schlinge gestellt hatte; er sagte aber nicht, daß man ihn bemogelt habe.

Ein Engländer ist zu stolz, um zuzugestehen, daß man ihn habe betrügen können.

Dieser junge Lord starb drei oder vier Jahre darauf in London an den Folgen seiner Ausschweifungen.

In Bologna sah ich um dieselbe Zeit auch den Engländer Aston mit der schönen Slopitz, der Schwester der reizenden Callimene. Die Slopitz war weit schöner. Sie hatte von Aston zwei Kinder, schön wie die Engel Raphaels.

Ich sprach mit ihr von ihrer Schwester, und an der Art, wie ich sie lobte, bemerkte sie, daß ich dieselbe geliebt hatte. Sie sagte mir, dieselbe würde zur Zeit des Karnevals 1773 nach Florenz kommen; ich habe sie indeß erst 1776 in Venedig gesehen, und wir werden von ihr sprechen, wenn wir so weit gekommen sein werden.

Die Nina, diese verhängnißvolle Nina Bergonci, welche dem Grafen Riela den Kopf verdreht hatte und die Ursache alles mir in Barcelona zugestoßenen Unglücks gewesen war, befand sich seit dem Anfange der Fastenzeit in Bologna und

wohnte in einem schönen, von ihr gemietheten Hause. Mit einem unbegrenzten Kreditbriefe an einen Bankier versehen, hatte sie eine Equipage und zahlreiche Livree; sie sagte, sie sei vom General-Kapitain von Catalonien schwanger und forderte von den guten Bolognesern Ehrenbezeigungen, wie man sie nur einer Herrscherin hätte erweisen können, die um ihrer Bequemlichkeit willen diese Stadt zum Orte ihrer Niederkunft auserwählt hätte. Sie war ganz besonders an den Kardinal-Legaten empfohlen, der sie oft im größten Incognito besuchte.

Als die Zeit der Niederkunft herannahte, war ein Vertrauensmann Riela's, Namens D. Martino, mit einer Vollmacht des spanischen Narren, den die Spitzbübin schon so lange an der Nase herumführte, nach Barcelona gekommen; er hatte den Auftrag, das Kind taufen zu lassen, und es als den natürlichen Sohn des Grafen Riela anzuerkennen.

Nina trug ihre Schwangerschaft förmlich zur Schau; sie zeigte sich im Schauspiele und auf den Promenaden mit ihrem ungeheuer angeschwollenen Leibe, ließ sich zur Rechten und Linken von den edelsten Bolognesern den Arm reichen, welche ihr auf die unerschrockenste Weise den Hof machten, und zu denen sie oft sagte, sie würde sie immer empfangen, wofern sie die nöthige Vorsicht beobachteten; denn sie könne ihnen nicht dafür stehen, daß die unduldsame Eifersucht des Grafen Riela sie nicht durch einen Styletstoß in das Jenseits befördern lasse. Sie erzählte ihnen mit der größten Unverschämtheit, was mir in Barcelona begegnet war, denn sie wußte nicht, daß ich mich zur Zeit in Bologna befand.

Sie war nicht wenig erstaunt, als Graf Zini, der mich kannte, ihr mittheilte, daß ich in derselben Stadt wie sie wohne.

Als dieser selbe Graf mich eines Nachts auf der Promenade der Montagnola traf, redete er mich an und fragte mich, ob die Geschichte von Barcelona sich so verhalte, wie Nina sie erzähle.

Da ich es nicht für angemessen fand, den Grafen in mein Vertrauen zu ziehen, so sagte ich zu ihm, Ninas Geschichte, welche ich nicht kenne, sei ein Märchen, das dieses Weib ihm ohne Zweifel erzählt habe, um zu sehen, ob er den Muth habe, sein Leben einer großen Gefahr auszusetzen und ihr dadurch einen Beweis seiner Liebe zu geben.

Anders verfuhr ich mit dem Kardinal; diesem gestand ich Alles, was sich in Barcelona zugetragen, als er der Geschichte, welche er von der treulosen Nina erfahren, gegen mich Erwähnung that, und ich setzte Se. Eminenz in nicht geringes Erstaunen, als ich ihm alle tollen Streiche dieses schaamlosen Weibsbildes erzählte und ihm sagte, daß sie die Tochter ihrer Schwester und ihres Großvaters sei.

Ich wette, sagte ich ferner, daß diese schaamlose Nina eben so wenig schwanger ist wie Ew. Eminenz.

O, das ist denn doch ein Bischen zu stark, versetzte der Legat mit lautem Lachen; warum wollen Sie dieselbe aber nicht für schwanger halten? Nichts ist doch natürlicher, denn sie ist wirklich ein außerordentliches Frauenzimmer. Sehr möglich allerdings, daß sie nicht durch die Bemühungen Rielas schwanger geworden ist, aber sie ist schwanger und nähert sich ihrer Niederkunft. Es kann nicht anders sein; denn sie muß bei Gott! doch endlich niederkommen.

Ja, wenn sie schwanger ist.

Ich vermag aber nicht einzusehen, weshalb sie eine Schwangerschaft erheucheln sollte.

Weil sie einen Ruhm darin sucht, Monsignore, den Grafen von Riela, der vor seiner Bekanntschaft mit dieser Messaline ein Muster der Gerechtigkeit und Tugend war, mit Schande zu bedecken. Wenn Ew. Eminenz mit dem abscheulichen Charakter der Nina bekannt wäre, würde sie die Sache ganz natürlich finden.

Wir werden ja bald sehen.

Ja wohl.

Acht Tage nach dieser Unterhaltung hörte ich gegen acht Uhr Morgens auf der Straße großen Lärm; ich steckte den Kopf zum Fenster hinaus und erblickte ein bis zum Gürtel nacktes, an einem Esel befestigtes Weib, welches der Henker mit Ruthen peitschte; sie war von Sbirren umgeben und hinter ihr drein liefen sämmtliche Birichini (Straßenjungen von Bologna), welche diesen Aufzug mit lautem Geschrei begleiteten. Severini, der im selben Augenblicke zu mir kam, erzählte mir, die Unglückliche, welcher diese Behandlung widerfahre, sei die berühmteste Hebamme von Florenz, welcher diese Strafe auf Befehl des Kardinal-Erzbischofs auferlegt worden

sei; noch kenne man den Grund nicht, man würde ihn aber bald erfahren.

Der Grund, sagte ich, kann nur ein großes Verbrechen sein.

Ohne Zweifel. Es ist die Hebamme, welche vorgestern die Nina entbunden hat.

Wie! Nina ist wirklich niedergekommen?

Ja, aber mit einem todten Kinde.

Jetzt weiß ich, um was es sich handelt.

Folgendes erfuhr die ganze Stadt am nächsten Tage.

Eine arme Frau war zum Erzbischof gekommen und hatte bei demselben bittre Klage geführt, daß sie sich durch die Hebamme Therese, die ihr zwanzig Zechinen versprochen, habe verleiten lassen, derselben einen schönen Knaben zu überlassen, mit dem sie vor vierzehn Tagen niedergekommen sei. Sie hatte die versprochene Summe nicht erhalten, und in Verzweiflung, daß sie den Tod ihres Kindes veranlaßt hatte, forderte sie Gerechtigkeit und verpflichtete sich, den Beweis zu führen, daß das angebliche Kind der Nina durchaus dasselbe sei, welches sie der niederträchtigen Hebamme anvertraut hatte.

Der Erzbischof hatte seinem Kanzler den Befehl ertheilt, die Sache in aller Stille zu untersuchen und hatte das schlechte Weib summarisch bestrafen lassen gemäß der lex Valeria, welche punire permittit, deinde scribere*).

Acht Tage nach diesem ärgerlichen Ereignisse reiste D. Martin wieder nach Barcelona; die schaamlose, gar nicht aus der Fassung zu bringende Nina gab ihren Bedienten eine doppelt so große rothe Kokarde und äußerte laut, Spanien würde die Beleidigung, die ihr der Kardinal-Erzbischof angethan habe, rächen. Sie blieb noch sechs Wochen in Bologna, während welcher sie sich krank stellte, um ihre Rolle als Wöchnerin durchzuführen. Der Kardinal-Legat, der sich schämte, daß er ein so schaamloses Weibsbild beschützt hatte, ergriff im Geheimen alle nöthigen Maaßregeln, um sie zur Abreise zu veranlassen.

Der Graf Riela, der bis zum letzten Augenblicke das Opfer seiner Leidenschaft blieb, setzte Nina unter der Bedin-

*) Welches gestattet zunächst zu strafen und erst hernach zu schreiben.

gung, daß sie nie wieder nach Barcelona käme, eine bedeutende Pension aus.

Dieser Mann, der sich durch eine ihn völlig beherrschende Leidenschaft verblenden ließ, wurde wenige Monate darauf ins Kriegs=Ministerium berufen und starb nach einem Jahre.

Nina überlebte ihn nur um ein Jahr und starb an den Folgen ihres ausschweifenden Lebenswandels in der vollständigsten Armuth. In Venedig fand ich ihre Mutter und Schwester, und diese erzählte mir die Geschichte der beiden letzten Lebensjahre ihrer Tochter; diese Geschichte ist indeß zu traurig und zu ekelhaft, als daß ich mich nicht verpflichtet glauben sollte, sie meinen Lesern zu ersparen.

Was die niederträchtige Hebamme betrifft, so fehlte es ihr nicht an Beschützern.

Es erschien eine Broschüre, deren Verfasser und Drucker nicht entdeckt werden konnten, und worin behauptet wurde, der Kardinal=Erzbischof verdiene eine Strafe, weil er mit Verletzung aller Förmlichkeiten des Kriminal=Prozeßverfahrens eine Bürgerin zur schimpflichsten Strafe verurtheilt habe.

Aus dieser Verletzung folge, daß die Frau, selbst wenn ihre Strafbarkeit zugegeben würde, ungerecht verurtheilt worden sei, und daß sie nach Rom appelliren und vom Kardinal eine sehr bedeutende Entschädigung fordern könne.

Der Kardinal, welcher die Richtigkeit der in der Broschüre gegen ihn erhobenen Beschwerden wohl einsah, setzte eine Schrift in Umlauf, worin er anführte, daß die Hebamme, die er nur habe auspeitschen lassen, vor Gericht in allen drei Instanzen verurtheilt worden sein würde, und daß sie dem Galgen nicht entgangen wäre, wenn ihn nicht die Ehre drei vornehmer bologneser Familien verhindert hätte, ihre Verbrechen bekannt werden zu lassen, die durch die in seiner Kanzlei befindlichen Akten vollständig erwiesen seien.

Es handelte sich von gewaltsamen Aborten, welche den Tod der schuldigen Mutter herbeigeführt, von der Unterschiebung lebender an Stelle todtgeborner Kinder und von Unterschiebung eines Knaben an die Stelle eines Mädchens, der dadurch ungerechter Weise in den Besitz des ganzen Familienvermögens gekommen war.

Diese Schrift stopfte allen Beschützern der niederträchtigen Hebamme den Mund; denn mehrere junge Edelleute, deren

Mütter durch sie entbunden worden waren, fürchteten die Entdeckung von Geheimnissen, durch welche sie in eine sehr unangenehme Lage gekommen sein würden.

In Bologna sah ich die Tänzerin Marucci, welche kurze Zeit nach meiner Abreise aus Spanien aus demselben Grunde wie die Pelliccia ausgewiesen worden war. Diese hatte sich in Rom niedergelassen; die Marucci lebte später in guten Verhältnissen in ihrer Vaterstadt Lucca.

Die Tänzerin Soavi aus Bologna, welche ich in Parma zur Zeit, wo ich hier glücklich mit Henrietten lebte, sodann in Paris, wo sie von einem russischen Vornehmen unterhalten wurde, als Tänzerin an der Oper gekannt hatte, und welche endlich in Venedig Maitresse Herrn von Marcello's gewesen war, ließ sich während meines Aufenthalts in Bologna mit ihrer elfjährigen Tochter, die sie von Herrn Marigni hatte, dort nieder. Dieses Mädchen, welches sie Adelaide nannte, war von seltner Schönheit und vereinigte alle Anmuth, alle Liebenswürdigkeit und alle Talente, welche die sorgfältigste Erziehung bei einer glücklichen Naturanlage entwickeln kann.

Bei ihrer Ankunft in Bologna fand die Soavi ihren Mann, welcher sie seit funfzehn Jahren nicht gesehen hatte.

Hier, sagte sie, ihm ihre Tochter hinreichend, diesen Schatz schenke ich Dir.

Es ist ein hübsches Mädchen, liebe Frau; was soll ich aber mit ihr machen? Sie gehört mir ja nicht.

Sie gehört Dir, da ich sie Dir schenke. Erfahre, daß sie sechstausend Francs Renten hat und daß ich ihre Kassirerin bis zu dem Augenblicke bin, wo ich sie mit einem guten Tänzer verheirathen werde; denn ich will, daß sie den Charaktertanz lernen und die Welt sie auf der Bühne erblicken soll. An Festtagen wirst Du mit ihr spatzierengehen.

Und wenn man mich fragt, wer sie ist?

So wirst Du sagen, sie sei Deine Tochter, und Du seiest dessen gewiß, weil Deine Frau sie Dir geschenkt hat.

Das begreife ich nicht.

Theurer Freund, Du bist niemals gereist und deshalb sehr dumm geblieben.

Ich war bei diesem sonderbaren Zwiegespräche zugegen und mußte sehr darüber lachen; auch jetzt, wo ich es niederschreibe, muß ich noch darüber lachen.

Vom Anblicke dieses seltnen Kleinods ganz entzückt, erbot ich mich gegen die Mutter, zu ihrer Ausbildung beizutragen; die Mutter versetzte aber lächelnd:

Du Fuchs hast in Deinem Leben zu viel Hühnchen gekostet, als daß ich Dir dieses anvertrauen sollte; denn ich fürchte, Du möchtest ihre Talente zu früh zeitigen.

Das war nicht meine Absicht, Du hast aber Recht.

Adelaide war das Wunder von ganz Bologna geworden.

Ein Jahr nach meiner Abreise kam der Graf du Barri, Schwager der berühmten du Barri, der letzten Maitresse Ludwigs XV., durch Bologna und verliebte sich so sehr in Adelaide, daß ihre Mutter sie, aus Furcht, er könnte sie entführen, aus Bologna entfernte.

Du Barri bot ihr für dieselbe hunderttausend Francs, welche sie ausschlug.

Adelaide sah ich fünf Jahre später in Venedig auf der Bühne. Als ich ihr mein Kompliment machte, fand das reizende Mädchen Gelegenheit, mir zu sagen: Meine Mutter, welche mir das Leben gegeben hat, will es mir auch rauben, denn ich fühle, daß der Tanz mich tödtet.

In der That welkte diese Blume und ertrug das harte Gewerbe, welches ihre Mutter ihr aufzwang, nur sieben Jahre.

Da die Soavi nicht die Vorsicht beobachtet hatte, die sechstausend Francs jährlicher Rente, welche Adelaiden von ihrem Vater ausgesetzt waren, auch auf ihre Person übertragen zu lassen, verlor sie Alles mit dem Verluste ihrer Tochter und starb im Elende, nachdem sie sich im Golde gewälzt hatte. Leider hatte ich nicht das Recht, ihr Vorwürfe zu machen.

In Bologna sah ich den berühmten Afflisio, der, nachdem er aus dem kaiserlichen Dienste ausgestoßen, Theaterunternehmer geworden war. Da es immer schlechter mit ihm ging, so beging er fünf oder sechs Jahre später eine Fälschung, welche ihn auf die Galeeren führte, wo er starb.

Einen tiefen Eindruck machte in Bologno auf mich der Anblick eines Mannes, der aus einer vornehmen Familie stammte und durch seine Geburt zum Reichthume bestimmt war. Er lebte im Elende und war in Folge schmachvoller Krankheiten an allen Gliedern gelähmt. Ich besuchte ihn oft, um ihm einiges Geld zu schenken und weil ich bei ihm Gelegenheit fand, aus den Reden, welche seine boshafte Zunge

führte, das einzige Glied, welches die Pest verschont hatte, das menschliche Herz zu studiren.

Dieser Mann war immer noch boshaft und verläumderisch. Er war wüthend, daß sein Zustand es ihm unmöglich machte, sich nach Neapel zu begeben, um seine Verwandten zu ermorden, sehr ehrenwerthe Leute, die aber in seinen Augen Ungeheuer waren.

Die Tänzerin Sabatini, welche reich genug, um auf ihren Lorbeeren ausruhen zu können, nach Bologna zurückgekommen war, brachte ihr ganzes Vermögen dem Professor der Anatomie zu, der sie heirathete. Ich fand sie bei ihrer Schwester, die kein Talent hatte und nicht reich war; indeß war sie sehr angenehm.

Bei ihr fand ich einen Abbé, dessen Bescheidenheit noch bemerkenswerther war, als das schöne Gesicht, welches die ganze Aufmerksamkeit dieser Schwester fesselte; der Abbé schien ihr Gefühl nur aus Dankbarkeit zu erwiedern.

Ich redete, ich weiß nicht mehr, bei welcher Veranlassung, diesen bescheidenen Adonis an, und er antwortete sehr verständig, aber mit dem Tone des Zweifels, der immer gefällt.

Wir gingen zusammen weg und ließen uns durch den Zufall führen; im Laufe des Gesprächs theilten wir uns unsre Geburtsörter mit und tauschten unsere Ansichten über das, was uns in Bologna interessire, aus; darauf trennten wir uns mit dem Versprechen, uns wiederzusehen.

Dieser Abbé, der im Alter von vier- oder fünfundzwanzig Jahren stand, hatte die Priesterweihe nicht erhalten; er war der einzige Sohn einer adligen Familie in Novara, welche das Unglück hatte, nicht reich zu sein.

Da er nur ein geringes Einkommen hatte, so lebte er besser in Bologna, als in Novara, wo die Lebensmittel theurer sind, und wo ihn Alles langweilte; seine Verwandten waren ihm lästig, und die Freundschaft ist dort geschmacklos und die Unwissenheit allgemein.

Der Abbé von Bolini, so war sein Name, hatte einen friedlichen Geist; er liebte den Frieden und die Freiheit; alles Uebrige nahm ihn nur mittelmäßig in Anspruch. Da er die wissenschaftlich gebildeten Leute mehr als die Wissenschaften liebte, so fragte er wenig nach den Wissenschaften. Es genügte ihm, daß er nicht dumm war, und daß die Gelehrten, mit

denen er zuweilen zusammenkam, ihn nicht für unwissend hielten, denn er verstand es, sie anzuhören.

Bolini war seiner Natur nach wie aus Nothwendigkeit mäßig, wie er Christ durch Erziehung war. Er machte keinen Anspruch darauf, Freigeist zu sein, denn er sprach nie über die Religion; indeß nahm er an nichts Anstoß. Da er mehr gutmüthig war, als zu der fast immer boshaften Kritik hinneigte, so lobte er selten und tadelte nie.

Hinsichlich der Frauen verhielt er sich fast gleichgültig; er floh die häßlichen und pedantischen und ließ diejenigen, welche sich in ihn verliebten, nie schmachten; sobald er fand, daß sie einiges Verdienst hatten, war er gefällig aus Dankbarkeitsgefühl, nie aus Liebe, da er ein so zartes Temperament hatte, daß die Frauen ihm mehr geeignet schienen, das Glück des Lebens zu vermindern, als es zu erhöhen.

Dieser letztere Zug seines Charakters nahm mich ganz besonders für den jungen Mann ein.

Seit etwa drei Wochen machten wir uns gegenseitige Besuche und tauschten unsere Ideen über das schöne Geschlecht aus, als ich mir die Freiheit nahm, ihn zu fragen, wie er die seinigen mit seiner Zuneigung für Fräulein Brigida Sabatini in Einklang bringen könne.

Jeden Abend speiste er bei ihr, und jeden Morgen kam sie zum Frühstücke zu ihm. So oft ich ihn besuchte, fand ich entweder die junge Dame bei ihm oder konnte sicher sein, daß sie kommen würde. Sie erschien immer zufrieden, anständig, aber verliebt in ihren Blicken und geringsten Bewegungen, während der Abbé sich nur gefällig zeigte, aber einen gewissen Zwang verrieth, den alle seine Höflichkeit nicht verbergen konnte.

Brigida, obwohl noch gut erhalten, war doch wenigstens zehn Jahre älter als der Abbé. Gegen mich benahm sie sich verbindlich; sie wollte mich nicht verliebt machen, aber mich überzeugen, daß der Abbé durch den Besitz ihres Herzens sehr glücklich sei, und daß sie die vollkommne Erwiederung ihrer Liebe verdiene.

In der aufrichtigen Stimmung, in welche uns eine Flasche Wein beim Dessert versetzt, wenn wir einem Freunde gegenübersitzen, der an uns Antheil nimmt, befragte ich nun einst Bolini über den Charakter seines Verhältnisses zu Brigida:

er lächelte, seufzte, erröthete und sagte mit niedergeschlagenen Augen, dieses Verhältniß sei das Unglück seines ganzen Lebens.

Das Unglück Ihres Lebens! Läßt das Mädchen Sie schmachten? So müssen Sie wieder glücklich werden, indem Sie sie verlassen.

Ich kann nicht schmachten; denn ich bin nicht verliebt in sie. Vielmehr ist sie verliebt in mich, und indem sie mir alle Beweise davon giebt, beeinträchtigt sie meine Freiheit.

Wie das?

Sie will, ich solle sie heirathen, und ich habe es ihr theils aus Schwäche, theils aus Mitleid versprochen; übrigens ist sie sehr dringend.

Ich glaube es, wie alle alten Jungfern.

Alle Abende giebt es Bestürmungen, Thränen, Ausbrüche der Verzweiflung. Sie fordert mich auf, ihr mein Wort zu halten und beschuldigt mich, daß ich sie täusche; Sie werden sich leicht denken können, wie unangenehm eine solche Lage ist.

Sind Sie Verpflichtungen gegen sie eingegangen?

Keine. Sie hat mich, so zu sagen, genothzüchtigt; denn Sie hat mir alle Schritte entgegengethan. Sie hat kein Vermögen, und lebt von dem, was sie von ihrer Schwester tagtäglich erhält, was sie aber nach ihrer Verheirathung nicht mehr erhalten würde.

Haben Sie ihr ein Kind gemacht?

Ich habe mich wohl gehütet, und das eben reizt sie; denn sie nennt mein schonendes Verfahren einen Verrath, den sie verabscheue.

Dennoch denken Sie sie früher oder später zu heirathen?

Eben so gern würde ich mich hängen, und ich weiß, daß ich mich nie dazu werde entschließen können. Diese Heirath würde mich mindestens noch viermal ärmer machen, als ich schon bin und zugleich würde ich im lächerlichsten Lichte erscheinen, wenn ich eine Frau in ihrem Alter, die, wenn auch anständig, doch weder reich noch adlig, nach Novara bringen wollte; in Novara verlangt man aber in Ermangelung des Reichthums gute Geburt.

Als verständiger Mann und noch mehr als Mann von Ehre müssen Sie brechen, und lieber heute als morgen.

Ich sehe es wohl ein; da es mir aber an moralischer Kraft gebricht, so weiß ich nicht, was ich machen soll? Ginge ich heute nicht zum Abendessen zu ihr, so würde sie unfehlbar zu mir kommen, um zu sehen, was aus mir geworden ist; sie begreifen aber wohl, daß ich ihr weder meine Thür verschließen, noch sie wegjagen kann.

Das sehe ich wohl ein; Sie sehen aber auch wohl ein, daß Sie nicht in einem so gewaltsamen Zustande fortleben können. Sie müssen einen Entschluß fassen und den Knoten wie Alexander in Gordium durchhauen.

Ich habe nicht sein Schwerdt.

Ich werde es Ihnen liefern.

Wie?

Auf folgende Weise. Sie müssen sich, ohne ihr etwas davon zu sagen, nach einer andern Stadt begeben, und sie wird schwerlich die Thorheit begehen, Ihnen nachzulaufen.

Das wäre allerdings das beste Mittel; die Flucht aber ist schwierig.

Schwierig? Sie scherzen wohl. Sie brauchen mir nur zu versprechen, daß Sie das thun wollen, was ich Ihnen sage, und ich werde Sie auf die bequemste Weise fortschaffen. Sie wird Ihre Abreise nicht ehe erfahren, als wenn sie Sie nicht zum Abendessen erscheinen sieht und sich dann erkundigt, warum Sie nicht gekommen sind.

Ich werde Alles thun, was Sie mir angeben werden, und Sie werden mir einen Dienst erweisen, den ich nie vergessen werde. Der Schmerz wird sie aber wahnsinnig machen.

Ich verbiete Ihnen zunächst an ihren Schmerz zu denken. Sie haben weiter nichts zu thun als an nichts zu denken und mir die Sorge für Alles zu überlassen. Wollen Sie morgen abreisen?

Morgen?

Ja. Haben Sie Schulden?

Nein.

Wollen Sie Geld haben?

Ebenso wenig; ich bin hinlänglich versehen. Der Gedanke, morgen abzureisen, erscheint mir aber doch drollig. Ich brauche wenigstens drei Tage.

Wozu?

Ich erwarte übermorgen Briefe, und ich muß an meine Aeltern schreiben, um Ihnen den Ort anzugeben, wohin ich mich begeben werde.

Ich werde Ihre Briefe an mich nehmen und sie Ihnen nach dem Orte Ihres Aufenthalts schicken.

Wo werde ich mich aufhalten?

Das werde ich Ihnen im Augenblicke Ihrer Abreise sagen. Verlassen Sie sich auf mich. Ich werde Sie nach einer Stadt schicken, wo Sie sich behaglich fühlen werden. Sie haben keine andere Verfügung zu treffen, als Ihrem Wirthe Ihren Koffer zu überlassen und demselben den Befehl zu ertheilen, daß er ihn allein an mich abliefere.

So soll es geschehen. Ich soll also ohne Koffer abreisen?

Ja. Unterlassen Sie nicht, alle diese drei Tage bei mir zu Mittag zu speisen, und sagen Sie besonders Niemand, wer es auch sein mag, daß Sie abreisen.

Ich werde mich wohl hüten.

Dieser gute junge Mann strahlte vor Freuden. Ich umarmte ihn, indem ich ihm für die Mittheilung, die er mir gemacht, wie für das Vertrauen, welches er mir gezeigt hatte, dankte.

Stolz auf dieses gute Werk und innerlich über die Wuth lachend, mit welcher die arme Brigida nach der Flucht ihres Liebhabers gegen mich losbrechen würde, schrieb ich an den guten Herrn Dandolo, daß in fünf oder sechs Tagen ein junger novaresischer Abbé sich mit einem Schreiben von mir, ihm vorstellen würde, und daß ich ihn bitte, demselben ein Zimmer und eine anständige Pension zum möglichst billigen Preise zu verschaffen, weil dieser junge Edelmann von vortrefflichen Sitten den Fehler habe, daß er nicht reich sei. Sodann schrieb ich den Brief, den der Abbé überbringen sollte.

Am folgenden Tage sagte mir Bolini, daß Brigida weit entfernt sei, seine Absicht zu muthmaaßen, denn in der heitern Gemüthsstimmung, worin ihn die Aussicht auf seine bevorstehende Abreise versetze, habe er sich veranlaßt gefunden, sie in der Nacht, welche sie zusammen zugebracht hätten, zu befriedigen, so daß sie glaube, er sei eben so verliebt wie sie.

Sie hat meine sämmtliche Wäsche, fügte er hinzu, indeß hoffe ich, unter irgend einem Vorwande ihr einen guten Theil aus den Händen zu ziehen, und den Rest opfere ich sehr gern.

An dem für seine Abreise festgesetzten Tage kam er zu der ihm am vorigen Tage angegebenen Stunde zu mir; in einem großen Nachtsacke trug er die Sachen, deren er für die fünf oder sechs Tage, wo er von seinem Koffer getrennt sein würde, bedürfen mochte. Ich brachte ihn auf die Post nach Modena, wo wir als gute Freunde mit einander speisten; sodann übergab ich ihm meinen Brief an Herrn Dandolo, mit dem Bemerken, daß ich seinen Koffer schon am nächsten Tage abschicken würde.

Er gerieth in ein sehr angenehmes Erstaunen, als er vernahm, daß er in Venedig wohnen solle, welches er längst zu sehen gewünscht hatte, besonders als ich ihm versicherte, daß der Edelmann, an welchen ich ihn empfohlen, dafür sorgen würde, daß er daselbst eben so billig wie in Bologna wohne.

Als ich ihn nach Finale hatte abfahren sehen, kehrte ich wieder nach Bologna zurück, wo ich seinen Koffer abholen ließ und ihm denselben am folgenden Tage zuschickte.

Wie ich erwartet hatte, sah ich die arme Verlassene am nächsten Tage in Thränen gebadet, erscheinen. Ich hielt mich verpflichtet, mich mitleidig gegen sie zu zeigen, denn es wäre grausam gewesen, hätte ich so thun wollen, als sei mir die Ursache ihrer Verzweiflung nicht bekannt. Ich hielt ihr eine lange Predigt, und suchte ihr begreiflich zu machen, daß ich sie allerdings nur beklagen könne, daß ich aber einen Freund nicht verlassen dürfe und nicht zugeben könne, daß er sich zu Grunde richte, indem er sie heirathe, da er durch das Begehen einer solchen Thorheit sich in ein schreckliches Elend gestürzt, und sie selbst hineingezogen haben würde.

Das arme Mädchen warf sich, ganz in Thränen aufgelöst, mir zu Füßen, und bat mich, ihren theuren Abbé zurückkommen zu lassen; sie gelobte bei allen Heiligen, daß sie nie wieder vom Heirathen sprechen würde. Um sie zu beruhigen, sagte ich, ich würde mein Möglichstes thun, um ihn dazu zu bewegen.

Da sie wissen wollte, wohin er sich begeben habe, so sagte ich Venedig, was sie natürlich nicht glaubte. Es giebt Fälle, wo der geschickte Mensch, um zu täuschen, die Wahrheit sagen muß, und eine solche Lüge muß durch die strengste Moral gebilligt werden.

Siebenundzwanzig Monate später sah ich Bolini in meiner Heimath. Ich werde davon sprechen, wenn wir so weit gekommen sein werden.

Wenige Tage nach der Abreise dieses Freundes machte ich die Bekanntschaft der schönen Viscioletta, und ich verliebte mich dermaaßen in sie, daß ich, um nicht lange zu seufzen, ihren Genuß mit schönem baaren Gelde bezahlen mußte. Wie ich mich auch anstellen mochte, die Zeit, wo ich die Frauen in mich verliebt machte, war vorüber, und ich mußte sie entweder entbehren, oder ihre Gefälligkeit erkaufen. Die Natur zwang mich, das letztere Mittel zu wählen, welches die Liebe zum Leben mich jetzt verwerfen lassen würde, angenommen auch, ich könnte es anwenden.

Der traurige Sieg, welchen ich errungen habe, nöthigt mich jetzt am Ende meiner Laufbahn, meinen Nachfolgern Alles zu verzeihen und über diejenigen zu lachen, welche mich um Rath bitten, da ich zum Voraus weiß, daß der größte Theil ihn nicht befolgen würde. In Folge dieser Voraussicht ertheile ich ihnen denselben weit lieber als wenn ich wüßte, daß sie ihn befolgen würden; denn der Mensch ist ein Vieh, welches nur durch eigene Erfahrung belehrt werden kann, und diese pflegt man nicht ehe zu erlangen, als bis man sich im sogenannten Leben lange herumgetrieben und schmerzlich verletzt hat. Dieses Gesetz ist die Ursache, daß die Welt lange in Unordnung und Unwissenheit leben wird; denn die Klugen bilden nur einen unendlich kleinen Theil.

Die Viscioletta, welche ich täglich besuchte und welche mich mit dem Vierziger Doria bekannt gemacht hatte, der für etwas närrisch galt, behandelte mich wie die Witwe von Florenz; die Witwe forderte indeß Gefühle der Achtung, deren ich mich gegen die Viscioletta entschlug, die sich zwar Virtuosa nannte, aber doch nur eine Courtisane von Gewerbe war.

Seit drei Wochen umschmeichelte ich sie, ohne mit meinen Belagerungsarbeiten erheblich vorgerückt zu sein, denn wenn

ich einen kleinen Angriff versuchte, stieß man mich lachend zurück.

Der Vicelegat Monsignore Buoncompagni war ihr geheimer Liebhaber, obwohl die ganze Stadt davon unterrichtet war; in Italien schließt indeß eine solche Oeffentlichkeit das conventionelle Geheimniß nicht aus. Oeffentlich konnte er ihr nicht den Hof machen, da seine Stellung es nicht zuließ; die Spitzbübin machte aber gegen mich kein Geheimniß daraus.

Da ich Geld brauchte und mich lieber meines Wagens als anderer Gegenstände, die mir werther waren, entäußern wollte, so bot ich ihn für dreihundert und fünfzig römische Thaler zum Verkaufe aus. Er war schön, bequem und diesen Preis werth. Der Besitzer der Remise zeigte mir an, daß der Vicelegat dreihundert Thaler für denselben geboten, und ich fühlte ein wahres Vergnügen, diesem Prälaten, dem glücklichen Nebenbuhler bei dem Gegenstande meiner Wünsche, nicht zu Willen sein zu können. Ich antwortete daher, ich sei nicht gewohnt zu handeln, ich habe meinen Preis angegeben und würde nichts herunterlassen.

Als ich mich am folgenden Tage gegen Mittag nach der Remise begab, um mir meinen Wagen genau anzusehen, fand ich daselbst den Vicelegaten, der mich kannte, weil er mich schon beim Kardinal-Legaten gesehen, und dem nicht unbekannt sein konnte, daß ich ihm ins Gehäge ging. Er sagte zu mir mit nicht eben höflichem Tone, mein Wagen sei nicht mehr als dreihundert Thaler werth, er verstehe sich besser darauf als ich, und ich solle die Gelegenheit ergreifen, mich desselben zu entledigen, da er zu schön für mich sei.

Ich hatte Gewalt genug über mich, um seinen Ton und seine Worte zu verachten; trocken und stolz erwiederte ich, ich würde nicht von meinem Preise abgehen, worauf ich ihm den Rücken zudrehte und ihn stehen ließ.

Am nächsten Tage schrieb mir die Viscioletta, ich würde ihr einen großen Gefallen thun, wenn ich dem Vicelegaten meinen Wagen zu dem angebotenen Preise überließe, da sie sicher sei, daß er ihr denselben schenken würde. Ich antwortete ihr, ich würde sie im Laufe des Nachmittags besuchen, und es würde ganz in ihrer Macht stehen, mich zur Erfüllung aller ihrer Wünsche zu bewegen. Ich ging zu ihr, und nach

einem kurzen ziemlich belebten Gespräche ergab sie sich auf Gnade oder Ungnade, und ich stellte ihr einen Schein aus, worin ich erklärte, daß ich ihr den Wagen zu dem vom Vicelegaten angebotenen Preise überließe.

Schon am folgenden Tage gelangte sie in den Besitz des erwarteten Geschenks, und ich, der meine dreihundert römische Thaler erhielt, erlangte die Genugthuung, daß der unhöfliche Legat mit gutem Grunde vermuthen konnte, ich habe mich wegen seines Stolzes zu rächen gewußt.

In dieser Zeit fand Severini eine vortheilhafte Anstellung als Gouverneur eines jungen Edelmanns aus einer vornehmen italiänischen Familie; sobald er das Reisegeld erhalten, verließ er Bologna, und ich dachte ebenfalls daran, die Stadt zu verlassen.

Herr Zaguri, der seit der Angelegenheit mit Herrn Albergati eine sehr interessante Korrespondenz mit mir unterhalten, faßte den Plan, meine Rückkehr in meine Heimath zu bewirken, im Einverständnisse mit Herrn Dandolo, der nichts sehnlicher wünschte. Er schrieb mir, ich solle, um meine Begnadigung zu erlangen, in größtmöglicher Nähe der venetianischen Staaten meinen Wohnsitz nehmen, um die Staatsinquisitoren in den Stand zu setzen, meine Führung besser zu überwachen.

Herr Zuliani, ein Bruder der Herzogin von Fiano, welcher mich ebenfalls wieder in Venedig zu sehen wünschte, unterstützte Herrn Zaguris Rathschläge und versprach, die Schritte, die derselbe thun würde, mit seinem ganzen Einflusse zu unterstützen.

Da ich entschlossen war, mir ein anderes Asyl zu suchen, und da ich einen Ort wählen mußte, der in der Nähe der Grenzen der Republik lag, ich aber mich weder in Mantua noch in Ferrara niederlassen mochte, so entschied ich mich für Triest, wo Herr Zaguri, wie er mir schrieb, einen vertrauten Freund hatte, an den er mich empfehlen wollte. Da ich mich zu Lande nicht dorthin begeben konnte, ohne durch die venetianischen Staaten zu reisen, so beschloß ich nach Ancona zu gehen, von wo täglich Barken die Fahrt nach Triest machen. Da ich durch Pesaro reisen mußte, so bat ich meinen theuren Beschützer um ein Einführungsschreiben beim Marquis von

Mosca, einem ausgezeichneten Schriftsteller, welchen ich kennen zu lernen wünschte. Durch eine Abhandlung über das Almosen, welche er kürzlich veröffentlicht hatte, und welche der römische Hof in den Index hatte aufnehmen lassen, hatte er großes Aufsehen erregt.

Der Marquis Mosca war ein frommer Gelehrter, ein Anhänger der Lehre des heiligen Augustin, welche zu ihrer äußersten Consequenz fortgeführt, die der sogenannten Jansenisten ist.

Nur ungern verließ ich Bologna, denn ich hatte hier acht köstliche Monate verlebt. Zwei Tage nach meiner Abreise langte ich in vollkommner Gesundheit und mit sehr guter Ausstattung in Pesaro an.

Ich überschickte dem Marquis mein Schreiben, und noch am selben Tage besuchte er mich, sehr erfreut über das Schreiben, welches ich ihm überbracht hatte. Er sagte, sein Haus würde mir immer offen stehen, und er wolle mich seiner Gemahlin übergeben, damit sie mich mit dem ganzen Adel bekannt mache und mir alle Sehenswürdigkeiten zeige.

Zum Schlusse seines kurzen Besuchs lud er mich für den folgenden Tag zum Mittagsessen im Kreise seiner Familie ein, wo ich, wie er sagte, der einzige Fremde sein würde; er fügte hinzu, wenn ich ihm im Laufe des Vormittages einen Besuch in seiner Bibliothek machen wolle, so könnten wir beide eine Tasse vortrefflicher Chocolade trinken.

Ich versäumte seine Einladung nicht, und hatte das Vergnügen bei ihm eine ungeheure Sammlung der Scholiasten über alle lateinischen Dichtungen, selbst vor Ennius bis ins zwölfte Jahrhundert zu finden. Er hatte auf seine Kosten in vier großen correcten Foliobänden diese sämmtlichen Erzeugnisse drucken lassen; die Ausgabe war indeß nicht schön, und ich wagte es ihm zu sagen. Er gab es zu.

Dieser Mangel an Schönheit, durch welchen er hundertausend Frcs. gespart, hatte ihn um einen Gewinnst von dreimalhunderttausend Frcs. gebracht.

Er schenkte mir ein Exemplar und schickte es mir in meinen Gasthof nebst einem ungeheuren Foliobande, marmora Pisaurentia betitelt, den ich nicht anzusehen Zeit hatte, aus dem ich aber Alles, was auf der Stadt Pesaro Bezug hat, hätte lernen können.

Bei Tische fühlte ich mich sehr angenehm berührt durch die Marquise, in welcher ich leicht eine Frau von großem Verdienste erkannte. Sie hatte drei Mädchen und zwei Knaben, sämmtlich hübsch und gut erzogen.

Die Frau Marquise besaß im höchsten Grade das, was man feinere Lebensart nennt, während ihr Mann nur Sinn für die Literatur hatte. Aus dieser Verschiedenheit der Befähigung ergab sich zuweilen eine Mißstimmung, welche dem Wohle des Hausstandes schadete; der Fremde wurde indeß nichts davon gewahr, und hätte man mir es nicht gesagt, so würde ich es nicht bemerkt haben.

Vor etwa fünfzig Jahren sagte ein Weiser zu mir: In dem Innern jeder Familie spielt ein Komödie, welche den Frieden derselben stört. Die Klugheit derjenigen, welche an der Spitze stehen, hat dafür zu sorgen, daß die Komödie nicht öffentlich wird, denn man darf keinen Anlaß zum Gelächter und keinen Stoff für boshafte Deutungen dem immer unwissenden und immer boshaften Publikum geben. In Frankreich nennt man diese Weisheit — seine schmutzige Wäsche in der Familie waschen.

Frau von Mosca-Barzi beschäftigte sich während der fünf Tage, die ich in Pesaro blieb, nur mit mir. In ihrer Equipage fuhr sie mich nach allen Landhäusern und stellte mich Abends in den Gesellschaften dem ganzen Adel der Stadt vor.

Der Marquis Mosca mochte damals wohl fünfzig Jahre alt sein. Sein Charakter war kalt, und er hatte keine andere Leidenschaft als die für das Studium; seine Sitten waren rein. Er hatte eine Akademie gegründet, deren Präsidentschaft er führte. Seine Devise war eine Fliege, eine Anspielung auf seinen Namen Mosca, mit den Worten: de me ce; d. h., wenn man das c aus Musca wegstrich, so blieb Musa.

Der einzige Fehler dieses vortrefflichen Mannes war die Eigenschaft, welche die Mönche als seine größte Tugend betrachteten, d. h., er war über alle Begriffe religiös, und dieses Uebermaaß mußte ihn über die Grenzen hinaustreiben, wo nequit consistere rectum*).

---

*) Wo das richtige Maaß aufhört.

Ist es aber wohl schlimmer, über die Grenze hinauszugehen, als diesseits derselben zu bleiben? Das ist eine Frage, hinsichtlich welcher ich mir keine Entscheidung gestatten möchte. Horaz hat gesagt:

Nulla est mihi religio*),

und damit begann er eine Ode, wo er die Philosophie verdammt, die ihn von der Anbetung der Götter abzieht.

Jedes Zuviel ist schlecht.

Ich verließ Pesaro, bezaubert von der guten Gesellschaft, die ich hier gesehen und mit großem Bedauern, daß ich den Bruder des Marquis, der allgemein gelobt wurde, nicht hatte kennen lernen können.

*) Ich habe keine Religion.

Neuntes Kapitel.

Ich nehme als Reisegefährten einen Juden aus Ancona, Namens Mardochai an, der mich beredet, bei ihm zu wohnen. — Ich verliebe mich in seine Tochter Lia. — Nach einem sechswöchentlichen Aufenthalte begebe ich mich nach Triest.

Nur in meinen Mußestunden während meines Aufenthalts in Ancona beschäftigte ich mich mit der Sammlung lateinischer Dichter des Marquis von Mosca, worin ich weder die Priapeen noch die Tesceniennen fand, ebenso wenig wie andere Fragmente der ältern Dichter, welche in verschiedenen Bibliotheken im Manuskripte vorhanden sind.

Die Sammlung des Marquis bezeugte ohne Zweifel seine Liebe für die Literatur, nicht aber seine Gelehrsamkeit, denn sie enthielt nichts Eigenes und er hatte sich durchaus darauf beschränkt, die einzelnen Stücke nach einer strengen chronologischen Ordnung zu classificiren. Ich hätte kritische Noten, Glossen, erklärende Commentarien, Alles Sachen, die einer solchen Sammlung Werth geben, gewünscht; von dem Allen war aber nichts vorhanden. Ueberdies zeichnete sich das Werk weder durch die Schönheit der Lettern, noch durch die Breite des Randes aus; das Papier war sehr gewöhnlich und der Druck uncorrect, Fehler, welche bei einem großen Werke, das vermöge seiner Natur hätte klassisch werden müssen, gar nicht zu entschuldigen waren. Daher machte auch das Werk oder die Compilation des Marquis Mosca kein Glück, und da er

nicht reich war, so wurde das Geld, was er für dieses Unternehmen verausgabt hatte, häufig eine Quelle ehelichen Streites.

Aus dem Lesen seiner Abhandlung über das Almosen und noch mehr aus seiner Apologie ersah ich die Literaturkenntniß, die eigenthümliche Geistesbeschaffenheit und die Art, wie der Marquis urtheilte. Ich überzeugte mich leicht, daß Alles, was er geschrieben hatte, in Rom mißfallen haben mußte, und daß er mit einem gesunden Urtheil diese Klippe leicht umschifft haben würde. Der Marquis hatte freilich Recht, auf dem Gebiete der Religion hat man aber nur dann Recht, wenn Rom ja sagt, und dieses Ja wird nur zu Gunsten derjenigen gesprochen, welche sich für die Mißbräuche erklären, die es in Gewohnheiten zu verwandeln verstanden hat.

Der Marquis war Rigorist, und obwohl er einen starken Anstrich von Jansenismus hatte, so widerlegte er doch häufig den heiligen Augustinus.

Er läugnete z. B., daß man durch Almosen die mit der Verbüßung der Sünden verbundenen Strafen ablösen könne, und er gestand den Almosen nur dann etwas Verdienstliches zu, wenn man die Vorschrift des Evangeliums befolge: „Deine Rechte darf nicht wissen, was Deine Linke thut.“

Er behauptete endlich, wer bei der Almosenvertheilung nicht das größte Geheimniß beobachte, der sündige, weil andernfalls, wie er sagte, die Eitelkeit sich einmischen müsse.

Man hätte ihm einwenden können, das Almosen erlange, abgesehen von dem physischen oder positiven Verdienste, welches es für die Empfänger habe, sein moralisches Verdienst durch die Absicht desjenigen, der es gebe; denn es ist nicht unmöglich, daß ein Ehrenmann einem Unglücklichen öffentlich ein Geldstück in die Hand drücke, ohne danach zu fragen, ob seine Handlung Zeugen habe oder nicht, bloß in der Absicht, ein Elend zu erleichtern, oder gar aus dem Wunsche, sich bei Gott ein Verdienst daraus zu machen.

Da ich nach Triest wollte, so hätte ich über den Meerbusen fahren und mich in Pesaro auf einer Tartane einschiffen müssen, welche noch am selben Tage abging und mich bei dem guten Winde, welcher wehte, in Zeit von zwölf Stunden an mein Ziel gebracht haben würde. Ich hätte entschieden diesen Weg wählen müssen, denn abgesehen davon, daß ich in Ancona

nichts zu thun hatte, verlängerte ich auch meine Reise um hundert italiänische Meilen; ich hatte indeß einmal gesagt, ich wolle nach Ancona gehen, und aus diesem Grunde hielt ich mich auch für verpflichtet, es zu thun.

Ich habe immer eine gute Dosis Aberglauben gehabt, und es ist mir jetzt ganz klar, daß derselbe einen mächtigen Einfluß auf die Wechselfälle meiner sonderbaren Laufbahn gehabt hat.

Da ich vollkommen begriff, was Socrates seinen Dämon nannte, der ihn nur selten zu einer entscheidenden Handlung trieb, ihn dagegen oft von einem Entschlusse abhielt, so bildete ich mir leicht ein, daß ich einen entsprechenden Genius habe; da ich aber überzeugt war, daß dieser Genius oder Dämon nur ein guter und ein Freund meines Besten sein könne, so überließ ich mich ihm immer, wenn ich keinen genügenden Grund fand, in meine Wahl Zweifel zu setzen. Ich that, was er wollte, ohne ihn nach dem Grunde zu befragen, so oft eine geheime Stimme mir sagte, ich möge mich eines Schrittes enthalten, zu welchem ich mich hingezogen fühlte.

Diese Stimme konnte nur eine Zuflüsterung meines Genius sein. Hundertmal in meinem Leben habe ich ihm in dieser Weise gehuldigt, und oft habe ich mich innerlich beklagt, daß er mich nur selten antreibe, etwas zu thun, wovon mein Verstand mir abrieth. In Folge dieses Systems bin ich sehr oft in den Fall gekommen, mir Glück zu wünschen, daß ich meiner Vernunft gespottet. Dennoch habe ich mich dadurch weder gedemüthigt gefühlt, noch mich abhalten lassen, über Alles verständige Betrachtungen anzustellen, und zwar immer mit meiner ganzen Kraft.

In Sinigaglia, drei Poststationen von Ancona, kam im Augenblicke, wo ich mich zu Bett legen wollte, mein Fuhrmann auf mein Zimmer und fragte mich, ob ich ihm gestatten wolle, einen Juden, der sich ebenfalls nach Ancona begebe, in die Kalesche anfzunehmen.

In der ersten Aufwallung antwortete ich ihm mit gereiztem Tone, ich wolle Niemand haben und einen Juden noch weniger als jeden Andern.

Der Fuhrmann ging hinaus; aber ein gewisses Etwas sagte zu mir: Du mußt den armen Israeliten mitnehmen, und trotz des Widerwillens, welcher mir das Nein eingegeben hatte,

rief ich den Fuhrmann zurück, und sagte zu ihm, ich wolle denselben mitnehmen.

In diesem Falle, Signore, müssen Sie sich entschließen, früher aufzubrechen, denn morgen ist Freitag, und Sie wissen, daß ein Jude nur bis zum Untergange der Sonne reisen darf.

Ich werde nicht eine Minute früher wie gewöhnlich aufbrechen, und werde mir wegen dieser Nation keinen Zwang anthun; indeß hängt es ganz von Ihnen ab, Ihre Pferde schärfer anzutreiben, da Sie doch den Nutzen davon haben. Er erwiederte nichts und ging hinaus. Am folgenden Tage fragte mich im Wagen der Jude, der übrigens ziemlich gut aussah, warum ich die Juden nicht liebe?

Weil Ihr aus religiöser Pflicht die Feinde aller andern Völker, besonders der Christen, seid, und weil Ihr eine verdienstliche Handlung zu begehen glaubt, wenn Ihr uns betrügt; Ihr betrachtet uns nicht als Brüder. Wenn wir genöthigt sind, von Euch Geld zu leihen, so nehmet Ihr übermäßige Wucherzinsen. Ihr hasset uns mit einem Worte und darum liebe ich Euch nicht.

Mein Herr, Sie sind im Irrthume. Kommen Sie heut Abend mit mir in unsere Synagoge, und Sie werden uns im Chore für die Christen, und zuerst für unsern Herrn den Papst beten hören.

Ich konnte mich des lauten Lachens nicht enthalten.

Das ist wahr, versetzte ich; das Gebet besteht aber nicht in bloßen Worten; das Herz soll beten, nicht der Mund. Wenn Sie nicht zugeben, daß die Juden in einem Lande, dessen Herren sie wären, nicht für die Christen beten würden, so werfe ich Sie aus der Kalesche.

Natürlich erließ ich ihm die Antwort; um ihn aber vollends zu beschämen, citirte ich ihm in hebräischer Sprache Sprüche des alten Testaments, worin verordnet wird, daß man jede Gelegenheit ergreifen solle, den Nichtjuden, die auch täglich in den Gebeten verflucht werden, so viel Böses wie möglich zuzufügen.

Der arme Mann war wie versteinert und sagte kein Wort mehr.

Als wir am Orte des Mittagsessens angekommen waren, lud ich ihn ein, sich an meinen Tisch zu setzen; er aber erwiederte, seine Religion verbiete es ihm und deswegen würde er

nur Eier, Früchte und Würstchen von Gänseleber, die er in der Tasche hatte, essen. Aus Aberglauben trank er auch nur Wasser, weil er nicht sicher sein könne, daß der Wein rein sei.

Vieh! sagte ich zu ihm, kannst Du dessen wohl je sicher sein, wenn Du ihn nicht selbst bereitest, und Ihr bauet ja keine Reben!

Als wir uns wieder auf den Weg gemacht hatten, sagte er zu mir, wenn ich bei ihm wohnen und mich mit den Gerichten, die Gott nicht verboten habe, begnügen wolle, so solle ich besser und feiner bewirthet werden als im Gasthofe; auch würde ich billiger dabei wegkommen, und ich solle ein schönes nach dem Meere hinausgehendes Zimmer allein erhalten.

Sie beherbergen also Christen?

Ich beherberge Niemand, will aber eine Ausnahme machen, um Sie zu enttäuschen. Sie sollen mir nur sechs Paoli täglich bezahlen und gutes Mittags- und Abendessen erhalten, jedoch ohne Wein.

Sie müssen mir aber alle Fische, die ich liebe, und auf die ich Lust bekomme, bereiten lassen; natürlich bezahle ich diese besonders, ebensowohl wie den Wein.

Sehr gern. Ich habe eine christliche Köchin, und meine Frau giebt auch auf die Küche Acht.

Sie lassen mir täglich Gänseleber machen, jedoch unter der Bedingung, daß Sie mit mir essen.

Ich weiß, was Sie denken; Sie sollen aber befriedigt werden.

Ich stieg also bei dem Juden ab, und die Sache erschien mir sonderbar genug; ich wußte indeß, daß ich am nächsten Tage wieder ausziehen würde, wofern es mir nicht bei ihm gefallen sollte.

Seine Frau und seine Kinder erwarteten ihn und empfingen ihn mit großer Beeiferung wegen der Feier des Sabbats. An diesem dem Herrn geweihten Tage ist jede knechtische Arbeit strenge untersagt, und ich bemerkte mit Vergnügen, daß die Physiognomieen so wie die Kleidung einen festlichen Anstrich hatten, und daß im Hause ein gewisser Luxus der Reinlichkeit herrschte.

Man bereitete mir einen Empfang wie einem Bruder, und ich erwiederte denselben aufs Beste; ein einziges Wort

Meister Mardochais aber — so hieß er — verwandelte diese Höflichkeit des Gefühls in eine Höflichkeit des Eigennutzes.

Mardochai zeigte mir zwei Zimmer, damit ich dasjenige auswähle, welches mir am besten gefiele; da ich indeß beide nach meinem Geschmacke fand, so sagte ich, ich würde beide nehmen und zu dem ausbedungenen Preise einen Paolo hinzufügen. womit er sehr zufrieden war.

Nachdem Mardochai seine Frau mit zwei Worten von Allem unterrichtet hatte, so befahl sie der christlichen Magd, mich zu bedienen und mir ein Abendessen zu bereiten.

Nachdem ich meine Sachen auf mein Schlafzimmer hatte bringen lassen, machte ich mir ein Vergnügen daraus, die Synagoge mit Mardochai zu besuchen, der, seitdem er mein Wirth geworden, ein andrer Mensch geworden zu sein schien.

Während ihrer kurzen religiösen Feier beachteten die Israeliten weder mich noch die andern Christen, welche sich in ihrem Tempel befanden. Die Juden gehen in die Synagoge, um zu beten, und das finde ich sehr lobenswerth; es wäre zu wünschen, daß die Christen es ebenso machten, und daß die Kirche nicht für Viele ein Ort der Zerstreuung und oft der Intrigue wäre.

Als ich die Synagoge verließ, begab ich mich nach der Börse, mich unterwegs Betrachtungen überlassend, die immer trauriger Art sind, wenn sie eine glückliche Vergangenheit, deren Wiederkehr man nicht hoffen darf, zum Gegenstande haben.

In dieser Stadt hatte ich begonnen, das Leben wirklich zu genießen, und wenn ich bedachte, daß seitdem beinahe dreißig Jahre verflossen seien, so wurde ich von sehr unangenehmen Gefühlen bestürmt, denn im Leben eines Menschen sind dreißig Jahre eine sehr bedeutende Epoche; noch aber fühlte ich mich jung, obwohl ich schon an der Pforte der Fünfziger stand.

Welcher Unterschied, wenn ich meine physische und moralische Existenz dieses ersten Alters mit meiner gegenwärtigen Existenz verglich! Es wurde mir schwer, mich als denselben Mann wiederzuerkennen. So glücklich ich mich damals gefühlt hatte, so unglücklich fühlte ich mich jetzt; die schöne Aussicht auf eine glückliche Zukunft erglänzte nicht mehr vor meinen Blicken, und meine Phantasie malte mir die Zukunft nicht mehr mit dem buntesten Farbenschimmer. Die zwanzig Jahre,

welche noch vor mir liegen mochten, und auf welche ich rechnen zu dürfen glaubte, zeigte sich mir nur noch als ein bewölkter Horizont, wo meine Hoffnung keine tröstliche Stelle mehr entdeckte: Alles erschien mir in einem traurigen Lichte.

Ich zählte meine siebenundvierzig Jahre, und sah, wie das Glück beim Anblicke dieser Zahl entfloh; das genügte, um mich trübe zu stimmen, denn ohne die Gunst dieser blinden Göttin vermag Niemand hienieden glücklich zu sein, wenigstens vermochte ich es nicht bei der zweiten Natur, die ich mir durch die Gewohnheit meines ganzen Lebens geschaffen hatte.

Da ich damals an der Rückkehr in mein Vaterland, aus dem ich so lange verbannt war, arbeitete, so schien es mir, daß sich meine Wünsche darauf beschränkten, wieder zu meinem Ausgangspunkte zurückzukehren und Alles, was ich bis dahin Gutes oder Böses gethan hatte, ungeschehen zu machen. Alles sagte mir, daß es für mich nur noch darauf ankäme, ein unvermeidliches Abwärtssteigen, dessen letztes Ziel der Tod ist, so wenig unangenehm wie möglich zu machen.

Nur im Abwärtssteigen stellt derjenige, der sein Leben in den Freuden und Genüssen dieser Welt verlebt hat, dergleichen düstre Betrachtungen an, die unmöglich in der Zeit der blühenden Jugend sind, welche nichts vorherzusehen braucht, welche die Gegenwart ungetheilt beschäftigt, deren immer gleicher, immer rosenfarbner Horizont ihr Leben zu einem glücklichen macht und sie in den Täuschungen des Glücks erhält, welche die Philosophie verlacht, die ihnen sagt, daß hinter diesem entzückenden Horizonte das Alter, das Elend, die Reue, die immer zu spät kömmt und endlich der Tod, dessen Name allein schon Abscheu und Schrecken einflößt, lauern.

Wenn der Art meine Betrachtungen vor sechsundzwanzig Jahren waren, so wirst Du, theurer Leser, Dir wohl denken können, wie sie jetzt beschaffen sein müssen, wo ich allein, verachtet, machtlos und arm lebe. Sie würden mich umbringen, wenn ich mich nicht bemühte, die grausame Zeit zu tödten, welche dieselben in meinem Geiste erzeugt, der wie mein Herz noch jung ist; ich weiß nicht, ob ich sagen soll, glücklicher oder unglücklicher Weise, da diese nicht mehr meinen physischen Kräften entsprechen. Wozu die Begierden, wenn man die Mittel, sie zu befriedigen verloren hat? Ich schreibe, um die lange Weile zu tödten, und ich freue mich, daß ich an dieser

Beschäftigung Gefallen finde. Wenn ich auch Unsinn schwatze, was liegt mir daran! Es genügt mir, daß ich die Ueberzeugung habe, ich zerstreue mich.

Als ich nach Hause kam, fand ich Mardochai bei Tische; er war umgeben von seiner zahlreichen aus elf oder zwölf Individuen bestehenden Familie, zu der auch seine neunzigjährige, noch sehr kräftige Mutter gehörte. Ich bemerkte hier auch einen anderen Juden von einem gewissen Alter; es war der Mann seiner ältesten Tochter, die mir nicht hübsch schien; dagegen fesselte die jüngere, die einem Juden aus Pesaro, welchen sie noch nie gesehen, bestimmt war, meine ganze Aufmerksamkeit. Als ich zu ihr äußerte, da sie ihren künftigen Mann noch nie gesehen habe, so könne sie ihn auch nicht lieben, antwortete sie mir mit sehr ernstem Tone, zum Heirathen sei Verliebtsein keineswegs nöthig. Die Alte lobte laut die Klugheit ihrer Enkelin, und die Mutter fügte hinzu, sie habe sich erst nach ihrer ersten Niederkunft in ihren Mann verliebt.

Ich werde diese hübsche Jüdin Lia nennen, da ich Gründe habe, sie nicht bei ihrem wahren Namen zu nennen.

Während des Mahles, wo ich meinen Platz neben ihr genommen hatte, bemühte ich mich, ihr Sachen zu sagen, die sie zum Lachen bringen sollten; ich verlor indeß meine Mühe, denn sie blickte mich nicht einmal an.

Ich fand ein vorzügliches Abendessen, dem ich die verdiente Ehre widerfahren ließ und ein vortreffliches Bett.

Am folgenden Tage sagte mir mein Wirth, ich könne meine Wäsche der Magd übergeben und Lia würde für die Instandhaltung derselben sorgen.

Ich bemerkte ihm, ich habe das Abendessen sehr gut gefunden; da ich indeß den Vorzug habe, alle Tage Fleisch- und Fastenspeisen essen zu dürfen, so bitte ich ihn, die Gänseleber nicht zu vergessen.

Sie werden sie morgen erhalten, aber in meiner Familie nicht; nur Lia ißt sie.

So wird also Lia mit mir speisen und sagen Sie ihr, ich würde ihr sehr reinen Cyperwein vorsetzen.

Ich hatte keinen, bat aber noch am selben Morgen den venetianischen Consul darum, dem ich den Brief Herrn Dandolos überbrachte.

Dieser Konsul war ein Venetianer von altem Schlage. Er hatte von mir sprechen hören, und war allem Anscheine nach sehr erfreut über meine Bekanntschaft. Er war ein wahrer Komödien-Pantalon ohne Maske, heiter, reich an Erfahrung, ein Freund guten Essens und Trinkens. Er ließ mir für mein Geld reinen Scopolo und alten cyprischen Muscateller ab; als ich ihm erzählte, daß ich bei Mardochai wohne und durch welchen Zufall ich dazu veranlaßt worden, schrie er vor Verwunderung laut auf.

Er ist reich, sagte er zu mir, aber ein großer Wucherer; wenn Sie Geld brauchen, wird er Sie sehr schlecht behandeln.

Ich glaube, daß ich dessen nicht bedürfen werde.

Nachdem ich ihm noch mitgetheilt, daß ich erst gegen Ende des Monats und auf einem guten Schiffe abreisen würde, begab ich mich zum Mittagsessen und wurde sehr befriedigt.

Als ich am folgenden Tage der Magd meine Wäsche übergab, sah ich auch Lia erscheinen, welche sich erkundigte, wie ich meine Spitzen gewaschen zu haben wünsche.

Als Lia mit ihren achtzehn Jahren so plötzlich ohne Tuch, in bloßem sehr ausgeschnittenem Leibchen vor mir erschien und mich einen herrlichen Busen erblicken ließ, würde sie wohl die lebhafte Aufregung, welche ihr Anblick mir verursachte, bemerkt haben, wenn sie mich angesehen hätte.

Als ich mich wieder gesammelt hatte, sagte ich zu ihr, das überlasse ich ihr gänzlich; sie möge nur für meine gesammte Wäsche sorgen, und überzeugt sein, daß ich nicht auf Billigkeit sehe.

So werde ich sie ganz allein besorgen, wenn Sie nicht Eile haben.

Es steht ganz bei Ihnen, meinen Aufenthalt hier so lange dauern zu lassen als Sie wollen, versetzte ich; sie schenkte indeß dieser Erklärung nicht die geringste Aufmerksamkeit.

Ich bin mit Allem hier zufrieden, ausgenommen meiner Chokolade, welche ich mit geschlagener Sahne und mit Schaum liebe.

Um Sie zufrieden zu stellen, werde ich dieselbe selbst bereiten.

In diesem Falle, liebenswürdige Lia, werde ich Ihnen

eine doppelte Portion geben, und wir werden sie zusammen trinken.

Ich trinke sie nicht gern.

Das thut mir leid; Sie lieben aber die Gänselebern.

Sehr, und heute werde ich, wie mir mein Vater mitgetheilt hat, mit Ihnen zusammen speisen.

Das ist mir außerordentlich angenehm!

Sie fürchten wohl, vergiftet zu werden?

Weit entfernt, dies zu fürchten, wünsche ich vielmehr, daß wir zusammen sterben mögen.

Die Spitzbübin, welche so that, als ob sie mich nicht verstehe, entfernte sich und ließ mich in der größten Aufregung zurück. Aus dem Feuer, welches mir diese schöne Jüdin mitgetheilt hatte, ersah ich, daß ich mich schleunigst im Laufe des Tages in ihren Besitz setzen oder ihrem Vater sagen müsse, daß er sie nicht mehr auf mein Zimmer schicke.

Durch meine Turiner Jüdin hatte ich hinlänglich erfahren, wie Frauen dieser Religion über die Liebe denken.

Meiner Vorstellung nach mußte Lia schöner und ihre Eroberung weniger schwer sein; denn das galante Leben von Ancona konnte mit dem von Turin gar nicht zu vergleichen sein.

So urtheilt ein raffinirter Genußmensch; sein Urtheil ist aber nicht unfehlbar.

Man setzte mir ein nach jüdischer Weise bereitetes, aber vortreffliches Mittagsessen vor, und Lia, die selbst eine herrliche Gänseleber hereintrug, nahm mir gegenüber Platz; ihr schöner Busen war indeß mit einem Musselintuche bedeckt.

Die Leber war ausgezeichnet; wir befeuchteten sie mit reichlichen Libationen von Scopolowein, den Lia noch besser als die Leber fand.

Als wir die Leber aufgegessen hatten, stand Lia auf, um sich zu entfernen; dem aber widersetzte ich mich, denn wir waren erst bis zur Mitte des Mittagsessens gekommen.

Ich werde bleiben, sagte sie, ich fürchte aber, daß mein Vater es übel nimmt.

Gut, rufen Sie Ihren Herrn, sagte ich zu der Magd, die in diesem Augenblicke eintrat, ich habe ihm ein Wort zu sagen.

Mein theurer Mardochai, der Appetit Ihrer Tochter verdoppelt den meinigen, und Sie werden mich sehr verbinden, wenn Sie ihr gestatten, mit mir zu essen, so oft wir Gänseleber haben.

Ich finde nicht meine Rechnung dabei, wenn meine Tochter Ihren Appetit verdoppelt; wollen Sie aber den doppelten Preis bezahlen, so habe ich nichts dagegen, daß sie Ihnen Gesellschaft leistet.

Das ist mir sehr angenehm, und ich nehme Ihren Vorschlag an; Sie erhalten täglich einen Testone mehr. Zum Zeichen meiner Zufriedenheit schenkte ich ihm eine Flasche Scopolo, für dessen Reinheit sich Lia verbürgte.

Wir speisten also zusammen, und da ich sah, daß der vermöge seines Theergeruchs sehr urintreibende Wein, welcher die von der Liebe gewünschte Wirkung im höchsten Grade hervorbringt, sie sehr erheiterte, so sagte ich zu ihr, ihre Augen entflammten mich, und sie solle mir gestatten, dieselben zu küssen.

Meine Pflicht verbietet mir dies. Kein Kuß, keine Berührung, sagte sie; essen und trinken wir zusammen; mein Vergnügen wird dem Ihrigen gleich sein.

Sie sind grausam.

Ich hänge von meinem Vater ab und kann über nichts bestimmen.

Soll ich Ihren Vater bitten, daß er Ihnen gestatte, gefällig zu sein?

Das würde sich nicht schicken, wie mir scheint, und es wäre wohl möglich, daß mein Vater sich dadurch beleidigt fühlte und mir nicht ferner gestattete zu Ihnen zu kommen.

Und wenn er Ihnen sagte, Sie sollten wegen Kleinigkeiten nicht bedenklich sein?

So würde ich nicht darauf achten und auch ferner meine Pflicht thun.

Eine so deutliche Erklärung zeigte mir, daß sie nicht leicht zu erobern sein würde, und daß wenn ich mich auf sie steifen wollte, ich mich auf eine Intrigue einlassen könnte, deren Ende ich nicht sehen, und die nur Unannehmlichkeiten für mich zur Folge haben würde. Auch bedachte ich, daß ich mich so der Gefahr aussetze, meine Hauptangelegenheit zu

vernachlässigen, die mir keinen langen Aufenthalt in Ancona gestattete.

Da alle diese Betrachtungen im Zeitraume einer Secunde auf mich eindrangen, so berührte ich diesen Punkt nicht weiter gegen Lia, und als das Dessert aufgetragen war, schenkte ich der schönen Jüdin cyprischen Muscateller ein, welchen sie für den köstlichsten Nektar erklärte, den sie je in ihrem Leben getrunken.

Da ich sah, daß sie durch das Trinken erhitzt war, so hielt ich es für unmöglich, daß nicht Venus eben so große Gewalt wie Bachus über ihre Sinne erlangt haben sollte; aber ihr Kopf war stark; ihr Blut entflammte sich, jedoch ihr Verstand blieb kalt.

Ich, um ihrer Heiterkeit nachzuhelfen, ergriff, nachdem wir Kaffee getrunken, ihre Hand, um sie ihr zu küssen; ganz unmöglich! Ihre Weigerung war indeß der Art, daß sie mir nicht mißfallen konnte, denn sie sagte:

Es ist zu viel für die Ehre und zu wenig für das Vergnügen.

Diese geistreiche Antwort war mir angenehm, um so angenehmer als ich daraus ersah, daß sie nicht uneingeweiht sei.

Die Ausführung meines Plans auf den folgenden Tag verschiebend, sagte ich zu ihr, ich würde beim venetianischen Consul zu Abend speisen, man möge mir also kein Essen für den Abend bereiten lassen.

Der Consul hatte zu mir gesagt, er speise nicht zu Mittag, so oft ich indeß mit ihm zu Abend speisen wolle, würde ich ihm einen großen Gefallen thun.

Es war Mitternacht, als ich nach Hause kam; Alles schlief mit Ausnahme der Magd, welche auf mich wartete, und welche ich auf eine Weise belohnte, daß sie wünschen mußte, ich möchte alle Abende spät nach Hause kommen.

Da ich Lias Lebensweise kennen zu lernen wünschte, so brachte ich sie auf dieses Kapitel; sie sagte mir aber nur Gutes von derselben. Wenn man ihr glauben wollte, war Lia ein gutes Mädchen, welches immer arbeitete, welches die ganze Familie liebte, und welches nie einen Liebhaber erhört hatte. Hätte Lia die Magd bezahlt gehabt, sie hätte nicht besser von ihr sprechen können.

Am Morgen brachte mir Lia meine Chokolade und setzte

sich auf mein Bett, indem sie sagte, wir würden heute ein vortreffliches Essen haben, und da sie nicht zu Abend gespeist habe, würde sie mit vortrefflichem Appetite zu Mittag speisen.

Warum, meine Liebe, haben Sie nicht zu Abend gespeist?

Daran ist Ihr ausgezeichneter Cyperwein Schuld, nach dem mein Vater ganz toll ist.

Er hat ihn also gut gefunden? Das ist mir lieb; ich werde ihm mehr davon geben.

Lia war wie am vorigen Tage, und ihre beiden nackten Brüste machten mich unglücklich. Wissen Sie nicht, sagte ich zu ihr, daß Sie einen herrlichen Busen haben?

Alle jungen Mädchen haben einen Busen wie ich.

Vermuthen Sie nicht, daß ich bei seinem Anblicke ein außerordentliches Vergnügen empfinde?

Wenn dies der Fall ist, so ist es mir sehr lieb; denn indem ich Sie dieses Vergnügen genießen lasse, habe ich mir keinen Vorwurf zu machen. Auch verhüllt ein Mädchen ihren Busen wie ihr Gesicht nur dann, wenn es in großer Gesellschaft ist.

Bei diesen Worten blickte die Spitzbübin ein goldenes Herz an, welches von einem Pfeile durchbohrt und mit kleinen Diamanten besetzt war; es hielt das Jabot meines Hemdes zusammen.

Finden Sie dieses kleine Herz hübsch? fragte ich sie.

Reizend! Ist es ächt?

Gewiß, und das ermuthigt mich, es Ihnen zu schenken.

Bei diesen Worten zog ich die Nadel aus dem Hemde: sie aber erwiederte auf eine sanfte Weise und unter Danksagungen, ein Mädchen, welches nichts gewähren wolle, dürfe auch nichts annehmen.

Nehmen Sie es, und ich schwöre Ihnen zu, daß ich nie die geringste Gunstbezeigung von Ihnen fordern werde.

Ich würde mich aber dann für Ihre Schuldnerin halten; ich werde daher auch nie etwas annehmen.

Ich sah nun wohl, daß nichts zu machen war, oder daß ich, um etwas auszurichten, zu viel würde thun müssen, und daß ich in dem einen wie in dem andern Falle am Besten thun würde, einen bestimmten Entschluß zu fassen.

Mit Verachtung wies ich jeden Gedanken an einen rohen Angriff zurück, der sie erzürnen oder auf meine Kosten hätte lachen lassen können. Dadurch würde ich mich entwürdigt oder ganz umsonst noch verliebter gemacht haben. Hätte sie sich beleidigt gefühlt, so würde sie nicht mehr gekommen sein, und ich hätte mich nicht beklagen dürfen.

Ich faßte also den Beschluß, meinen gierigen Blicken einen Zügel anzulegen, und sie nicht mehr mit verliebten Reden zu unterhalten.

Wir speisten auf eine sehr heitre Weise zu Mittag. Man trug mir Muscheln auf, welche die mosaische Religion verbietet. In Gegenwart der Magd forderte ich Lia auf, dieselben mit mir zu essen, sie aber nahm meine Einladung mit Abscheu auf. Als indeß die Magd hinausgegangen war, nahm sie sie von selbst und verzehrte sie mit einer überraschenden Wollust; dabei versicherte sie mir, daß sie dieses Vergnügen zum erstenmale in ihrem Leben genieße.

Dieses Mädchen, sagte ich zu mir selbst, welches ihr Gesetz mit solcher Leichtigkeit übertritt, welches das Vergnügen so außerordentlich liebt, welches die Wollust, womit sie es genießt, mir nicht verbirgt, dieses Mädchen will mir einreden, daß sie für das Vergnügen der Liebe unempfindlich ist, und daß sie sich darüber hinwegsetzen kann, indem sie es als eine Kleinigkeit behandelt! Das ist nicht möglich. Sie liebt mich nicht, oder sie liebt mich nur, um sich eine Belustigung zu verschaffen, indem sie mich zur Liebe reizt. Sie muß Mittel haben, um die Regungen ihres Temperaments, welches ich für sehr feurig halte, zu befriedigen. Ich werde sehen, sagte ich zu mir, ob ich heute Abend mit Hülfe meines vorzüglichen Muscatellers mit ihr fertig werden kann. Am Abend aber weigerte sie sich zu essen und zu trinken, weil sie, wie sie sagte, sonst nicht schlafen könne.

Am folgenden Morgen brachte sie mir meine Chokolade, hatte aber ihren schönen Busen mit einem weißen Tuche verhüllt. Wie gewöhnlich setzte sie sich auf mein Bett und ich, der von dem hin und her überlegten Gedanken, nichts anzusehen, wieder abgekommen war, sagte zu ihr mit traurigem Tone, sie erscheine nur um deswillen mit verhülltem Busen, weil ich ihr gesagt, daß ich denselben mit Vergnügen sähe.

Sie erwiederte mit liebenswürdiger Gleichgültigkeit, sie habe gar nicht daran gedacht, und nur deshalb ein Tuch umgebunden, weil sie nicht Zeit gehabt, ihr Leibchen anzulegen.

Daran haben Sie wohl gethan, versetzte ich lachend, denn hätte ich Ihren ganzen Busen gesehen, so hätte ich ihn vielleicht nicht mehr so schön gefunden.

Sie antwortete nicht, und ich trank meine Chokolade aus.

Da mir die üppigen Miniaturbilder und Kupferstiche in meiner Kassette einfielen, so bat ich Lia, mir dieselbe zu geben, und sagte zu ihr, ich wolle ihr die schönsten Busen der Welt zeigen.

Daran ist mir nichts gelegen, sagte sie; sie reichte mir aber die Kassette und setzte sich wieder wie vorher auf mein Bett.

Ich nahm nun das Portrait einer nackten Frau, welche auf dem Rücken lag und in der Lage war, sich selbst eine Täuschung zu bereiten; ich bedeckte es bis zum Magen mit meinem Taschentuche und zeigte es ihr, indem ich es in der Hand hielt.

Das ist ein Busen wie jeder andere, sagte Lia; Sie können aber Ihr Taschentuch wegnehmen.

Da, nehmen Sie es hin, denn mich ekelt es an.

Es ist gut gemalt, versetzte sie mit lautem Lachen; für mich ist es aber nichts Neues.

Wie! Nichts Neues für Sie?

Nein, gewiß nicht, denn so machen es alle Mädchen, ehe sie sich verheirathen.

Sie machen es also auch so?

So oft ich Lust dazu bekomme.

So thun Sie es jetzt.

Ein wohlgezogenes Mädchen thut es nur im Verborgenen.

Und was machen Sie hernach.

Wenn ich im Bette liege, schlafe ich ein.

Meine theure Lia, Ihr Geist bezaubert mich und treibt mich zum Aeußersten; Sie haben zu viel Geist, um es nicht zu bemerken. Seien Sie also gut und gefällig oder besuchen Sie mich nicht ferner.

Sie sind also sehr schwach?

Ja, weil ich sehr stark bin.

In Zukunft werden wir uns also nur noch bei Tische sehen. Zeigen Sie mir aber doch einige andere Miniaturbilder.

Ich habe Kupferstiche, die Ihnen nicht gefallen werden.

Zeigen Sie.

Ich zeigte ihr nun die Sammlung der Figuren Aretins und bewunderte die ruhige, aber aufmerksame Miene, womit sie dieselben betrachtete, von einer zur andern überging, und wieder auf die schon betrachteten zurückkam.

Finden Sie das interessant? fragte ich.

Sehr, und das ist sehr natürlich. Ein anständiges Mädchen darf diese Sachen aber nicht lange ansehen, denn Sie können sich wohl denken, daß diese wollüstigen Stellungen eine große Aufregung verursachen.

Ich glaube es, schöne Lia, und empfinde dieselbe gleich Ihnen. Sehen Sie nur!

Sie lachte, stand auf und sah sich die Bilder in der Nähe des Fensters an; sie drehte mir den Rücken zu und antwortete nicht auf meinen Zuruf.

Nachdem ich mich wie ein kleiner Schüler beruhigt hatte, kleidete ich mich fast beschämt an, und da inzwischen der Friseur gekommen war, so ging Lia hinaus, und sagte, sie würde mir mein Buch beim Mittagsessen wiedergeben.

Ich bebte vor Freude, denn ich glaubte sie zu haben, wenn auch noch nicht heute, so doch spätstens am folgenden Tage; der erste Schritt war ja gethan; ich war indeß noch weit vom Ziele.

Wir speisten gut zu Mittag und tranken noch besser. Beim Dessert zog Lia das Buch aus der Tasche und setzte mich in Feuer und Flamme, indem sie mich um eine Erklärung bat, mich aber, indem sie mit Weggehen drohte, hinderte, der nur für die Augen bestimmten Glosse die thatsächliche Ausführung hinzuzufügen, der ich allem Anscheine nach mehr als sie bedurfte.

Endlich wurde ich ungeduldig, nahm ihr das Buch weg, und ging aus; ich rechnete auf die Zeit der Chokolade.

Als die grausame Jüdin am Morgen erschien, sagte sie, sie wünsche Erklärungen, wenn ich ihr aber einen Gefallen

thun wolle, so müsse ich sie ihr mit den Kupferstichen in der Hand geben, ohne irgend etwas Lebendes ins Spiel zu bringen.

Sehr gern, erwiederte ich, jedoch unter der Bedingung, daß Sie mir alle Fragen lösen, welche sich auf Ihr Geschlecht beziehen.

Ich verspreche es Ihnen, jedoch unter der Bedingung, daß unsere Bemerkungen sich nur auf das erstrecken, was wir auf den Zeichnungen sehen.

Unser Lektion dauerte zwei Stunden, während welcher ich hundertmal Aretin und meine thörichte Idee, sie neugierig zu machen, verfluchte; denn so oft ich den geringsten Versuch machte, drohte mir das unbarmherzige Frauenzimmer, sich zu entfernen. Aber Alles, was das Mädchen mir über sein Geschlecht sagte und was nicht zu wissen ich den Schein annehmen konnte, spannte mich auf die Folter. Sie sagte mir die schlüpfrigsten Wahrheiten und erklärte mir mit solcher Lebhaftigkeit die auswendigen und inwendigen Bewegungen, welche bei der Ausführung der Paarungen, deren Bilder wir vor Augen hatten, erfolgen mußten, daß ich es für unmöglich hielt, daß die Theorie allein eine so richtige Auffassung verleihen könne. Vollends wurde ich dadurch verführt, daß nicht der leiseste Schimmer von Schaam das Licht ihrer erhabenen Theorien verdunkelte. Sie philosophirte über alle diese Punkte weit natürlicher und gelehrter, als die Genfer Hedwig. Ihr Geist stand mit ihrer Individualität in so vollständigem Einklange, daß sich hieraus die vollkommenste Harmonie ergab. Gern hätte ich ihr Alles, was ich besaß, gegeben, um ihr außerordentliches Talent durch die große That zu krönen. Sie schwor mir zu, daß sie keine praktischen Kenntnisse habe, und ich hielt sie für glaubwürdig, als sie mir mittheilte, daß sie sich nach der Ehe sehne, um endlich zu erfahren, inwiefern ihre Vorkenntnisse richtig seien. Sie wurde traurig oder that wenigstens so, als ich zu ihr sagte, der Mann, den ihr Vater ihr bestimmt habe, sei vielleicht von der Natur so schlecht bedacht, daß er seine ehelichen Pflichten nur einmal erfüllen könne.

Wie! sagte sie mit bestürzter Miene, die Männer sind also nicht wie die Frauen unter einander gleich?

Wie verstehen Sie diese Gleichheit?

Können Sie nicht täglich und jeden Augenblick verliebt sein, wie sie jeden Tag essen, trinken und schlafen?

Nein, theure Lia; diejenigen, welche täglich verliebt sein können, sind selten.

Da ich täglich auf eine so grausame Weise aufgeregt wurde, so gerieth ich in eine förmliche Wuth darüber, daß es in Ancona keinen anständigen Ort gab, wo man sich für Geld einen sichern Genuß verschaffen konnte. Ich zitterte, als ich bemerkte, daß ich mich ganz ernstlich in Lia verliebte und sagte täglich zum Konsul, mit meiner Abreise habe es keine Eile. Ich machte falsche Schlüsse wie ein zwanzigjähriger Seladon. Mir schien Lia das tugendhafteste aller Mädchen, da sie bei glühenden Leidenschaften, einem stark hervortretenden Bedürfnisse des Genusses, einem Geiste, der durch Betrachtungen über den geschlechtlichen Umgang gereift war, die Gelegenheit zur Vervollständigung ihrer Kenntnisse nicht ergreifen wollte. Ich sah in ihr ein Muster der Tugend, und sie diente mir zur Erklärung derselben. Sie war ganz Wahrheit, ohne die geringste Heuchelei, ohne allen Betrug; da sie sich von ihrer Natur nicht losmachen konnte, so befriedigte sie ihre Begierden selbst, und versagte sich trotz des sie verzehrenden Feuers alle durch das Gesetz, dem sie treu bleiben wollte, verbotnen Genüsse. Es hing nur von ihr ab, sich glücklich zu machen; ganze Stunden aber, wo sie mit einem feurigen Manne allein war, widerstand sie, führte dem Feuer, welches sie verzehrte, neuen Stoff zu und war doch stark genug, um sich nichts zu gestatten, was ihr hätte Erleichterung bringen können. O die tugendhafte Lia! Täglich setzte sie sich einer Niederlage aus und entzog sich derselben nur dadurch, daß sie nie den ersten Schritt that.

Nicht sehen, nicht berühren, das war ihr mächtiger Schild.

Wir werden sehen, worauf diese ganze Tugend hinauskam, die ihr mein überspannter Geist unterschob.

Nach Verlauf von neun oder zehn Tagen wurde ich gewaltthätig gegen sie, nicht in meinen Handlungen, sondern in meiner Beredtsamkeit. Sie war betrübt, gab zu, daß ich Recht habe, sagte, sie wisse nicht, was sie antworten solle und kam zu dem Resultate, daß ich wohl daran thun würde, wenn ich ihr verböte, Morgens zu mir zu kommen. Beim Mittagsessen hatte es ihrer Ansicht nach keine Gefahr mit uns.

Endlich entschloß ich mich zu der Bitte, daß sie nur mit

verhülltem Busen kommen und von nichts, was auf die Liebe Bezug habe, sprechen möge.

Gern, versetzte die Spitzbübin lachend, ich werde nicht die Erste sein, welche die Bedingungen bricht. Auch ich wollte sie nicht brechen; denn drei Tage darauf sagte ich zu ihr, da ich des Leidens müde war, ich würde bei nächster Gelegenheit abreisen, und mein Entschluß war um so aufrichtiger, da ihre Heiterkeit, weil ich Lia zu kennen glaubte, mich um meinen Appetit brachte. So sah ich mich meines zweiten Glücks beraubt ohne alle Aussicht, mir den Genuß des ersten verschaffen zu können.

Da meine dem Konsul gegebene Erklärung mich gewissermaaßen band, so hatte ich mich ziemlich ruhig zu Bett gelegt. Ganz gegen meine Gewohnheit war ich indeß gegen zwei Uhr nach Mitternacht genöthigt, der Nymphe Cloacina ein Opfer zu bringen, und ich verließ mein Zimmer ohne Licht, da ich mit den Räumlichkeiten des Hauses bekannt war.

Der Tempel lag im Erdgeschosse.

Ich ging in leichten Pantoffeln hinunter, und da ich Niemand stören wollte, machte ich nicht das mindeste Geräusch.

Beim Wiederhinaufgehen sah ich auf dem ersten Treppenabsatze aus einem kleinen, wie ich wußte, unbewohnten Zimmer durch eine dünne Spalte einen Lichtstrahl hervorschimmern. Ich trat heran, ohne im Entferntesten daran zu denken, daß Lia zu dieser Stunde hier sein könne. Man denke sich daher mein Erstaunen, als mein Blick auf ein Bett fiel, wo ich Lia ganz nackt mit einem ebenfalls nackten jungen Manne liegen und beide nach besten Kräften an der Ausführung der Stellungen Aretins arbeiten sah. Sie sprachen leise mit einander und boten mir alle vier oder fünf Minuten das Schauspiel eines neuen Gemäldes.

Die veränderten Stellungen, welche Lia annahm, gestatteten mir, alle Schönheiten Lia's deutlich zu sehen, und dieses Vergnügen mäßigte einigermaaßen die Wuth, welche ich bei dem Gedanken fühlte, daß ich ein liederliches Frauenzimmer für einen Tugendspiegel hatte halten können.

Ich sah bald, daß wenn sie bis zu dem Punkte der Vollendung des großen Werks gelangt waren, sie innehielten und die Sache mit Hülfe ihrer Hände zu Ende führten.

Bei der Darstellung des geraden Baums, meiner Ansicht

nach der allergeilsten Stellung, welche das schaamlose Genie Aretins erfunden hat, benahm sich Lia als wahrhaft Lesbierin; denn während der junge Mann ihre Liebeswuth erregte, bemächtigte sie sich seiner Geschichte, verschlang sie ganz und gar und magnetisirte ihn so lange, bis die Opfergabe dargebracht war. Da ich sie nicht ausspucken sah, so konnte ich nicht bezweifeln, daß sie den Nektar meines glücklichen Nebenbuhlers hinuntergeschluckt hatte.

Der Adonis zeigte ihr nun das zusammengeschrumpfte Werkzeug und Lia mit halb glücklicher, halb schmerzlicher Miene, schien dessen Verscheiden zu bedauern. Bald versetzte sie sich wieder in die Lage, es zu beleben; aber der gemeine Mensch betrachtete seine Uhr, stieß sie zurück und zog sein Hemde an.

Lia war sichtlich entrüstet und trat in der Stellung einer schönen Venus vor ihn hin. Sie bekleidete sich nicht ehe wieder, als bis sie mit ihm auf eine Weise gesprochen, aus welcher ich schloß, daß sie ihm Vorwürfe mache.

Als ich sah, daß sie beide beinahe bekleidet waren, ging ich wieder sachte auf mein Zimmer, und stellte mich an ein Fenster, welches nach der Hausthür hinausging.

Hier stand ich seit einigen Minuten Schildwache, als ich den glücklichen Liebhaber herauskommen sah.

Nun legte ich mich wieder zu Bett, nicht eben erfreut über meine Enttäuschung, sondern voll Unwillen und mit dem Gefühl der Erniedrigung.

Ich schlief ein mit dem Entschlusse, sie aus meinem Zimmer zu jagen, sobald ich ihr die schlüpfrige Scene, zu deren Augenzeugen mich der Zufall gemacht hatte, erzählt hätte.

Die Entschlüsse, welche der Mensch in seinem Zorne oder in einer Anwandlung von Verdruß faßt, halten selten die Probe eines mehrstündigen Schlafes aus.

Als ich Lia mit meiner Chokolade in der Hand und mit heitrer und freundlicher Miene erscheinen sah, gab ich meinem Gesichte denselben Ausdruck und erzählte ihr sehr ruhig, welche nächtlichen Thaten ich in der letzten Stunde ihrer Orgie gesehen und legte besondern Nachdruck auf den geraden Baum und die von ihr verschluckte Flüssigkeit. Endlich sagte ich zu ihr, ich hoffe, sie würde mir die folgende Nacht schenken, sowohl

um meine Liebe zu krönen, wie um sich meines Schweigens zu sichern.

Mit unerschrockener Miene antwortete sie, ich dürfe keine Gefälligkeit von ihr hoffen, weil sie mich nicht liebe, und in Betreff des Geheimnisses fordere sie mich heraus, es zu veröffentlichen, wenn ich mich rächen wolle.

Ich bin sicher, sagte sie, daß Sie einer so schwarzen That unfähig sind.

Nach diesen Worten drehte sie mir den Rücken zu und ging hinaus.

Indem ich nun über den sonderbaren Charakter dieses Mädchens nachdachte, mußte ich mir selbst zugestehen, daß sie Recht hatte.

Ich fühlte wirklich, daß ich eine schwarze That begangen haben würde; ich war indeß weit entfernt, sie zu begehen und dachte schon nicht mehr daran.

Mit den wenigen Worten: „Ich liebe Sie nicht", hatte sie mich zur Vernunft gebracht. Hierauf ließ sich nichts erwiedern. Von diesem Augenblicke an hatte sie keine Verpflichtungen mehr gegen mich, und ich konnte keine Ansprüche mehr machen.

Mir schien es, daß sie vielmehr Veranlassung hatte, sich über mich zu beklagen, denn welches Recht hatte ich wohl, sie auszuspioniren? Noch weniger Recht hatte ich, sie zu beschimpfen, indem ich Thatsachen enthüllte, die ich ohne zudringliche Neugier, welche durch nichts gerechtfertigt werden konnte, nie erfahren haben würde. Ich konnte sie nicht beschuldigen, daß sie mich getäuscht habe. Worüber wollte ich mich also wohl beklagen? Sie hatte über sich verfügt. Gehörte sie sich aber nicht an? Und würde ich sie wohl tadelnswerth gefunden haben, wenn ich an Stelle des begünstigten Liebhabers gewesen wäre? Alles wohl erwogen, mußte ich schweigen.

Ich kleidete mich schnell an und begab mich nach der Börse, wo ich eine Peote fand, welche am selben Tage nach Fiume abging.

Fiume liegt auf der andern Seite des Meerbusens Ancona gegenüber. Von Fiume bis Triest sind zu Lande nur vierzig italiänische, etwa dreizehn französische Meilen, und ich beschloß, mich auf diesem Wege nach meinem Bestimmungsorte zu begeben.

Demgemäß ging ich nach dem Hafen; nachdem ich die Peote angesehen und mit dem Eigenthümer gesprochen, erfuhr ich, daß der Wind aus dem Rücken komme, und daß wir am nächsten Morgen zum wenigsten im Kanal sein würden.

Ich miethete den besten Platz, sodann nahm ich vom Konsul Abschied, bezahlte Mardochai und packte meine Sachen.

Lia, welche von ihrem Vater erfahren hatte, daß ich noch am selben Tage abfahren wolle, sagte, es sei ihr unmöglich, mir meine Wäsche, meine Spitzen und meine seidenen Strümpfe im Laufe des Tages abzuliefern; sie fügte hinzu, am nächsten Tage könne ich Alles erhalten.

Ihr Vater, versetzte ich mit der ruhigsten Miene, kann die sämmtlichen Sachen an den venetianischen Konsul abliefern, der sie mir nach Triest schicken wird.

Als ich mich eben zu Tische setzen wollte, kam der Eigenthümer der Peote mit einem Matrosen, um meine Sachen abzuholen. Ich übergab ihm meinen Koffer, der schon gepackt war und sagte, alles Uebrige würde ich zur Zeit der Abfahrt mit mir an Bord bringen.

Mein Herr, ich beabsichtige, eine Stunde vor Anbruch der Abenddämmerung in See zu stechen.

Ich werde bereit sein.

Als Mardochai erfuhr, daß ich mich nach Fiume begab, bat er mich, eine kleine Kiste für einen Freund nebst einem Briefe, den er noch schreiben wollte, mitzunehmen.

Es ist mir sehr lieb, daß ich Ihnen diesen kleinen Dienst leisten kann.

Beim Mittagsessen setzte Lia sich neben mich, als ob nichts vorgefallen wäre, sprach mit mir wie sonst, fragte mich, ob ich dieses gut fände, ob jenes nach meinem Geschmack sei, ohne daß meine einsylbigen Antworten sie aus der Fassung zu bringen vermochten, ohne daß meine Blicke je den ihrigen zu begegnen im Stande waren.

Wie ich es mir vorstellte, sollte ich ihr freies Benehmen für Geistesstärke, für philosophische Festigkeit, für edles Vertrauen halten, während ich in dem Allen nur eine unerschütterliche Unverschämtheit erblickte.

In diesem Augenblicke fühlte ich nur Haß gegen sie, denn sie hatte mich getäuscht, indem sie mich entflammt hatte, und sie hatte mich beleidigt, indem sie mir geradezu erklärt, daß

sie mich nicht liebe; ich verachtete sie, weil sie mir allem Anscheine nach zu verstehen geben wollte, ich müsse sie achten, weil sie mich nicht liebe.

Vielleicht rechnete sie auch darauf, daß ich die Richtigkeit ihrer Aeußerung, sie halte mich für unfähig, ihrem Vater mitzutheilen, was ich gesehen, anerkenne.

Sie begriff nicht, daß ich auf dieses ihr Vertrauen keine Rücksicht zu nehmen habe.

Während sie den Scopolo trank, sagte sie, ich habe noch einige Flaschen davon ebensowohl wie Muscateller.

Ich schenke Ihnen denselben, erwiederte ich; mit demselben können Sie sich besser zu Ihren nächtlichen Ausschweifungen vorbereiten.

Sie versetzte lächelnd, ich habe unentgeldlich ein Schauspiel genossen, was ich gewiß gern mit mehreren Goldstücken bezahlt haben würde, und ihr sei dieß so angenehm, daß sie mir gern noch einmal den Anblick verschaffen würde, wenn ich nicht so schnell abreiste.

Diese Schaamlosigkeit führte mich in die Versuchung, die vor mir stehende Karaffe an ihrem Kopfe zu zerschlagen. An der Art und Weise, wie ich dieselbe erfaßte, mußte sie meine Absicht bemerken; ich würde ein schmachvolles Verbrechen begangen haben, wenn ich nicht in ihrer Haltung den ruhigen und muthigen Ausdruck der Herausforderung gelesen hätte.

Ich begnügte mich, ihr zu sagen, sie sei das unverschämteste Weibsbild, das ich je getroffen, und schenkte mir auf die linkischste Weise Wein ein, als ob ich die Flasche nur zu diesem Zwecke ergriffen hätte.

Nach dieser Scene stand ich auf und ging, da ich es nicht mehr aushalten konnte, in mein zweites Zimmer; nichtsdestoweniger kam sie eine halbe Stunde darauf zu mir, um mit mir Kaffee zu trinken.

Diese Beharrlichkeit erschien mir im höchsten Grade beleidigend; ich beruhigte mich aber durch den Gedanken, daß dieses Benehmen bei ihr aus Rachsucht entspringen müsse; sie hatte sich freilich schon genugsam gerächt, indem sie mir erklärte und bewies, daß sie mich nicht liebe.

Ich will Ihnen packen helfen, sagte sie.

Und ich, versetzte ich kalt, bitte Sie, mich in Ruhe zu lassen, worauf ich sie beim Arme nahm, sie hinausführte und

die Thür hinter ihr schloß. Wir hatten beide Recht. Lia hatte mich getäuscht und gedemüthigt; ich hatte daher ein Recht, sie zu verabscheuen; ich hatte sie als falsch und heuchlerisch, als betrügerisch und schaamlos im höchsten Grade erfunden; sie hatte ebenfalls Grund, mich zu hassen, und ich glaube, sie hätte es gern gesehen, wenn ich gegen sie irgend ein Verbrechen beginge, damit ich Veranlassung erhielte, mein Verbrechen zu bereuen.

In einem gewaltsamern Zustande habe ich mich nie befunden.

Gegen Abend erschienen zwei Matrosen, um den übrigen Theil meiner Sachen abzuholen; ich dankte nun meiner Wirthin und sagte zu Lia mit gleichgültigem Tone, sie möge meine Wäsche in Wachsleinewand packen und sie ihrem Vater übergeben, der sich mit der Kiste, welche ich überbringen sollte, schon auf die Peote begeben hatte.

Wir segelten mit günstigem Winde ab, und ich glaubte daher, daß ich mit Lia nicht mehr zusammentreffen würde. Wir werden bald sehen, daß das Schicksal es anders gefügt hatte.

Wir hatten etwa zwanzig Meilen mit einem guten Winde im Rücken gemacht, einem frischen Winde, der uns ohne andere Bewegung als das Schaukeln von vorn nach hinten, welches durchaus nichts Unangenehmes hat, sanft über die Wellen dahin gleiten ließ, als eine plötzlich eintretende Windstille uns an dem Orte, wo wir uns befanden, förmlich festnagelte.

Solche plötzliche Veränderungen sind im adriatischen Meere, namentlich in dem Theile, wo wir waren, nicht selten.

Die Windstille war nur von kurzer Dauer; bald rührte ein starker Westnordwest-Wind die Wellen auf, und das Meer wurde sehr stürmisch; unsere kleine Peote, welche fast leer war, begann auf eine grausame Weise umherzuhüpfen, und ich wurde in Folge dessen seekrank.

Gegen Mitternacht war der uns entgegen wehende Wind so stark geworden, daß wir die größte Gefahr liefen. Der Schiffseigenthümer sagte zu mir, um das Scheitern zu vermeiden, bleibe nichts weiter übrig, als der Gewalt des Windes zu folgen und nach Ancona zurückzukehren, denn wir konnten nicht wagen, die Richtung nach irgend einem andern Hafen Istriens zu nehmen.

In Zeit von noch nicht drei Stunden liefen wir wieder glücklich in dem Hafen von Ancona ein, wo der wachhabende Offizier, der uns kannte, die Gefälligkeit hatte, mich aus Land steigen zu lassen.

Während ich mit dem Offizier sprach und ihm dankte, daß er mir gestatten wolle, mich in einem guten Bette zu erholen, bemächtigten sich die Matrosen meiner Sachen und trugen sie, ohne meine Befehle abzuwarten, zu Mardochai.

Das war mir unangenehm; denn um Lia nicht wiederzusehen, hatte ich im nächsten Gasthofe absteigen wollen.

Indeß, es war nun einmal geschehen.

Der Jude stand auf und gab seine Freude über mein Wiedersehen zu erkennen.

Es war drei Uhr vorbei; ich war sehr krank und wünschte mich unverzüglich zu Bett zu legen; ich sagte zu ihm, ich würde allein auf meinem Zimmer zu Mittag speisen, nur wenig und namentlich keine Gänseleber essen.

Ich schlief, obwohl ich ganz zerschlagen war, zehn Stunden in einem Striche; als ich erwachte, fühlte ich guten Appetit und klingelte.

Die Magd, welche in Folge dessen erschien, sagte beim Eintritt in mein Zimmer, sie würde die Ehre haben, mich zu bedienen, denn Lia, die seit dem vorigen Tage an starken Kopfschmerzen leide, liege noch im Bette.

Ich antwortete nicht, dankte aber innerlich der Vorsehung, daß sie mich auf diese Weise von der Gegenwart dieses gefährlichen schaamlosen Mädchens befreie.

Da ich mein Mittagsessen unzureichend fand, und mich nachdem ich es gegessen, weit besser fühlte, so sagte ich zur Köchin, sie möge mir ein gutes Abendessen bereiten.

Das Wetter war schrecklich.

Der venetianische Konsul, der meine Rückkehr erfahren hatte, und als er mich nicht zu sich kommen sah, vermuthete, daß ich seekrank geworden sei, besuchte mich und blieb zwei Stunden bei mir. Er versicherte mir, daß das schlechte Wetter wenigstens acht Tage anhalten würde. Diese Ankündigung war mir eine sehr unangenehme, sowohl Lia's wegen, die ich während dieser ganzen Zeit unmöglich vermeiden konnte, als weil ich kein Geld mehr hatte. Glücklicher Weise hatte ich Sachen, und der letztere Punkt beunruhigte mich am allerwenigsten.

Da ich zur Zeit des Abendessens Lia nicht sah, wie ich gefürchtet, so glaubte ich, sie würde gar nicht mehr kommen; ich dachte, sie habe eine Scheinkrankheit, um nicht mehr mit mir zusammenzukommen, und ich war ihr deshalb dankbar und fühlte mich weniger gereizt gegen sie. Meine Vermuthungen waren indeß unbegründet.

Am folgenden Tage erschien sie nach gewohnter Weise und forderte sich Chokolade zur Bereitung meines Frühstücks; ihre Züge zeigten aber weder den Ausdruck der Zufriedenheit noch jenen Schein der Ruhe, der ihr so natürlich war, und den sie so gut zu erkünsteln wußte.

Ich werde Kaffee trinken, mein Fräulein, und da ich keine Gänseleber mehr essen werde, so werde ich allein essen. Sie können also Ihrem Vater sagen, daß ich nur noch sieben Paoli täglich bezahlen werde. Auch werde ich nur noch Orvieto-Wein trinken.

Sie haben noch vier Flaschen Scopolo und Cyperwein.

Ich nehme nie zurück, was ich geschenkt habe; sie gehören Ihnen. Sie werden mir einen Gefallen thun, wenn Sie gehen und so selten wie möglich auf mein Zimmer kommen, denn Ihre Ansichten und Reden sind geeignet, die Geduld eines Socrates zu erschöpfen, und das bin ich nicht. Bedenken Sie ferner, daß Ihre Anwesenheit mich empört. Ihr Aeußeres vermag nicht mehr, meine Augen zu blenden, und Ihr schöner Körper kann mich nicht hindern, zu denken, daß derselbe die Seele eines Ungeheuers in sich berge! Seien Sie auch fest überzeugt, daß die Matrosen meine Sachen ohne meine Einwilligung hieher gebracht haben; sonst hätten Sie mich nicht mehr in Ihrem Hause gesehen, wo ich fürchten muß, vergiftet zu werden.

Lia ging ab, ohne zu antworten, und ich glaubte überzeugt sein zu können, daß sie nach meiner wenig schmeichelhaften Anrede nicht wiederkommen würde.

Aus Erfahrung wußte ich, daß Mädchen von Lia's Charakter nicht selten sind. Ich hatte solche in Spaa, Genua, in London und selbst in Venedig kennen gelernt; diese Israelitin übertraf aber Alles, was mir bisher in dieser Art vorgekommen war.

Es war ein Sonnabend. Als Mardochai aus der Synagoge zurückkam, fragte er mich mit heitrer Miene, weshalb

ich seine Tochter gekränkt habe, die ihm zugeschworen, daß sie mir keinen Anlaß zur Klage gegeben habe.

Ich habe sie nicht gekränkt, mein lieber Mardochai, oder das ist wenigstens nicht meine Absicht gewesen; da ich aber Diät beobachten muß, so habe ich ihr gesagt, ich wolle keine Gänseleber mehr essen; in Folge dessen werde ich jetzt allein speisen und täglich drei Paoli sparen.

Lia ist bereit, dieselben aus ihrer Börse zu bezahlen und will mit Ihnen speisen, um Ihnen zu beweisen, daß Sie keine Vergiftung zu fürchten haben; denn, wie sie sagt, hegen Sie diese Furcht.

Das ist ein Scherz, den Sie nicht ernstlich nehmen müssen, denn ich weiß sehr wohl, daß ich bei einem ehrlichen Manne wohne. Ihre Tochter wird aber dumm, weil sie zu viel Geist hat. Sie braucht weder drei Paoli für mich zu bezahlen, noch bedarf ich dieser Ersparniß, und um Sie davon zu überzeugen, werde ich sechs Paoli bezahlen; jedoch unter der Bedingung, daß Sie ebenfalls mit mir speisen. Ihr Erbieten, drei Paoli für mich zu bezahlen, ist eine Unverschämtheit. Mit einem Worte, mein Lieber, ich esse entweder allein und bezahle Ihnen sieben Paoli täglich, oder ich bezahle dreizehn und esse mit dem Vater und der Tochter. Das ist mein letztes Wort.

Mardochai, der ein guter Apostel war, entfernte sich mit dem Bemerken, daß er nicht den Muth habe, mich allein speisen zu lassen.

Beim Mittagsessen sprach ich nur mit Mardochai, ohne Lia ein einzigesmal anzublicken, ohne über die geistreichen Einfälle zu lachen, die sie von Zeit zu Zeit losließ, um meine Aufmerksamkeit zu erregen. Ich trank nur Orvietowein.

Beim Dessert füllte Lia mein Glas mit Scopolowein und sagte, wenn ich nicht trinke, würde sie auch nicht trinken.

Ohne sie anzusehen, entgegnete ich, wenn sie vernünftig wäre, würde sie immer nur Wasser trinken, und ich wolle nichts aus ihren Händen empfangen.

Mardochai, welcher den Wein liebte, begann zu lachen, sagte, ich habe Recht und trank für drei.

Da das Wetter schlecht war, so beschäftigte ich mich den übrigen Theil des Tages mit Schreiben, und nachdem ich zu Abend gespeist, wobei die Magd mich bediente, legte ich mich zu Bett und schlief ein.

Ich lag noch im ersten Schlafe, als ich durch ein leises Geräusch geweckt wurde. Wer ist da? fragte ich.

Ich höre Lia nur leise antworten:

Ich bin es; ich komme nicht, um Sie zu stören, sondern um mich in einem halbstündigen Gespräche zu rechtfertigen.

Bei diesen Worten legte sie sich neben mich, aber auf die Decke.

Dieser so unerwartete Besuch, der mir mit dem Charakter dieses merkwürdigen Mädchens so wenig in Einklang zu stehen schien, war mir angenehm; denn da ich nur von Rachegefühlen gegen sie beseelt war, so glaubte ich sicher sein zu können, daß ich den Kunstgriffen nicht unterliegen würde, welche ihre List aufbieten möchte, um einen Sieg zu erringen, nach dem sie nur strebte, um sich wegen meiner Kälte zu rächen. Weit entfernt also, ihr barsch entgegenzutreten, sagte ich vielmehr sehr sanft zu ihr, ich halte sie für hinlänglich gerechtfertigt, und da ich der Ruhe bedürfe, so bitte ich sie, mich zu verlassen.

Ich werde nicht ehe gehen, als bis Sie mich angehört haben.

So sprechen Sie, ich höre.

Nun begann sie eine Rede, welche ich nicht einen Augenblick unterbrach und welche eine gute Stunde dauerte.

War es nun List, war es Gefühl, oder war es die Gewalt ihrer von einer köstlichen Stimme unterstützten Beredsamkeit, genug ihre Rede war dazu angethan, mich zu überzeugen; denn, nachdem sie all ihr Unrecht gebeichtet, behauptete sie, in meinem Alter und bei meiner Erfahrung müsse ich einem jungen achtzehnjährigen Mädchen, welches durch ein feuriges Temperament und einen unwiderstehlichen Reiz zu den Genüssen der Liebe getrieben, außer Stande sei, auf die Stimme der Vernunft zu hören, Alles verzeihen. Ihrer Ansicht nach mußte ich Alles, selbst Verbrechen, dieser verhängnißvollen Schwäche verzeihen, weil sie, wenn sie solche begehe, nicht Herrin ihrer selbst sei.

Ich schwöre Ihnen zu, daß ich Sie liebe, sagte sie, und würde Ihnen die unzweideutigsten Beweise gegeben haben, wenn ich nicht unglücklicher Weise in einen jungen Christen verliebt gewesen wäre, den Sie bei mir gesehen haben, r aber ein

Lump, ein liederlicher Mensch ist, und mich nur liebt, weil ich ihn bezahle.

Trotz meiner Liebe und glühenden Leidenschaft, fügte sie hinzu, habe ich ihm das nicht bewilligt, was ein Mädchen nur einmal verlieren kann. Seit einem halben Jahre hatte ich ihn nicht gesehen, und Sie sind die Veranlassung, daß ich ihn in jener Nacht habe kommen lassen, denn mit Ihren Kupferstichen und Liqueurweinen hatten Sie mein Blut in Flammen gesetzt.

Alle ihre Reden liefen darauf hinaus, daß ich ihrem Herzen den Frieden wiedergeben solle, indem ich Alles vergäße, und ihr für die kurze Zeit, die ich noch bei ihr wohnen würde, meine ganze Neigung schenke.

Als sie aufgehört hatte zu sprechen, gestattete ich mir auch nicht den leisesten Einwand. Ich that so, als ob ich überzeugt sei, versicherte ihr, daß ich Unrecht gethan, ihr Aretins schlüpfrige Bilder zu zeigen, daß ich sie beklage, weil sie das Unglück habe, der Gewalt ihres Temperaments nicht widerstehen zu können, und endlich versprach ich ihr noch, daß sie in meiner Haltung keine Spur von Gereiztheit mehr finden solle.

Da diese Erklärung nicht mit dem schloß, was die Spitzbübin erwartete, so fuhr sie fort, von der Schwäche ihrer Sinne so wie von der Macht der Eigenliebe zu sprechen, welche oft der zärtlichsten Liebensneigung entgegentrete, ein Herz zwinge, gegen seine theuersten Interesse zu handeln u. s. w. u. s. w., denn sie wollte mich überreden, daß sie mich liebe und mir nur um deswillen nichts eingeräumt habe, um meine Liebe zu erhöhen und meine Achtung zu gewinnen.

Sie wollte, ich solle die Ueberzeugung gewinnen, daß die Gewalt ihres Naturtriebes sie genöthigt habe, so zu handeln, und daß es nicht ihre Schuld sei, wenn sie mir nicht Alles bewilligt habe.

Was hätte ich ihr nicht antworten können, um ihre Behauptungen zu widerlegen! Ich hätte ihr sagen können, gerade wegen ihres abscheulichen Naturtriebes müsse ich sie hassen; indeß hütete ich mich wohl, dies zu thun. Ich wollte sie nicht zur Verzweiflung bringen, und da ich sah, wo sie hinaus wollte, so mußte ich den Sturmangriff, welchen ich vorhersah,

abwarten, um sie gründlich zu demüthigen. Zu diesem Sturmangriffe, den ich jeden Augenblick erwartete, schritt sie indeß nicht. Sie machte nicht die geringste Bewegung mit ihren Händen, näherte ihr Gesicht nicht ein einziges Mal dem meinigen.

Wahrscheinlich endlich von dem Kampfe ermüdet, den sie sich seit zwei Stunden lieferte, entfernte sie sich, scheinbar zufrieden, und mir einen guten Schlaf wünschend.

Als sie sich entfernt hatte, wünschte ich mir Glück, daß sie sich auf mündliche Versuche beschränkt hatte; denn in dem Zustande, worin sie mich versetzt hatte, war es sehr zweifelhaft, ob sie nicht einen vollständigen Sieg davon getragen haben würde, obwohl wir kein Licht hatten; denn in solchen Lagen macht das Uebermaaß der Kraft den Mann sehr schwach.

Ich darf nicht vergessen, zu erwähnen, daß sie mir, ehe sie mich verließ, das Versprechen abnahm, ich solle sie wie früher meine Chocolade bereiten lassen.

Am folgenden Tage kam sie sehr früh zu mir und holte sich eine Stange. Sie war im vollständigsten Negligé und ging auf den Fußspitzen einher, als ob sie mich zu wecken gefürchtet hätte, während sie nur nach meinem Bette hinzublicken brauchte, um zu bemerken, daß ich nicht schlafe.

Da ich sah, daß sie noch immer falsch und arglistig war, so gelobte ich mir nochmals, ihre Listen zu vereiteln und sie den ganzen Weg allein machen zu lassen, ohne ihr auf irgend eine Weise zu Hülfe zu kommen.

Als sie mir meine Chocolade brachte und ich sie mit zwei Tassen kommen sah, sagte ich zu ihr:

So ist es also nicht wahr, daß Sie nicht gern Chocolade trinken?

Ich glaubte Sie von jeder Furcht der Vergiftung befreien zu müssen.

Sehr bedeutungsvoll fand ich es ferner, daß sie ein Kleid angezogen und den Busen bedeckt hatte, während sie eine halbe Stunde vorher im Hemde und im Unterrocke mit völlig entblößtem Busen gekommen war.

Je deutlicher ich sah, daß sie mich durch die Lockspeise ihrer Reize fesseln wollte, desto mehr befestigte ich mich in dem Entschlusse, sie durch Gleichgültigkeit zu bändigen.

Das Resultat meines Sieges schien mir nur meine Unehre und Schande sein zu können, und das machte mich kugel- und stichfest.

Trotz meiner Kraft begann Lia, mich bei Tische von Neuem zu verführen, denn gegen meinen Befehl ließ sie eine prächtige Gänseleberpastete auftischen; sie sagte, dieselbe sei für sie allein bestimmt, und wenn sie vergiftet werden sollte, würde sie mit Vergnügen sterben. Mardochai, der nach dem leckern Essen lüstern war, sagte, er wolle auch sterben und stopfte sich den Bauch voll.

Da ich mich des Lachens nicht enthalten konnte, so sagte ich, wir wollten alle drei sterben und begann auch, davon zu essen.

Ihre Entschlüsse, äußerte Lia, sind nicht stark genug, um der Verführung gegenüber Stand zu halten.

Diese Bemerkung reizte mich, und ich erwiederte ihr, indem sie sich zu sehr enthülle, zeige sie weniger Klugheit als Geist, und sie würde sehen, daß ich stark genug sei, um der Gelegenheit zu trotzen.

Sie ließ ein feines Lächeln über ihre Lippen gleiten.

Versuchen Sie, sagte ich, mich zum Trinken von Scopolo oder Muscateller zu bewegen. Hätten Sie mir nicht die Schwäche meiner Entschlüsse vorgeworfen, so würde ich welchen getrunken haben. Ich werde Sie überzeugen, daß dieselben unüberwindlich sind.

Ohne Zweifel, versetzte Lia, ist derjenige stark, welcher Widerstand leistet; liebenswürdig aber der, welcher sich oft besiegen läßt.

Das will ich wohl zugeben, Sie werden aber auch wohl einsehen, daß ein liebenswürdiges Mädchen einem Manne nicht die Schwächen vorwirft, zu welchen sie ihn veranlaßt.

Ich rief die Magd und schickte sie zum venetianischen Consul, um mir Scopolo und Muscateller zu holen. Lia, welche sich nicht länger halten konnte, reizte mich von Neuem, indem sie begeistert sagte:

Ich gebe gern zu, daß Sie der liebenswürdigste der Männer sind!

Mardochai, welcher den Sinn unserer Worte nicht verstand, aß und trank unter fortwährendem Lachen und schien sehr zufrieden.

Am Nachmittag ging ich einem abscheulichen Wetter zum Trotze aus und begab mich in ein Kaffeehaus. Indem ich hier über Lia nachdachte, glaubte ich sicher sein zu können, daß sie den Kampf vom vorigen Tage erneuern und daß ihrem Charakter gemäß, der Sturmangriff an Stärke zunehmen würde. Um nicht zu unterliegen, und da ich fürchtete, daß meine Stärke mich schwach machen könne, beschloß ich mich zu schwächen, wenn ich einen einigermaaßen erträglichen Gegenstand des Gemeinbesitzes finden und bei diesem meinen zu großen Ueberfluß ausschütten könne.

Zu diesem Behufe brachte mich ein Grieche, der mich vor einigen Tagen an einen Ort geführt hatte, wo ich nur Ekel fand, an einen andern, wo eine stark geschminkte und schlecht herausgeputzte Griechin einen dermaaßen abstoßenden Eindruck auf mich machte, daß ich beim ersten Anblicke derselben davon lief.

Aergerlich, daß in einer Stadt wie Ancona ein Mann von etwas feinerem Gefühle ein gebieterisches Bedürfniß nicht auf eine leidliche Weise befriedigen könne, ging ich wieder nach Hause, und nachdem ich wie gewöhnlich zu Abend gespeist, schloß ich mich ein, was ich bis dahin nur zweimal gethan hatte.

Diese Vorsichtsmaaßregel, welche mir das Bewußtsein meiner Schwäche eingab, war vergeblich.

Wenige Augenblicke darauf klopfte Lia unter dem Vorwande, daß ich vergessen habe, ihr Chokolade zu geben, an meine Thür.

Ich machte auf, und als sie die Chokolade in Empfang nahm, sagte sie, ich solle meine Thür offen lassen, denn fügte sie hinzu, ich habe Ihnen etwas Wichtiges zu sagen, und es wird das letzte Mal sein.

Sie können es mir jetzt sagen.

Nein, denn es ist etwas lang, und ich kann nicht ehe kommen, als bis Alles im Hause schläft. Sie haben aber nichts zu fürchten, denn Sie sind ja doch Herr über sich selbst. Sie können sich ruhig zu Bett legen, da ich für Sie nicht mehr gefährlich bin.

Gewiß sind Sie nicht gefährlich für mich, und um es Ihnen zu beweisen, werde ich die Thür offen lassen.

Da ich mehr als je entschlossen war, ihren arglistigen Plänen zu trotzen, so beschloß ich mein Licht nicht auszublasen; denn ich fürchtete, sie könne, wenn ich es auslösche, glauben, ich habe Furcht. Auch mußte das Licht meinen Triumph vollkommner und ihre Demüthigung vollständiger machen. Ich legte mich zu Bett.

Um elf Uhr verkündete mir ein leises Geräusch, daß der Augenblick des Kampfes gekommen sei. Ich sah Lia im Hemde und einem dünnen Unterröckchen eintreten. Sie verriegelte leise die Thür, und als ich die Frage an sie richtete: Nun, was wollen Sie mir sagen? trat sie an mein Bett, ließ ihren Unterrock und ihr Hemde niederfallen, und in dem Schmucke einer dem Bade entsteigenden Venus hob sie leise die Decke auf und legte sich neben mich.

Ich war zu überrascht, zu bewegt, um sie zurückzustoßen.

Lia, die ihrer Sache sicher war, wirft sich ohne eine Sylbe zu sagen auf mich, preßt mich gegen ihren Busen, drückt ihren Mund auf den meinigen, beraubt mich in einem Augenblicke aller meiner Fähigkeiten, mit Ausnahme derjenigen, die ich mir gelobt hatte, schlummern zu lassen.

In dem einzigen Augenblicke, den mir ihre verzehrenden Liebkosungen zum Nachdenken übrig ließen, gestand ich mir selbst, daß ich nur ein eingebildeter Narr sei, daß Lia einen ungewöhnlichen Geist habe und die menschliche Natur unendlich besser als ich kenne.

In Zeit von einem Augenblicke waren meine Liebkosungen eben so ungestüm wie die ihrigen geworden, und während ich ihre beiden Alabaster- und Rosenrundungen verschlang, erstarb ich auch schon am Eingange des Heiligthums der Liebe, welches ich zu meiner Verwunderung unversehrt fand; ich überzeugte mich, daß ich nur vermittelst eines gewaltsamen Einbruchs in dasselbe würde gelangen können.

Nach augenblicklichem Schweigen sagte ich zu ihr:

Theure Lia, Du zwingst mich, Dich anzubeten; warum hast Du gewollt, daß ich Dich hasse? Wäre es möglich, daß Du Dich nur um mich zu demüthigen und einen leichten und unbedeutenden Sieg zu erringen, in meine Arme geworfen? Ist dies Deine Absicht, so verzeihe ich Dir; Du aber hast Unrecht, denn der Genuß, glaube mir nur, ist tausendmal köst-

licher als das Vergnügen, welches Dir Deine Rache gewähren kann.

Nein, mein Freund, weder um zu triumphiren, noch um mich zu rächen, noch um einen schmachvollen Sieg zu erringen, bin ich hieher gekommen; ich bin nur hier, um mich Dir ganz und so weit ich es vermag, hinzugeben, um Dich zu meinem Sieger und Herrn ohne allen Vorbehalt zu machen. Um mir dies zu beweisen, mache Du mich völlig glücklich, zerbrich diese Schranke, welche ich bis jetzt trotz ihrer Schwäche und trotz meiner Gluth unversehrt erhalten habe; und wenn dies Opfer welches ich Dir bringe, Dich noch an der Aufrichtigkeit meiner Zärtlichkeit zweifeln läßt, so müßte ich Dich als den boshaftesten aller Männer betrachten.

Nie hatte ich eine energischere Sprache vernommen, nie einen wollüstigeren Anblick gehabt. Ich ging ans Werk, und da sie sanft wie ein Lamm war und mich aus allen Kräften unterstützte, so erzwang ich den Eingang und konnte nun auf Lia's schönen Zügen die außerordentlichen Symptome des Gemisches stechenden Schmerzes und vollständigen Genusses wahrnehmen. Bei ihrer ersten Verzückung fühlte ich das allgemeine krampfhafte Erzittern der Wollust, welche alle ihre Sinne durchströmte.

Was mich betraf, so erschien mir das Vergnügen, welches mir zu Theil wurde, völlig neu; ich hatte die Vollkraft meines zwanzigsten Jahres wiedergefunden, besaß aber auch die zarte Vorsicht meines Alters, und entschlossen, den Genuß nicht ehe zu seinem Gipfelpunkte gelangen zu lassen, als bis es mir nicht mehr möglich sein würde, ihn zurückzuhalten, zügelte ich mich, und schonte Lia, die ich bis drei Uhr Morgens fest an mich gepreßt hielt. Als ich sie losließ, war sie völlig erschöpft, von Wollust getränkt, und auch ich konnte es nicht länger aushalten.

Dankerfüllt verließ sie mich; sie nahm die vom Opfer benetzte Wäsche mit sich, und ich schlief in einem Zuge bis Mittag.

Nach meinem Erwachen sah ich sie mit der Miene süßer Liebesbefriedigung wie nach der ersten Hochzeitsnacht erscheinen, und nun stimmte mich der Gedanke an meine bevorstehende Abreise sehr traurig. Ich theilte ihr meine Gefühle mit, und

sie bat mich, dieselbe so lange wie möglich zu verschieben. Ich sagte ihr, wir wollten diesen Punkt in der nächsten Woche besprechen.

Unser Mittagsessen war höchst wollüstig.

Mardochai, welcher mein täglicher Tischgenosse geworden war, suchte etwas darin, mir zu zeigen, daß er nicht geizig sei.

Den Nachmittag verbrachte ich bei dem Consul und traf die nöthigen Verabredungen wegen meiner Abreise auf einem neapolitanischen Kriegsschiffe, welches in Quarantaine lag und nach Beendigung derselben nach Triest abgehen wollte.

Da dieses Abkommen mich nöthigte, noch einen ganzen Monat in Ancona zu bleiben, so segnete ich den Sturm, der mich wider meinen Willen dorthin zurückgeführt hatte.

Dem Consul schenkte ich die goldne Dose, welche ich vom Kurfürsten von Köln erhalten hatte, jedoch ohne das Portrait, welches ich behalten wollte. Drei Tage darauf händigte er mir vierzig goldne Zechinen ein. So viel brauchte ich gerade.

Mein Aufenthalt in dieser Stadt kam mir in Betracht meiner damaligen Mittel ziemlich theuer zu stehen; als ich aber Mardochai anzeigte, daß ich noch einen Monat bei ihm bleiben wollte, erklärte er aufs Bestimmteste, er wolle mir nicht ferner zur Last fallen; wie man sich leicht denken wird, drang ich nicht weiter in ihn.

So blieb also nur noch Lia übrig.

Ich bin immer, vielleicht mit Unrecht, der Ansicht gewesen, dem Juden sei nicht unbekannt geblieben, daß seine Tochter mir ihre Gunst geschenkt habe.

In diesem Punkte sind die Juden im Allgemeinen nicht schwierig; denn da sie wissen, daß die daraus hervorgehende Frucht israelitisch wird, so glauben sie einen Christen zu täuschen, indem sie ihm in dieser Beziehung freie Hand lassen.

Ich wollte meine theure Lia nicht der Gefahr aussetzen, unsere Bekanntschaft bereuen zu müssen.

Welche Zeichen ihrer Dankbarkeit, welche Beweise ihrer Zärtlichkeit gab sie mir, als ich ihr sagte, daß ich einen ganzen Monat bei ihr bleiben würde! Wie segneten wir das schlechte Wetter, welches mich nicht nach Fiume hatte kommen lassen!

Wir schliefen alle Nächte zusammen, selbst in denen, wo Moses jede Frau, die sich der Liebe hingiebt, in den Bann thut.

Ich ließ dem reizenden Mädchen das kleine Herz, welches die erste Veranlassung zu unsern Liebesgesprächen gegeben hatte, und welches etwa zehn Zechinen werth sein mochte; dagegen lehnte sie jede Belohnung für die Besorgung meiner Wäsche ab, deren sie sich während sechs Wochen angenommen hatte. Außerdem zwang sie mich noch, prächtige indische Taschentücher anzunehmen. Sechs Jahre später fand ich dieses reizende Weib in Pesaro und werde von ihr sprechen, wenn ich so weit gekommen sein werde.

Am 14. November fuhr ich von Ancona ab, und am 15. wohnte ich schon im großen Gasthofe in Triest.

Zehntes Kapitel.

Pittoni. — Zaguri. — Der Procurator Morosini. — Der venetianische Konsul. — Görtz. — Der französische Konsul. — Madame Leo. — Mein Dienstverhältniß zu den Staatsinquisitoren. — Frasoldo. — Die Crognolina. — Der General Burghausen.

Nachdem mich der Wirth nach meinem Namen gefragt, traf ich mein Abkommen mit ihm, und ich fand bei ihm eine gute Wohnung und ein gutes Bett. Am folgenden Tage ging ich auf die Post und fand hier Briefe, welche schon seit einem Monate auf mich warteten. In einem Briefe Herrn Dandolos fand ich einen offenen des Patriciers Marco Dona, der an den Baron Pittoni, Vorstand der Polizei, gerichtet war; ich las denselben und fand darin eine sehr warme Empfehlung. Ich beeilte mich, zu diesem Beamten zu gehen; ich überreichte ihm mein Sendschreiben, welches er nahm, und, ohne es zu lesen, sagte er zu mir, Herr Dona habe ihm schon früher geschrieben, und ich könne darauf rechnen, daß er bei jeder Gelegenheit alle nur möglichen Rücksichten auf mich nehmen würde.

Von Herrn Pittoni ging ich zu Moses Levi, um demselben den Brief seines Freundes Mardochai zu überbringen. Ich wußte durchaus nicht, daß dieser Brief irgend eine Beziehung zu mir hatte; so begnügte ich mich, ihn in seinem Comtoire dem ersten Commis, den ich traf, zu übergeben.

Levi war ein weiser, liebenswürdiger Mann und in sehr guten Umständen; schon am folgenden Tage stattete er mir

einen Besuch ab, und mit der besten Manier bot er mir in Allem, worin er mir gefällig sein könne, seine Dienste an. Er reichte mir den Brief seines Freundes, den er mich zu lesen bat, und mit Staunen und Dankbarkeit sah ich, daß darin nur von mir die Rede war. Der gute Mardochai schrieb diesem, wenn ich in Geldverlegenheit wäre, solle er mir Auszahlungen machen, und er stehe für hundert Zechinen ein; er fügte hinzu, er würde alle mir erwiesenen Gefälligkeiten als ihm selbst erwiesen ansehen.

Dieses Benehmen Mardochais erfüllte mich mit tiefem Danke und versöhnte mich gewissermaaßen mit der jüdischen Nation. Ich hielt mich verbunden, ihm einen dankenden Brief zu schreiben und ihm meinen Einfluß in Venedig anzubieten, falls er desselben benöthigt sein sollte.

Ich konnte nicht umhin, den kalten und ceremoniellen Empfang des Barons Pittoni mit dem Levis zu vergleichen. Welcher Unterschied!

Dieser Baron war zehn oder zwölf Jahre jünger als ich. Er war ein Mann von Geist und wissenschaftlicher Bildung, liebenswürdig, kurzweilig und ganz ohne Vorurtheile. Er war ein Feind des Mein und Dein, einer verständigen Verwaltung seines Vermögens ganz unfähig und überließ diese Sorge seinem Kammerdiener, der ihn bestahl; er wußte es und nahm es nicht übel. Aus System war er ein Freund des Cölibats und zeigte sich galant gegen alle hübschen Frauen und als den Beschützer aller Lebemänner. Im Uebrigen war er träge und lässig und solchen Zerstreutheiten unterworfen, daß er oft wichtige Geschäfte vergaß, obwohl sie wesentlich zu seiner Stellung gehörten.

Er stand, obwohl mit Unrecht, im Rufe eines Lügners; denn Lügner ist man nur dann, wenn man wissentlich Falsches verbreitet; Pittoni sagte aber nur deshalb nicht die Wahrheit, weil er sie vergessen hatte.

Der Charakter dieses sonderbaren Mannes ist hier so geschildert, wie ich ihn einen Monat nach unserer Bekanntschaft entworfen habe, denn wir wurden bald gute Freunde und sind es noch.

Nachdem ich meinen venetianischen Freunden meine Ankunft in Triest gemeldet, brachte ich etwa zehn Tage auf meinem Zimmer zu, wo ich alle Denkschriften, die ich hinsichtlich der

polnischen Vorgänge nach dem Tode der Elisabeth=Petrowna in Warschau gesammelt hatte, redigirte, und ich begann nun, die Geschichte der Unruhen dieses unglücklichen Landes bis zu seiner Theilung zu schreiben, die zur Zeit, wo ich schrieb, eben ausgeführt wurde.

Dieser Ausgang, den ich vorhergesagt und auch durch den Druck veröffentlicht hatte, als der polnische Reichstag bei der Wahl des Königs Poniatowski die verstorbene Czarine als Kaiserin aller Reußen und den Kurfürsten von Brandenburg als König von Preußen anerkannte, veranlaßte mich, die ganze Geschichte bis zur Theilung zu schreiben; wegen der Schuftigkeit des Buchhändlers, der die verabredeten Bedingungen nicht hielt, habe ich indeß nur drei Bände herausgegeben. Man wird die vier letzten Bände im Manuskripte nach meinem Tode finden, und wer meine Papiere an sich nimmt, kann sie drucken lassen, wenn er Lust hat. Mir ist dieß wie so vieles Andere vollkommen gleichgültig geworden, seitdem ich gesehen habe, daß die Herrschaft der Dummheit ihren Höhepunkt erreicht hat.

Polen, welches jetzt nicht mehr existirt und vielleicht nie mehr eine Stelle unter den Nationen einnehmen wird, würde ohne den Ehrgeiz der Familie Czartoryski, welche durch den Grafen Brühl, ersten Minister Augusts, dessen trauriges Andenken noch lange in Polen und Sachsen fortleben wird, gedemüthigt wurde, noch jetzt bestehen wie es beim Tode Augusts III., Kurfürsten von Sachsen, bestanden hat.

Diese vornehme Familie, welche von dem Minister gedemüthigt worden war, brütete nur Rache, und um dieses Ziel zu erreichen, richtete der Fürst August Czartoryski, Palatin von Rußland, sein unglückliches Vaterland zu Grunde.

Die Leidenschaft verblendete diesen tiefsinnigen Geist in einem Maaße, daß er die Unumstößlichkeit der Grundsätze, namentlich in der Politik, vergaß.

Czartoryski, der, um sich zu rächen, beschlossen hatte, nicht nur das sächsische Haus von der eventuellen Nachfolge auf dem polnischen Throne auszuschließen, sondern auch den regierenden Monarchen zu entthronen, und der zur Erreichung seines Zweckes der Freundschaft der Czarine und des Kurfürsten von Brandenburg bedurfte, ließ dieselben durch den Reichstag als Kaiserin aller Reußen und als König von Preußen anerkennen.

Obwohl diese beiden Herrscher völlig einig unter sich waren, so konnten sie doch ohne diese vorhergehende Anerkennung nicht mit der Republik unterhandeln. Die Republik aber hatte sehr Recht, daß sie ihnen diese Titel nicht bewilligen wollte, da sie die bedeutenderen Theile Rußlands besaß und eigentlicher König von Preußen war; denn der Kurfürst von Brandenburg besaß nur das herzogliche Preußen.

Czartoryski, der Palatin von Rußland, den die Rachsucht verblendet hatte, bewies dem Reichstage, daß diese Anerkennung nur eine leere Höflichkeitsformel sei; daß die das Verlangen stellenden Herrscher nur nach der unfruchtbaren Ehre des Titels strebten und denselben nie würden verwirklichen wollen.

In der That forderten die Beherrscherin Rußlands und ihr Kollege, der Kurfürst von Brandenburg, nur einen Titel, wie einst die Jagdhündin nur eine Hütte zu ihrem Werfen gefordert hatte; die Jagdhündin erlangte von ihrer wohlwollenden Freundin die Hütte, und die Republik bewilligte den Titel; als aber die Kleinen der Jagdhündin groß waren, zeigte die Mutter die Zähne; es ist bekannt, daß Rußland und Preußen das Beispiel der Jagdhündin ziemlich treu nachgeahmt haben, und Gott weiß, wo sie anhalten werden! Männer von weitem Blicke können indeß leicht vorhersehen, daß die Erwerbung des Titels früher oder später die Usurpation des ganzen Landes zur Folge haben wird.

Der Palatin von Rußland, den sein Vaterland verabscheuen muß, erlebte die Genugthuung, den Sohn seiner Schwester Constanzia, Stanislaus Poniatowski, auf den Thron zu setzen.

Damals sagte ich dem Palatin persönlich, der zugestandene Titel verleihe ein wirkliches Recht, und das Versprechen, ihn nie geltend zu machen, sei illusorisch, wie auch, daß die beiden Mächte nie jenen nachgesucht und jenes gegeben haben würden, wenn ihnen nicht die ganze Bedeutung des ersten und die vollkommene Nichtigkeit des zweiten bekannt gewesen wäre.

Lachend, denn wie ein Narr, der Weisheit verkauft, konnte ich nur im Tone des Scherzes über diesen Gegenstand mit ihm sprechen, bemerkte ich noch, seit dieser Anerkennung könne ganz Europa die Republik Polen nur noch als zeitige Inhaberin von Roth-, Weiß- und Schwarzrußland wie des

Königreichs Preußen betrachten, und allerspätestens die unmittelbaren Nachfolger der anerkannten Fürsten würden der Republik die Last dieses Despositums abnehmen.

Nicht die Nachfolger der Titelinhaber verwirklichten meine Vorhersagung; denn die beiden anerkannten Fürsten ließen ihnen nicht die Zeit dazu: sie zerstückelten Polen eigenhändig, aber nicht kraft ihres Titels; denn die Politik, welche in ihren äußern Formen immer höflich ist, überhob sie der Nothwendigkeit, Gebrauch davon zu machen, und dieselben Herrscher, welche Polen damals zerstückelten, eigneten es sich im vergangenen Jahre zu.

Der zweite Fehler, der Hauptfehler, welchen Polen, dessen Seele damals Czartoryski war, beging, bestand darin, daß sie hinsichtlich des Schutzes nicht an die Fabel vom Menschen und Pferde dachten.

Die römische Republik wurde dadurch die Beherrscherin der damals bekannten römischen Welt, daß sie die Reiche, deren sie sich später bemächtigte, zunächst beschützte.

Sieht man wohl je, daß Herrscher zögern, Ländern den nachgesuchten Schutz zu bewilligen? Nein, denn sie wissen sehr wohl, daß dieß der erste Schritt ist, und daß davon alles Weitere abhängt. Sobald man Vormund ist, wirft man sich zum Vater, dann zum Herrn seines Mündels auf, wäre es auch nur, um für dessen Erbtheil zu sorgen. So wurde meine theure Gebieterin, die Republik Venedig, Herrin des Königreichs Cypern, welches ihr später der Sultan abnahm, um Herr des dort gewonnenen guten Weins zu werden, obwohl der Koran den Gebrauch desselben untersagt.

Venedig besteht jetzt nur noch zu seiner ewigen Schmach.

Der Ehrgeiz, die Rachsucht, die Dummheit richteten also Polen zu Grunde, vornehmlich aber die Dummheit.

Diese Dummheit, die zuweilen eine Tochter der Güte und Trägheit ist, begann auch, Frankreich beim Regierungsantritte des schwachen und unglücklichen Ludwigs XVI. zu Grunde zu richten. Jeder entthronte König muß dumm gewesen sein, mußte entthront werden; denn keine Nation, die einen König hat, hat ihn bloß durch die Gewalt, da die Gewalt auf ihrer Seite ist.

Ludwig XVI. ist also nur durch seine Dummheit untergangen. Hätte er den Geist und die weise Klugheit besessen,

welche der König eines geistreichen Volks haben muß, so säße er noch auf dem Throne und hätte Frankreich die Gräßlichkeiten erspart, in welche die Wuth einer Bande Bösewichter und der Kleinmuth ebensowohl wie die Verderbtheit des Adels und der Geiz einer despotischen, fanatischen und zu mächtigen Geistlichkeit es gestürzt haben.

Die in Frankreich herrschende Krankheit würde überall anderwärts leicht zu heilen gewesen sein; bei den Franzosen möchte ich aber nicht dafür einstehen, daß sie nicht unheilbar sei.

Die Nachwelt wird es erfahren, denn ich bin schon zu alt.

Die französischen Emigranten können gewissen Personen, die immer zur Rührung geneigt sind, leicht Mitleid einflößen: was aber mich betrifft, so erkläre ich, daß sie mir nur Verachtung einflößen; denn ich bin der Ansicht, daß, hätten sie sich fest um den Thron geschaart, sie der Gewalt hätten Gewalt entgegensetzen und die Brandstifter, gleichviel wie, hätten vernichten können; endlich behaupte ich noch, daß ihre Pflicht, ihr Interesse und ihre Ehre es ihnen zur Pflicht gemacht hätten, ihren König zu retten oder sich unter den Trümmern des Throns zu begraben. Anstatt dessen haben sie ihren Dünkel und ihre Schande im Auslande herumgeführt, ohne Nutzen für sich selbst und zum großen Nachtheile derjenigen, die sie ernähren müssen.

Was wird aus Frankreich werden? Ich vermag es nicht zu sagen; ich weiß aber wohl, daß ein kopfloser Körper keine lange Lebensdauer haben kann, denn in dem Kopfe ist der Sitz der Vernunft.

Am ersten Dezember ließ mich der Baron Pittoni bitten, zu ihm zu kommen, wo ich Jemand finden würde, der eigens, um mich zu sehen, aus Venedig gekommen sei.

Sehr neugierig kleidete ich mich schnell an, und der Baron stellte mich einem jungen Manne von fünfunddreißig Jahren in elegantem Anzuge und mit lachendem Gesichte vor, der mich mit der Miene der lebhaftesten Theilnahme betrachtete.

Mein Herz sagt mir, äußerte ich, daß Ew. Excellenz Herr Zaguri ist.

Ganz richtig, mein lieber Casanova. Als mein Freund Dandolo mir mittheilte, daß Sie hier seien, beschloß ich, Sie zu umarmen und Ihnen zu Ihrer bevorstehenden Rückkehr ins

Vaterland, die dieses oder spätestens das nächste Jahr stattfinden wird, Glück zu wünschen; denn ich hoffe, daß zwei Männer, von denen ich weiß, daß sie nicht taub sind, und welche zu sprechen wissen, zu Staatsinquisitoren werden ernannt werden. Einen sichern Beweis meiner Freundschaft gebe ich Ihnen dadurch, daß ich trotz des Gesetzes, welches einem Avogador nicht gestattet, sich aus der Hauptstadt zu entfernen, hieher gekommen bin, um Sie zu sehen. Wir werden den heutigen und den morgenden Tag zusammen verleben.

Nachdem ich ihm auf eine entsprechende Weise geantwortet und die große Ehre, welche er mir durch seinen Besuch erwiesen, gebührend hervorgehoben, bat Pittoni mich um Entschuldigung, daß er mich nicht besucht, weil er es, wie er sagte, vergessen habe, und ein schöner Greis ersuchte Se. Excellenz, er möge mich zum Mittagsessen einladen, obwohl er nicht die Ehre habe, mich zu kennen.

Wie! rief Herr Zaguri aus, Casanova ist schon seit etwa zehn Tagen in dieser kleinen Stadt und der venetianische Konsul kennt ihn nicht!

Ich beeilte mich, das Wort zu nehmen. Es ist meine Schuld, sagte ich, ich hatte den Herrn durch meinen Besuch zu beleidigen geglaubt, denn der venetianische Konsul hätte mich für Kontrebande halten können.

Er antwortete auf eine geistvolle Weise, vom jetzigen Augenblicke an würde er mich als eine Transitowaare ansehen, die zum Behufe der Rückkehr in ihre Heimath in Quarantaine liege, und sein Haus würde mir wie das des venetianischen Konsuls in Ancona offen stehen.

Durch diese Antwort deutete der Konsul mir an, daß ihm der Stand meiner Angelegenheiten bekannt sei, und das war mir nicht unangenehm.

Marco Monti, so hieß er, war ein Mann von Erfahrung, sehr liebenswürdig in Gesellschaft, heiter in seinen Reden, sehr beredt, ein anmuthiger Erzähler, der seine Geschichten der Art einzukleiden wußte, daß seine Zuhörer lachen mußten, ohne daß er selbst gelacht hätte; bei passender Gelegenheit wußte er auch lächerlich zu machen, ohne Jemand zu verletzen; er war die Seele aller Gesellschaften, welche er besuchte.

Da ich dieß Talent auch einigermaaßen besaß, so sympa-

thisirten wir schnell und wurden Nebenbuhler in der Kampfbahn der Anekdoten.

Obwohl er dreißig Jahre älter als ich war, so hielt ich ihm doch auf eine angenehme Weise Stand, und wenn wir beide in einer Gesellschaft waren, so war nicht mehr vom Spielen die Rede, um die Zeit zu tödten.

Die Freundschaft dieses wackern Mannes, welche ich zu gewinnen wußte, war mir während der zwei Jahre, welche ich in Triest verleben mußte, sehr nützlich, und ich habe immer geglaubt, daß er sehr viel zu meiner Begnadigung beigetragen, dem einzigen Gegenstande meiner Wünsche, weil ich das sogenannte Heimweh hatte.

Für den Schweizer und Slavonier ist das Heimweh eine tödtliche Krankheit, eine wahre Pest, welche sie schnell wegrafft, wenn man sie nicht wieder in ihre Heimath versetzt. Die Deutschen, weil sie häuslich sind, sind dieser Krankheit ebenfalls sehr unterworfen; von allen Völkern aber stehen die Franzosen, und nächst ihnen die Italiäner, am allerwenigsten die Italiäner, unter dem Einflusse dieser Krankheit.

Keine Regel ist indeß ohne Ausnahme, und eine solche war ich. Hätte ich die Krankheit nicht beachtet, so würde ich vielleicht auch nicht daran gestorben sein und hätte dann nicht neun Jahre im Schooße meiner grausamen Stiefmutter verloren.

Ich speiste also mit Herrn Zaguri beim Konsul in großer Gesellschaft, und am folgenden Tage wurde ich beim Gouverneur Grafen Auersberg eingeladen.

Dieser Besuch eines venetianischen Avogadors setzte mich in ganz außerordentliches Ansehen. Man konnte mich nicht mehr als einen Verbannten ansehen. Man behandelte mich wie einen Mann, den die venetianische Regierung selbst nicht reclamiren könne, denn da ich mich nur, um mich aus einem Gefängnisse zu retten, wo ich ungesetzlicher Weise zurückgehalten wurde, aus meinem Vaterland entfernt hatte, so konnte die venetianische Regierung, deren Gesetze ich in keiner Weise verletzt hatte, mich nicht als einen Schuldigen betrachten.

Zwei Tage darauf begleitete ich Herrn Zaguri nach Görtz, wo er drei Tage verweilte, da er die Ehrenbezeigungen, welche ihm der sehr achtbare Adel dieses Orts erweisen wollte, nicht ablehnen konnte. Auch ich erhielt meinen Antheil daran, oder

vielmehr fiel mir bei allen Höflichkeiten, welche man ihm erwies, die Hälfte zu, und ich sah, daß ein Fremder in Görtz sehr frei leben und alle Annehmlichkeiten der Gesellschaft genießen könne.

Ich lernte hier einen Grafen von Cobenzl kennen, der vielleicht noch lebt, einen weisen, edlen, sehr gelehrten und durchaus anspruchslosen Mann. Er gab Herrn Zaguri ein großes Mittagsessen, und hier lernte ich vier Damen kennen, welche in jeder Beziehung die größten Huldigungen verdienten. Hier lernte ich auch den Grafen Torres kennen, dessen Vater, ein Spanier, General-Lieutenant in österreichischen Diensten war. Er hatte sich im Alter von sechszig Jahrrn mit einer sehr fruchtbaren Frau verheithet, welche ihm fünf Kinder schenkte, alle häßlich wie er. Seine Tochter, die durchaus gut erzogen war, war trotz ihrer Häßlichkeit sehr liebenswürdig; denn hinsichtlich des Geistes und Charakters glich sie der Mutter. Der älteste Sohn, der häßlich war und schielte, war vor lauter Geist närrisch geworden; außerdem war er noch liederlich, aufschneiderisch, lügenhaft, unverschämt, boshaft, plauderhaft. Trotz aller seiner Laster und Fehler hatte man ihn gern in Gesellschaft, weil er gut erzählte und Gelächter hervorzurufen verstand. Hätte er studiert, so wäre er sehr gelehrt geworden, denn er hatte ein ungeheures Gedächtniß. Er leistete, wiewohl vergeblich, Bürgschaft für den Kontrakt, welchen ich mit dem Buchhändler Valerio Valeri wegen der Herausgabe der Geschichte Polens abschloß. In diesen zwei Tagen lernte ich auch einen Grafen Coronini kennen, welcher wegen einiger lateinischer Werke über diplomatische Gegenstände einen Namen im Journal des Savans erlangt hatte. Niemand las seine Werke, und man zog vor, ihm ohne Weiteres den Namen eines Gelehrten zu geben, als zu untersuchen, ob er ihn verdiene.

Ich machte ferner die Bekanntschaft eines jungen Edelmanns, Namens Morelli, welcher eine Geschichte von Görtz geschrieben hatte und eben im Begriffe war, den ersten Band derselben herauszugeben. Er gab mir sein Manuskript mit dem Wunsche, daß ich es in meinen Mußestunden lesen und was mir mangelhaft erscheine, verbessern möge. Ich stellte ihn zufrieden, denn ich gab ihm sein Werk zurück, ohne etwas hinzugefügt oder gestrichen zu haben, und auf diese Weise machte ich ihn mir zum Freunde. Ohne Zweifel wäre die

Sache anders gekommen, wenn ich mir die Mühe gegeben hätte, kritische Noten dazu zu machen.

Ich faßte eine starke Freundschaft für den Grafen Franz Karl Coronini, der voller Talente war. Er hatte eine belgische Frau geheirathet; da er aber nicht mit ihr leben konnte, so hatte er sie bei ihrer Familie zurückgelassen und hatte sich nach Hause begeben, wo er sich die Zeit mit kleinen Liebschaften, mit der Jagd und mit dem Lesen von politischen und literarischen Journalen vertrieb. Er spottete derjenigen, welche behaupteten, es gebe keinen Glücklichen auf der Welt, denn er war es und unterstützte seine Behauptung mit den unwiderleglichen Worten: „Ich fühle mich so.“ Er hatte Recht; indeß ist er im Alter von fünfunddreißig Jahren an einem Geschwür am Kopfe gestorben, und die Schmerzen, die ihn getödtet haben, werden ihn wohl enttäuscht haben.

Es ist nicht wahr, daß es auf der Welt einen dauernd glücklichen oder dauernd unglücklichen Menschen gebe. Das größere oder geringere Glück kann von Niemand entschieden werden, denn beide sind relativ und hängen von der Zeit, dem Charakter, dem Temperamente des Individuums, so wie von den Umständen ab, in denen man sich befindet.

Es ist eben so wenig wahr, daß die Tugend den Menschen glücklich mache, denn es giebt Tugenden, deren Ausübung Leiden zur Folge hat; jedes Leiden schließt aber das Glück aus.

Meine Leser werden wohl wissen, daß ich nicht zu denjenigen gehöre, welche das moralische Glück über jedes andere stellen. Wir sind zu sehr Körper, als daß ich glauben sollte, die intellektuelle Befriedigung könne völlig ausreichen, und ein wie ruhiges Gewissen man auch haben mag, so wüßte ich doch nicht, wie dasselbe sollte glücklich machen können, wenn man Hunger hat oder die Eingeweide sich in Folge einer Kolik umdrehen.

Ich begleitete meinen herrlichen Avogador Zaguri bis an die Grenzen des venetianischen Staats in Gesellschaft des Barons Pittoni und kehrte dann mit diesem nach Triest zurück.

Der Abbé Pini, ein geistlicher, in der Wissenschaft der Eheauflösungen sehr bewanderter Advokat, war in Gesellschaft des liebenswürdigen Venetianers, der so den Ton zu dem

Benehmen angab, welches die Triestiner bis zu meiner Abreise gegen mich beobachteten.

In Zeit von drei bis vier Tagen stellte Pittoni mich überall vor, in den vornehmsten Familien wie im Casino, welches nur von den angesehensten Einwohnern der Stadt besucht wird. Dieses Casino war in dem Gasthofe selbst, wo ich wohnte.

Unter den Damen erschien mir am bemerkenswerthesten eine lutherische Venetianerin, die Tochter eines deutschen Bankiers und Frau David Piquelins, eines Kaufmanns, der in Schwaben geboren war und sich in Triest niedergelassen hatte.

Pittoni war in dieselbe verliebt und blieb es bis zu seinem Tode. So liebte er sie zwölf Jahre hinter einander wie Petraca seine Laura liebte, beständig seufzend, immer hoffend, ohne je etwas zu erlangen. Diese seltne Frau, welche Zanetta hieß, und auf welche der Mann keineswegs eifersüchtig war, war schön, sang zum Entzücken, begleitete sich auf dem Klavier und machte die Honneurs des Hauses auf eine ganz vorzügliche Weise. Was sie aber mehr als alle Gaben, welche sie von der Natur und Erziehung empfangen hatte, auszeichnete, das war die vollkommene Milde ihres Charakters und die ungetrübte Gleichheit ihrer Laune.

Ich brauchte sie nur drei Tage zu sehen, um mich zu überzeugen, daß diese Frau uneroberbar sei. Ich sagte es, obwohl vergeblich, dem armen Pittoni, den sie beständig vor allen andern Bewerbern auszeichnete, ohne sich indeß je von der ehelichen Treue zu entfernen, welche sie ihrem Gatten, und wahrscheinlich noch stärker sich selbst gelobt hatte.

Vermuthlich wurde ihr die Tugend durch eine sehr zarte Gesundheit weniger schwierig gemacht; wenn man sie sah, würde man es nie geglaubt haben, aber die Thatsache war der ganzen Stadt bekannt. Auch erlosch diese reizende Frau in ihrer Jugend und sehr ruhig.

Einige Tage nach Herrn Zaguris Abreise empfing ich ein Billet vom Konsul, worin dieser mich benachrichtigte, daß der Procurator Morosini in der Nacht in Triest angekommen sei und in demselben Gasthofe wie ich wohne; er fügte hinzu, wenn ich denselben kenne, rathe er mir, die Gelegenheit zu ergreifen und demselben meine Aufwartung zu machen.

Ich war dem guten Konsul für seine Anzeige und seinen

Rath außerordentlich dankbar, denn Herr von Morosini war ein großer Matador, sowohl wegen seiner hohen Würde als Procurator von St. Marcus, als weil er auch großer Weiser wurde, wenn die Reihe an ihn kam. Er kannte mich seit meiner Kindheit, und der Leser wird sich wohl erinnern, daß 1750 er mich dem Marschall Richelieu in Fontainebleaux vorstellte, als die angebliche Querini dort war, um die Eroberung Ludwigs XV. zu versuchen.

Ich machte in aller Eile eine so sorgfältige Toilette, als ob ich mich einem Monarchen hätte vorstellen wollen, begab mich sodann in sein Vorzimmer und ließ mich durch ein Billet anmelden, worin ich aufgeschrieben hatte, wer ich sei.

Er ließ mich nicht warten; er empfing mich persönlich und äußerte in den verbindlichsten Ausdrücken sein Vergnügen, mich wiederzusehen.

Als Herr von Morosini den Beweggrund meines Aufenthalts in Triest und meinen Wunsch, nach so vielen Wechselfällen wieder in meine Heimath zurückzukehren, erfuhr, versicherte er mir, er würde Alles, was von ihm abhinge, thun, um mir meine Begnadigung bei dem furchtbaren Gerichtshofe auszuwirken, da er glaube, daß ein Mann wie ich nach siebenzehn Jahren darum nachsuchen könne. Er dankte mir, daß ich mich seines Neffen in Florenz angenommen und behielt mich den ganzen Tag bei sich, während dessen ich ihm kurz die Hauptabenteuer meines Lebens erzählte.

Herr Morosini, der gern vernahm, daß Herr Zaguri sehr geneigt sei, Alles für mich zu thun, sagte mir, ich solle demselben schreiben, er möge sich mit ihm besprechen; zugleich empfahl er mich dem Konsul, der in regelmäßiger Korrespondenz mit dem Secretair des Gerichts der Staatsinquisitoren stand und diesem mit Vergnügen berichtete, welche Zeichen der Achtung der Procurator mir gegeben, und wie er verpflichtet sei, für mich alle möglichen Rücksichten zu haben.

Nach Morosinis Abreise begann ich das Leben in Triest zu genießen, indeß auf eine Weise, die Nachhaltigkeit erwarten ließ und die zu der Sparsamkeit, welche ich mir auferlegen mußte, paßte; denn sicher hatte ich nur funfzehn Zechinen monatlich.

Ich spielte nie, und ging zum Mittagsessen, mit dem verlieb nehmend, was ich fand, zu allen denen, welche mich

ein für allemal eingeladen hatten, und von denen ich wußte, daß ich ihnen angenehm sei. Dieß waren der venetianische Konsul, der französische, ein Original, aber ein ehrenwerther Mann, der einen guten Koch hatte, Pittoni, wo man gut aß, Dank seinem Kammerdiener, der das Geld nicht scheute, um sich so besser seinen Antheil vom Vermögen seines Herrn zueignen zu können, so wie mehrere andere.

Was die Freuden der Liebe betraf, so nahm ich verlieb mit dem, was sich mir bot und ging nur auf die Befriedigung meines Bedürfnisses aus, da ich meine Börse und noch mehr meine Gesundheit schonen wollte.

Gegen Ende des Karnevals befand ich mich auf einem Maskenballe im Theater, und hier stellte mir ein Arlechin seine Arlechine vor. Alle beide begannen mich zu necken, und da die Arlechine mir gefiel, so bekam ich große Lust, sie kennen zu lernen. Nach mehrfachen vergeblichen Nachforschungen erfuhr ich endlich vom französischen Konsul, Herrn de St. Sauveur, daß die Arlechine ein Fräulein von Stande, der Arlechin dagegen ein sehr hübscher Junge sei. Wenn Sie es wünschen, sagte er, will ich Sie der Familie des Arlechins vorstellen und bin überzeugt, daß sie in ein Mädchen umgewandelt Sie weit mehr anziehen wird, als ihre als Junge verkleidete Gefährtin, wie hübsch derselbe auch sein mag.

Da die beiden Masken während des ganzen Balles nicht aufhörten, mich mit Neckereien zu verfolgen, so konnte ich mich, ohne zu große Verletzung des Anstands, überzeugen, daß der Konsul mir die Wahrheit gesagt habe, und als ich mich von ihm verabschiedete, forderte ich ihn auf, mir sein Wort zu halten. Er versprach mir, mich am folgenden Tage, dem Aschermittwoch, vorzustellen.

So lernte ich Madame Leo kennen, eine geistreiche Frau, welche schon viel mitgemacht hatte, aber noch schön und sehr liebenswürdig war. Sie hatte einen Mann, einen Sohn und sechs Töchter, alle ziemlich hübsch, besonders aber die Arlechine, die mir sehr gefiel. Natürlich verliebte ich mich in sie; da ich aber dreißig Jahre älter als sie war und ihr zunächst nur eine väterliche Zärtlichkeit bezeigt hatte, so hinderte mich eine Anwandlung von Schaam, ein für mich ganz neues Gefühl, irgend etwas zu thun, was sie auf den Gedanken bringen konnte, meine Zuneigung sei die eines Liebhabers. Daher

forderte ich nie etwas von ihr, was als über die Grenze, welche diese zwei verschiedenartigen Neigungen trennt, hinausgehend angesehen werden konnte. Erst vier Jahre später erfuhr ich von ihr selbst, daß ihr meine Neigung nicht entgangen sei, und daß sie oft über meine alberue Zurückhaltung gelacht habe.

Die Natur ist eine geschickte Lehrmeisterin, welche den jungen Mädchen vermöge des Instikts mehr lehrt, als wir Graubärte durch die Erfahrung eines langen Lebeus lernen.

Nach den Ostern des Jahres 1773 wurde der Gouverneur von Triest, Graf von Auersberg, nach Wien berufen, und der Graf von Wagensberg nahm seine Stelle ein. Seine älteste Tochter, die Gräfin Lantieri, welche schön wie ein Stern war, flößte mir eine Leidenschaft ein, welche mich unglücklich gemacht haben würde, wenn ich nicht Gewalt genug über mich gehabt hätte, um dieselbe unter der Hülle der tiefsten Achtung zu verbergen.

Ich feierte die Ankunft des neuen Gouverneurs durch Verse, welche ich drucken ließ, und worin ich nicht nur die Verdienste des Vaters pries, sondern auch den seltnen Vollkommenheiten der Tochter gebührend huldigte.

Da meine Huldigung ihnen gefallen hatte, so begann ich, ihnen fleißig meine Aufwartung zu machen. Der Graf, welcher mir freundschaftlich gesinnt war, gab mir Beweise davon durch Mittheilungen, von denen er wünschte, daß ich dieselben zu meinem eignen Besten benutze. Er sagte es mir nicht ausdrücklich, seine wohlwollenden Absichten waren aber leicht zu errathen.

Vom venetianischen Konsul hatte ich erfahren, daß er seit vier Jahren daran arbeite, von der Triester Regierung die Genehmigung zu erlangen, daß die Schnellpost, welche einmal wöchentlich von dieser Stadt nach Mestre fuhr, ihren Weg um eine einzige Poststation verlängere und über Udine, dem Hauptorte des venetianischen Friaul, gehe.

Die Fahrt der Schnellpost über Udine, hatte er zu mir gesagt, würde von großem Vortheile für den Handel der beiden Strecken sein, und der Municipalrath von Triest widersetzt sich dieser Aenderung aus einem eben so an den Haaren herbeigezogenen wie unverschämten Grunde.

Die Räthe des triestiner Commerziums, tiefe Politiker, meinten, wenn die venetianische Regierung diese Route so

lebhaft wünsche, so sei dieß ein offenbarer Beweis, daß dieselbe ihr nützlich, folglich den Triestinern schädlich sei.

Der Konsul versicherte mir, daß wenn es mir gelänge, diese Sache durchzuführen, ich bei den Staatsinquisitoren sehr gut angeschrieben sein würde; erlange ich auch durch diesen wichtigen Dienst nicht meine Begnadigung, so würde ich mich dadurch wenigstens in Ansehen bei ihnen setzen, und ich solle die Wendung, welche er meinem Werke geben würde, um mir das ganze Verdienst desselben zuzuwenden, nur seiner Freundschaft überlassen.

Ich hatte ihm versprochen, mir die Sache zu überlegen.

Da ich sah, daß ich bei dem Grafen und Gouverneur sehr gut stand, so sprach ich eines Tages mit ihm von derselben. Er kannte sie und sagte zu mir, er finde die Ansicht des Rathes lächerlich und sogar empörend; er wisse indeß nicht, was er hiebei thun solle, da die Entscheidung nicht von ihm abhänge.

Der Rath Rizzi, äußerte er, ist der Hartnäckigste, und durch gesuchte Sophismen weiß er seiner Ansicht das Uebergewicht im Rathe zu verschaffen.

Reichen Sie mir eine Denkschrift ein, sagte der wohlwollende Greis zu mir, worin Sie auf eine logische Weise darthun, daß die von der venetianischen Regierung gewünschte Route für Triest, den Freihafen und den Mittelpunkt eines bedeutenden Handels, vortheilhafter als für Udine ist, das nur einen unbedeutenden Handel hat. Ich werde dieselbe dem Rathe zuschicken, ohne zu sagen, von wem ich sie erhalten habe, und ich werde den Rath oder die opponirenden Räthe anweisen, Ihre Gründe durch überzeugende Einwendungen zu widerlegen. Endlich, fügte er hinzu, werde ich im versammelten Rathe erklären, daß wenn die Sache nicht im Sinne der Vernunft zum Abschlusse kommt, ich sie mit meinem motivirten Gutachten nach Wien senden werde.

Da ich mich meiner Sache sicher fühlte, so machte ich mich an die Arbeit, und bald hatte ich eine Denkschrift zu Stande gebracht, der nur unhaltbare Ausflüchte entgegengestellt werden konnten.

Mein Erfolg war vollständig. Der Rath entschied sich für die gewünschte Route, und die Abschrift des Beschlusses übergab der Graf von Wagensberg mir, der sie eiligst dem

venetianischen Konsul brachte. In Gemäßheit seines Rathes schrieb ich dem Secretair des Gerichts, ich schätze mich glücklich, daß ich dem Gerichte einen Beweis meines Eifers habe geben können, mich meinem Vaterlande nützlich zu machen und die Erlaubniß zur Rückkehr in dasselbe zu erlangen, sobald Ihre Excellenzen zu der Ansicht gelangten, daß ich dieser Gnade würdig sei.

Aus Rücksicht für mich machte der neue Gouverneur das neue Reglement erst acht Tage später bekannt, so daß die Regierung von Udine durch das venetianische Gericht die glückliche Veränderung erfuhr, ehe die Stadt Triest davon unterrichtet war, und allgemein glaubte man, das venetianische Gericht, welches Alles heimlich betreibt, habe dieses Resultat durch vieles Geld erlangt. Der Secretair antwortete mir nicht, schrieb aber dem Konsul einen Brief, welchen dieser mir zeigte, und worin er diesen anwies, mir eine Gratification von hundert Silberdukaten, etwa vierhundert französischen Francs, auszuzahlen; zugleich ließ er mir sagen, dieß geschehe, um mich zu ermuntern, der Republik auch ferner zu dienen, und ich dürfe Alles von der Milde des Gerichts hoffen, wenn ich mit der großen Angelegenheit der Armenier, von welchen er mich unterrichten könne, glücklich zu Stande komme.

In einer viertelstündigen Unterhaltung machte mich der Konsul mit der ganzen Sache bekannt, und ich ersah daraus, daß ich nichts ausrichten würde; nichtsdestoweniger beschloß ich, den Versuch zu machen.

Vier armenische Mönche, der Tyrannei ihres Abtes müde, waren aus dem St. Lazarus-Kloster in Venedig geflüchtet. Sie hatten sehr reiche Verwandte in Konstantinopel, und, unbekümmert um die Excommunicationen ihres infulirten Tyrannen, der sie für Apostaten erklärte, waren sie nach Wien gegangen, um dort ein Asyl und Sicherheit zu fordern; zugleich hatten sie versprochen, sich dem Staate durch Errichtung einer armenischen Druckerei nützlich zu machen, welche sämmtliche armenischen Klöster in den weiten, dem türkischen Reiche unterworfenen Provinzen mit ihrem Bücherbedarfe versorgen würde. Sie verpflichteten sich, an dem Orte, wo Se. Kaiserl. und Königl. Majestät ihnen die Niederlassung gestatten würde, sowohl zur Begründung der beabsichtigten Druckerei, wie zum Ankaufe

oder zum Bau eines Hauses, wo sie in Gesellschaft, aber ohne Haupt leben wollten, eine Million zu verwenden.

Wie sich leicht denken läßt, besann sich die österreichische Regierung keinen Augenblick, ihnen ihr Gesuch zu bewilligen; sie that noch mehr, denn sie räumte ihnen Vorrechte ein.

Es handelte sich darum, den Platz Venedig dieses fruchtbaren Handelszweiges zu berauben und denselben in den Staaten des Kaisers zu acclimatisiren. Demgemäß sendete sie der Wiener Hof mit einer warmen Empfehlung an den Gouverneur nach Triest, und hier waren sie seit einem halben Jahre.

Die Staatsinquisitoren wünschten aufs Lebhafteste und mit gutem Grunde, sie nach Venedig zu ziehen. Nachdem sie den direkten Weg, die Vermittlung ihres Abtes, der ihnen vollständige Genugthuung angeboten, vergeblich versucht hatten, suchten sie denselben durch alle möglichen geheimen Mittel Hindernisse zu bereiten, um ihnen den Aufenthalt in Triest zu verleiden.

Der Konsul sagte mir offen heraus, er habe diese Sache nicht in die Hand genommen, weil sie ihm in jeder Beziehung unmöglich erschienen sei, und er sagte mir vorher, daß auch ich mich vergeblich damit abmühen würde.

Ich fühlte das Gewicht der Voraussagung des ehrlichen Konsuls um so mehr, als ich hiebei nicht auf die Freundschaft des Gouverneurs rechnen konnte, ja mir nicht einmal gestatten durfte, mit ihm darüber zu sprechen. Mir war sogar von vorn herein klar, wie ich sorgfältig vermeiden müsse, daß dieser hochgestellte Beamte den leisesten Verdacht fasse, ich wolle die Mönche von ihrem Plane abwendig zu machen suchen; denn abgesehen von den Verpflichtungen als Diener des Kaisers, zwang ihn auch der besondere Eifer, welchen er für den Triester Handel hatte, das Gelingen des Plans der vier Flüchtlinge auf jede mögliche Weise zu unterstützen.

Nichtsdestoweniger begann ich, vom Heimweh getrieben, und unter dem Vorwande, die armenischen Lettern, welche die Mönche schon hatten gießen lassen, und die Edelsteine und Mineralien, welche sie von Konstantinopel hatten kommen lassen, besehen zu wollen, mit ihnen Bekanntschaft anzuknüpfen. In Zeit von acht bis zehn Tagen stand ich mit ihnen auf einem sehr vertrauten Fuße. Eines Tages sagte ich zu ihnen, ihre

Ehre erfordere, daß sie zu dem ihrem Abte geschwornen Gehorsam zurückkehrten, wäre es auch nur um sich von der Excommunication zu befreien.

Der hartnäckigste derselben erwiederte, der Abt habe zuerst die Bande, welche sie vereinigt hätten, zerrissen, indem er sie nicht wie ein Vater, sondern wie ein Tyrann behandelt habe; was die Excommunication betreffe, so könne ein boshafter Priester unmöglich ehrliche Christen hindern, mit dem Heilande aller Menschen in Verbindung zu bleiben, und übrigens sei es auch sicher, daß ihr Patriarch sie absolviren und ihnen mehrere Mönche aus der Levante zuschicken würde, mit denen vereint sie in Triest ein neues Kloster gründen würden.

Gegen eine solche Auffassung konnte ich nichts einwenden; an einem andern Tage fragte ich sie jedoch, welche Bedingungen sie ihrem Abte stellen würden, um nach Venedig zurückzukehren.

Der verständigste derselben erwiederte, die erste Bedingung sei die, daß der Abt vierhunderttausend Dukaten, welche er dem Marquis Serpos zu vier Prozent Zinsen geliehen, sich wieder zurückzahlen lasse.

Diese vierhunderttausend Dukaten bildeten den Fonds des Lazarusklosters, in welchem die armenischen Basilianer seit dreihundert Jahren wohnten. Die Nation hatte diesen Fonds eingeschossen, und der Abt konnte selbst nicht mit Einwilligung der Mehrzahl seiner Mönche darüber verfügen. Hätte der Marquis Serpos Bankrott gemacht, so wäre das Kloster ohne alle Mittel gewesen, und allerdings hatte der Abt dieses bedeutende Kapital ganz eigenmächtig ausgeliehen.

Der Marquis Serpos, ein armenischer, in Venedig ansässiger Kaufmann, der hier einen bedeutenden Handel trieb, war ein vertrauter Freund des Abtes.

Als ich hierauf die Armenier fragte, welche sonstigen Bedingungen sie stellen würden, sagten sie, dieselben beträfen nur die Disciplin und hier würde sich ohne Schwierigkeit ein Abkommen treffen lassen. Sie fügten hinzu, sie würden dieselben sämmtlich schriftlich aufsetzen, sobald ich ihnen die Gewißheit geben könnte, daß Serpos ihre Fonds ausgeliefert habe.

So begann meine Unterhandlung. Ich schrieb Alles auf, und der Konsul schickte es dem Gerichte. Sechs Wochen darauf erhielt ich die Antwort, der Abbé würde Mittel finden,

die fragliche Summe in der Bank zu deponiren; zuvor wolle er aber ganz genau wissen, welche Reformen hinsichtlich der Disciplin verlangt würden.

Als ich diese Alternative gelesen, welche dem, was ich geschrieben hatte, geradezu widersprach, faßte ich den Entschluß, die Sache aufzugeben; was mich aber vollends bewog, sie mir schnell vom Halse zu schaffen, das waren einige Worte, welche mir Graf Wagensberg sagte. Er gab mir zu verstehen, wie er sehr wohl wisse, daß ich die Mönche mit ihrem Abte versöhnen wolle, und daß ihm das unangenehm sei; denn, sagte er, Sie können diese Sache nur zum Ziele führen, indem Sie dem Lande, wo sie leben, und dessen Freund Sie sein müssen, da man auch Sie als solchen betrachtet und behandelt, schaden.

Ich zögerte nicht, ihm mit der größten Aufrichtigkeit die ganze Sache auseinanderzusetzen, und ihm zu versichern, daß ich mich nie auf diese Unterhandlung eingelassen haben würde, wenn ich nicht fest überzeugt gewesen wäre, daß ich nicht damit zu Stande kommen würde; denn ich habe aus Venedig selbst auf unzweifelhafte Weise erfahren, daß es dem Marquis Serpos schlechterdings unmöglich sei, die vierhunderttausend Dukaten, welche er vom Abte erhalten, zurückzuerstatten.

Diese Erklärung verscheuchte alle Wolken bis auf die letzte Spur.

Die Armenier kauften für dreißigtausend Gulden das Haus des Rathes Rizzi, wo sie sich niederließen, und wo ich sie von Zeit zu Zeit besuchte, ohne ferner mit ihnen von Venedig zu sprechen.

Dieß war der letzte Beweis von Güte, welchen mir der Graf von Wagensberg gab, der unglücklicher Weise im Herbste desselben Jahres im Alter von kaum funfzig Jahren starb.

Eines Morgens, nachdem er ein dickes, aus Wien angekommenes Heft gelesen, sagte er zu mir, er bedaure sehr, daß ich nicht deutsch verstehe, denn sonst würde er mir das Heft gern zum Lesen gegeben haben. Indeß gleichviel, setzte er hinzu, ich werde Ihnen sagen, was es enthält.

Hier, mein lieber Casanova, finden Sie Gelegenheit, sich ein Verdienst um Ihr Vaterland zu erwerben, ohne daß Sie zu fürchten brauchten, denjenigen zu mißfallen, welche vermöge

ihrer Stellung genöthigt sind, unserm Handel alle möglichen Vortheile zu verschaffen.

Ich will Ihnen etwas anvertrauen, jedoch mit dem Vorbehalte, daß Sie mich nie nennen, etwas, wovon Sie großen Nutzen ziehen können, sowohl wenn Sie die Sache durchsetzen, als wenn Ihre Schritte ohne Erfolg bleiben; denn in beiden Fällen wird man genöthigt sein, Ihrem Patriotismus Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; man wird Ihnen für die Schnelligkeit der Mittheilung Dank wissen, und Ihnen wegen der Geschicklichkeit der Entdeckung Rechnung tragen. Denken Sie indeß daran, daß Sie nie verlautbaren lassen dürfen, wie Sie zur Kenntniß dieser Sache gekommen sind; sagen Sie aber, Sie ständen für die Richtigkeit Ihres Berichts ein und Sie würden die Mittheilung gar nicht gemacht haben, wenn Sie nicht die Gewißheit ihrer Authenticität hätten.

Folgendes ist die Thatsache, fuhr der Gouverneur fort:

Alle Waaren, welche von uns nach der Lombardei geschickt werden, müssen den Weg durch die venetianischen Staaten und über Venedig selbst nehmen, und nachdem sie dort dem Zollamte vorgelegen, werden sie als Transitwaaren in den Magazinen aufbewahrt. So ist es immer gewesen, so ist es noch, und so wird es noch lange bleiben können, wenn die venetiasche Regierung sich entschließt, was wir für den Entrepôt unserer Waaren bezahlen müssen, wenigstens um die Hälfte zu vermindern. Die vier pro Cent, welche wir bezahlen, sind eine übermäßige Abgabe.

Ein Projekt ist eingereicht worden, und der Hof hat es mit großer Beeiferung angenommen. Hier ist der Befehl, es zur Ausführung bringen zu lassen, ohne der venetianischen Regierung auch nur Kenntniß davon zu geben; denn die Operation ist nicht der Art, daß wir als Freunde genöthigt wären, vorher davon Mittheilung zu machen.

Wo es sich nur um den Transit handelt, bezahlt man beim Durchgange der Waaren; läßt man keine durchgehen, und nichts nöthigt dazu, so ist man auch zu nichts verbunden, und Niemand hat das Recht sich zu beklagen, wenn ein Staat oder ein bloßer Privatmann den einen Weg dem andern vorzieht. Dies ist der gegenwärtige Fall. Alles, was wir künftig nach der Lombardei schicken, wird hier eingeladen und in Mezzola ausgeladen werden, ohne ferner die Staaten der Republik zu

berühren. Mezzola gehört dem Herzoge von Modena uud liegt uns gegenüber. In einer Nacht fährt man über den Meerbusen und unsere Waaren werden in Magazinen, welche erbaut werden sollen, gelagert werden.

Sie sehen, daß wir hiedurch den Weg um die Hälfte vermindern, was schon einen ganz hübschen Gewinn gewährt; ferner aber wird sich der Staat Modena mit einem ganz geringen Zolle, kaum dem vierten Theile dessen, was der Staat Venedig fordert, begnügen.

Nichtsdestoweniger bin ich überzeugt, daß wenn die Republik nach sorgfältiger Erwägung dieser Gründe dem Finanz-Ministerium und Handelsrathe in Wien erklärt, sie wolle die bisher erhobene Abgabe auf die Hälfte herabsetzen, ihr Anerbieten angenommen werden wird; denn Neuerungen, welche immer Verlegenheiten verursachen, sind nicht nach dem Geschmacke der österreichischen Regierung, weil dieselben außerordentliche Ausgaben erfordern und in Folge von Ereignissen und Umständen, die, man nicht voraussehen kann, Störungen unterworfen sind.

Erst in vier oder fünf Tagen werde ich, da uns nichts drängt, die Sache vor den Rath bringen; Sie aber müssen sich beeilen, denn sobald ich die Entschließung meiner Regierung veröffentliche, wird die venetianische Regierung durch ihren Konsul und durch alle ihre handeltreibenden Kaufleute von der Sache in Kenntniß gesetzt werden.

Mir wäre es angenehm, wenn Sie veranlassen könnten, daß im Augenblick, wo ich zur Ausführung der Operation schreiten möchte, ein Befehl aus Wien mir die Einstellung derselben beföhle.

Ich begriff leicht, welches Verdienst ich mir erwerben würde, wenn ich diese Nachricht ohne Verzug an die Staatsinquisitoren gelangen ließe; denn dieses gräßliche und schreckliche Gericht hat die Schrulle, Erstaunen hervorzurufen, indem es durch unbegreifliche Mittel, welche indeß nur die eines ausgedehnten, theuer bezahlten Spionerieweſens sein können, sich von Allem nnterrichtet zeigt, ehe irgend Jemand anders etwas davon erfahren.

Nachdem ich dem Grafen und Gouverneur meinen tiefen Dank zu erkennen gegeben, sagte ich ihm, ich würde

den Bericht schreiben und denselben, nachdem er ihn gelesen, durch einen Expressen an die Staatsinquisitoren abschicken.

Sehr wohl, erwiederte er, ich werde ihn mit großem Vergnügen lesen, und diese Antwort war mir sehr angenehm.

An diesem Tage speiste ich nicht zu Mittag, und in Zeit von vier oder fünf Stunden hatte ich den Entwurf aufgesetzt, eine Abschrift gemacht und von dieser nochmals Abschrift genommen; hierauf brachte ich Alles dem Gouverneur, der sehr erfreut über meine Schnelligkeit war. Er fand Alles sehr gut, und nun brachte ich meine Schrift dem Consul und bat diesen ohne weitere Bevorwortung, sie zu lesen.

Als er sie gelesen hatte, sah er mich erstaunt an und fragte: Sind Sie auch ganz sicher, daß dies nicht eine Fabel ist? Mir scheint es unmöglich, denn ich weiß kein Wort davon, und auch in Triest weiß Niemand etwas davon.

Ich bürge mit meinem Kopfe für die Wahrheit meiner Behauptung, bitte Sie aber, nicht zu verlangen, daß ich Ihnen die Quelle angebe, aus welcher mir diese wichtige Nachricht zugekommen ist.

Nachdem er einige Augenblicke nachgedacht, sagte er:

Wenn ich diese Schrift auf dem gewöhnlichen Wege und nachdem ich vom Inhalte Kenntniß genommen, absenden soll so kann ich sie nur den fünf Weisen des Handelsgerichts, deren Abgesandter ich bin, nicht aber den Staatsinquisitoren einschicken, oder Sie müßten das Letztere ausdrücklich von mir fordern. Da es aber in Ihrem Interesse liegt, daß die Schrift an die Staatsinquisitoren gelangt, so übergeben Sie sie mir versiegelt und in Begleitung eines höflichen Schreibens, worin Sie mich bitten, dieselbe dem Gerichte zuzuschicken, und Sie sich entschuldigen, daß Sie mir dieselbe nicht unversiegelt zustellen.

Warum soll ich Ihnen ein solches Mißtrauen bezeigen?

Wenn vorauszusetzen wäre, daß ich den Inhalt kenne, müßte ich für die Wahrheit Ihrer Ansicht einstehen, und die fünf Weisen des Handelsgerichts würden in diesem Falle der Ansicht sein, daß ich meine Befugnisse überschreite; denn ich bin hier, um ihnen zu dienen und muß ihnen sogar vor den Herren Staatsinquisitoren, gegen die ich keine Verpflichtungen habe, den Vorzug geben. Erlauben Sie also, daß ich in

Ihrem Interesse nicht ehe von der Sache Kenntniß nehme, als bis sie öffentlich geworden ist. Ist sie wahr, so muß meiner Ansicht nach der Herr Präsident Kenntniß davon haben, und im Laufe der Woche wird sie für Niemand mehr ein Geheimniß sein. Dann werde ich den fünf Weisen des Handelsgerichts meinen Bericht erstatten und habe mein Schuldigkeit gethan.

Dann könnte ich die Schrift ja auch direkt abschicken und brauchte sie nicht durch Ihre Hände gehen zu lassen.

Ich bitte um Verzeihung, denn zunächst würde man Ihnen nicht glauben, und sodann würden Sie mir durch einen solchen Schritt schaden; denn einer so mißtrauischen Regierung gegenüber wie es die venetianische ist, muß man beständig auf seiner Hut sein, und ich bin sicher, daß man mich der Nachlässigkeit beschuldigen würde, wenn ich diese Nachricht melden könnte und sie nicht meldete. Es ist noch ein dritter Grund vorhanden, nämlich der, daß mein werther Herr, der Magistrat, Ihnen nicht eine Zechine geben, Ihnen vielleicht nicht einmal danken würde. Wenn Ihre Nachricht sicher ist, wie ich gern glaube, so machen Sie einen Meisterstreich, wenn Sie dieselbe dem Gerichte zuschicken; denn Sie werden sich dadurch nicht nur in Ansehen setzen, sondern auch eine pecuniäre Gratification erhalten. Ist die Thatsache wahr, so wünsche ich Ihnen von ganzem Herzen Glück; irren Sie sich aber, mein Lieber, so sind Sie verloren; denn indem Sie das untrügliche Gericht zu einem Irrthum verleiten, und es einen falschen Schritt thun lassen, machen Sie es zu Ihrem unversöhnlichen Feinde. Sie werden sich wohl denken, daß eine Stunde nachdem das Gericht der Inquisitoren von Ihrer Schrift Kenntniß genommen, das Handelsgericht eine Abschrift erhält.

Weshalb eine Abschrift?

Weil Sie sich irren können und weil Niemand wissen darf, wem die untrüglichen und verschwiegenen Exellenzen ihr Vertrauen schenken.

Ich verstehe.

Ich machte es so, wie mein weiser und kluger Freund mir gerathen. Ich schrieb ihm sofort ein Billet, wie er es wünschte, und nachdem ich meine Schrift versiegelt, adressirte ich sie an Marco Antonio Businello, Secretair des Gerichts und Bruder desjenigen, unter dessen Regentschaft ich vor siebenzehn Jahren aus den Bleidächern entflohen war.

Als ich dem Gouverneur am folgenden Morgen anzeigte, daß Alles noch vor Mittag erledigt worden, war derselbe nicht wenig erfreut, Er gab mir nochmals die Versicherung, daß der venetianische Konsul vor Sonnabend nichts von der Sache erfahren solle. Während dessen sah ich mit großer Betrübniß die Unruhe des Konsuls. Aus Zartgefühl äußerte er nichts gegen mich, mir war es aber sehr unangenehm, daß ich ihn nicht beruhigen konnte.

Als ich am Sonnabend im Casino war, theilte mir der Rath Rizzi diese Nachricht mit dem Bemerken mit, daß der Platz Triest gewinnen würde, was Venedig durch diese Veränderung verlöre. Während wir über diese Neuerung sprachen, kam der Konsul hinzu und sagte, für Venedig würde der Verlust nur von geringer Erheblichkeit sein, und beim ersten Schiffbruche würde Triest mehr verlieren als die Entrepôtgebühren in zehn Jahren betragen hätten. Ueberdieß, fügte er hinzu, werden die deutschen Absender die Kosten des Fuhrlohns für die Waaren tragen müssen, welche von Mezzola nach der venetianischen Lombardei und nach allen unsern Messen zurückgehen. Der Konsul, weit entfernt, sich über die neue Maaßregel betrübt zu zeigen, lachte also dazu; so brachte es einmal sein Geschäft mit sich. In allen kleinen Handelsplätzen wie Triest legt man auf Kleinigkeiten großen Werth.

Ich speiste beim Konsul, der, als er mit mir allein war, sein Herz erleichterte und mir seine Besorgnisse und seine Zweifel eingestand.

Als ich ihn fragte, was die Venetianer seiner Ansicht nach thun würden, um den Streich abzuwehren, antwortete er: Sie werden sehr gelehrte, sehr systematische Berathungen halten und dann nichts thun; die Oesterreicher aber werden ihre Waaren den Weg nehmen lassen, der ihnen beliebt.

Eine so weise Regierung!

Oder vielmehr, welche es sein möchte.

Sie glauben also, daß sie nur noch von dem zehrt, was sie gewesen.

Wie alle wurmstichigen Institutionen, die nur noch kraft ihrer frühern Bedeutung fortdauern. Die meisten Regierungen gleichen jetzt jenen alten Dämmen, welche an ihrer Grundlage angefault, sich nur noch durch die Schwere ihrer Masse an ihrer Stelle erhalten.

Der Konsul hatte wirklich richtig gerathen. Noch am selben Tage meldete er die Nachricht der Behörde, von der er abhing, und im Laufe der folgenden Woche antwortete man ihm, Ihre Excellenzen seien schon seit mehrern Tagen auf außerordentlichem Wege von der Sache unterrichtet. Man sagte ihm er möge sich für den Augenblick darauf beschränken, die Behörde von allem Vorfallenden in Kenntniß zu setzen.

Hatte ich es nicht gesagt, äußerte der Konsul gegen mich, und weiß ich nicht, was von der Weisheit unserer sogenannten Weisen zu denken ist?

Ich glaube, sie würden in Bedlam oder Charenton ganz gut aufgehoben sein.

Erst nach drei Wochen erhielt der wackere Mann vom Secretair des Gerichts ein Schreiben, worin er angewiesen wurde, mir eine zweite Gratification von hundert silbernen Dukaten einzuhändigen und mir monatlich zehn Zechinen auszuzahlen, um mich zu ferneren Dienstleistungen zu ermuntern.

Nun zweifelte ich nicht mehr, daß ich im Laufe des Jahres meine Begnadigung erlangen würde; ich machte indeß die Rechnung ohne den Wirth, denn man gewährte sie mir erst im folgenden Jahre, und ich werde zu seiner Zeit davon sprechen.

Diese neue Gratification und die zehn Zechinen monatlich machten mich einigermaaßen flott; denn was ich außerdem hatte, reichte nicht aus, weil gewisse Vergnügungen, die ich nicht entbehren konnte, mir viel Geld kosteten. Es war mir nicht unlieb, daß ich jetzt im Solde desselben Gerichts stand, welches mich meiner Freiheit beraubt und dessen Macht ich getrotzt hatte. Ich sah in dieser Wendung einen Triumph, und meine Ehre verpflichtete mich, mich in allen Punkten, welche weder die Naturgesetze noch das Völkerrecht verletzten, demselben nützlich zu machen.

Ein kleiner Vorfall, welcher der Stadt Triest Stoff zum Lachen gab, scheint mir wohl der Art, meinen Lesern gefallen zu können.

Es war im Anfange des Sommers. Ich hatte am Ufer des Meeres Sardinen gegessen und kam gegen zehn Uhr Abends nach Hause, als ich ein Mädchen, welches ich als die Magd des jungen Grafen Strasoldo erkannte, in mein Zimmer treten sah.

Dieser Graf war ein sehr hübscher Junge, aber arm wie alle Strasoldo's; dabei liebte er kostspielige Vergnügungen und hatte daher viele Schulden. Er bekleidete einen kleinen Posten mit sechshundert Gulden jährlich, und es wurde ihm nicht schwer sein ganzes Jahrsgehalt in einem Vierteljahre auszugeben. Uebrigens war er höflich und großmüthig und ich hatte mehrmals in Pittonis Gesellschaft bei ihm zu Abend gespeist.

In seinem Dienst stand eine außerordentlich hübsche Krainerin, welche seine Freunde kannten, an welche sich aber Niemand zu machen wagte, weil er verliebt in sie und eifersüchtig war. Mich den Umständen anbequemend hatte ich sie in Gegenwart des Herrn gesehen, bewundert, gelobt und denselben wegen des Besitzes eines solchen Schatzes glücklich gepriesen; ich hatte indeß nie ein einziges Wort an sie gerichtet.

Strasoldo war vom Grafen Auersberg, der ihn liebte, und der ihm bei seiner Abreise versprochen hatte, daß er an ihn denken würde, nach Wien berufen worden. Er sollte in Polen als Kreishauptmann angestellt werden, hatte seine Meubeln verkauft, überall Abschied genommen, und stand auf dem Punkte abzureisen. In Triest zweifelte Niemand daran, daß er seine schöne Krainerin mitnehmen würde. Ich selbst glaubte es, denn am Morgen dieses Tages hatte ich ihm eine glückliche Reise gewünscht. Man denke sich also mein Staunen, als ich seine hübsche Magd, die mich bis dahin nicht angesehen hatte, zu dieser Stunde in mein Zimmer treten sah.

Was wollen Sie, mein schönes Kind? fragte ich sie.

Sie werden mich entschuldigen, mein Herr, da ich aber nicht mit Strasoldo reisen will und nicht weiß, wo ich schlafen soll, so glaubte ich, ich könnte nirgends sicherer als bei Ihnen sein. Niemand kann vermuthen, daß ich hier bin, und wenn mich Strasoldo nicht findet, muß er allein reisen. Wenn er weit weg von hier ist, werde ich Triest verlassen und mich wieder zu meiner Familie begeben. Sollten Sie die Grausamkeit haben, mich wegzuweisen?

Nein, meine Liebe.

Ich verspreche Ihnen, Sie morgen zu verlassen, denn Strasoldo reist mit Tagesanbruch ab, wie Sie sich aus Ihren Fenstern überzeugen können.

Reizende Leuzica, so hieß sie, gewiß wird Niemand Ihnen ein Asyl versagen, am allerwenigsten ich, der Sie immer anbetungswerth gefunden hat. Sie sind hier sicher, denn ich stehe Ihnen dafür, daß so lange Sie hier sind, Niemand ohne Ihre Erlaubniß hereinkommen soll. Ich danke dem Zufalle oder meinem Glücke, welches Sie an mich hat denken lassen; wenn es aber wahr ist, wie man allgemein sagt, daß der Graf Sie liebt, so wird er nicht ohne Sie reisen, wie Sie sehen werden. In der Hoffnung, Sie wiederzufinden wird er wenigstens den ganzen morgenden Tag hier bleiben.

Ohne Zweifel wird er mich suchen, nur nicht hier. Versprechen Sie mir, mich nicht zur Entfernung zu nöthigen, selbst wenn er errathen sollte, daß ich bei Ihnen bin.

Ich schwöre es Ihnen.

Ich bin zufrieden.

Reizende Leuzica, wissen Sie aber auch, daß Sie wohl mein Bett werden theilen müssen?

Wenn ich Ihnen nicht lästig falle, von ganzem Herzen.

Schöne Krainerin, Sie sprechen von belästigen: Sie werden aber wohl sehen, daß dies nicht der Fall ist. Entkleiden wir uns also schnell. Wo sind aber Ihre Sachen?

Alles, was ich habe, befindet sich in einem kleinen Koffer, den der Graf schon hat hinten auf seinen Wagen binden lassen; ich frage indeß wenig danach.

Der arme Graf muß jetzt wüthend sein.

Noch nicht, denn er kömmt erst um Mitternacht nach Hause. Er speist bei Madame Bissolotti, welche in ihn verliebt ist, zu Abend.

Während Leuzica so sprach, entkleidete sie sich und legte sich zu Bett. In einem Augenblicke lag ich neben ihr, und nach einer achtmonatlichen Diät verlebte ich in ihren Armen eine köstliche Nacht; denn seit Lia hatte ich nur vorübergehende Vergnügungen gehabt, die gewöhnlich nur eine Viertelstunde dauerten und einen unangenehmen Nachgeschmack haben.

Leuzica war eine vollkommne Schönheit, werth in einem Hirschparke zu herrschen; wäre ich reich gewesen, so hätte ich einen Haushalt gemacht, um sie in meinem Dienste behalten zu können.

Wir erwachten erst um sieben Uhr; als sie aufgestanden

war, sah sie vor der Thür den Wagen Strasoldo's und sagte zu mir mit trauriger Miene, ich habe Recht gehabt.

Ich tröstete sie, indem ich ihr die Versicherung gab, daß es in ihrem Belieben stehe, so lange sie wolle bei mir zu bleiben.

Ich bedauerte sehr, daß ich nicht ein Kabinet hatte, denn ich konnte sie dem Kellner, der uns den Kaffee brachte, nicht verbergen.

Wir enthielten uns des Frühstücks; indeß mußte ich darauf bedacht sein, ihr Essen zu besorgen. Ich glaubte dazu hinlängliche Zeit zu haben; man wird indeß sehen, daß ich mich täuschte.

Gegen zehn Uhr sah ich Strasoldo und seinen Freund Pittoni in den Gasthof treten, den ich bewohnte. Als ich meine Thür öffnete, sah ich, daß sie mit meinem Wirthe sprachen. Einen Augenblick darauf traten sie ins Casino; sodann sah ich sie eintreten, aus mehrern Zimmern herauskommen und durch alle Stockwerke gehen.

Da ich mir wohl denken konnte, um was es sich handelte, so sagte ich lachend zu Leuzica, man suche sie und werde uns unfehlbar bald einen Besuch abstatten.

Sie werden Ihres Versprechens eingedenk bleiben, nicht wahr? sagte sie.

Sie können ruhig sein.

Da sie durch den bestimmten Ton meiner letzten Worte vollkommen beruhigt wurde und wohl einsah, daß ich Jenen meine Thür nicht verschließen könne, ohne sie die Wahrheit errathen zu lassen, so sagte sie: Mögen sie immer kommen; sie werden sehen, daß es ihnen nichts helfen wird.

Als ich sie kommen hörte, ging ich hinaus, und nachdem ich die Thür hinter mir geschlossen, bat ich sie, mich zu entschuldigen, wenn ich sie nicht zum Eintreten auffordern könne, da ich Contrebande bei mir habe.

Sagen Sie mir nur, begann Strasoldo mit einer Miene, die Mitleid einflößen mußte, ob Sie nicht meine liebe Krainerin bei sich haben. Wir sind sicher, daß sie diese Nacht im Gasthofe gewesen ist, denn die Schildwache, welche an der Thür steht, hat sie um zehn Uhr eintreten sehen.

Die Thatsache ist ganz richtig; die schöne Krainerin ist in meinem Zimmer und ich habe ihr mein Wort gegeben, daß

ihr Niemand Zwang anthun soll; Sie können überzeugt sein, daß ich ihr mein Wort halten werde.

Ich will ihr gewiß keinen Zwang anthun und bin überzeugt, daß sie freiwillig mit mir kommen wird, wenn ich mit ihr sprechen kann.

Ich werde sie fragen, ob sie mit Ihnen zu sprechen wünscht. Warten Sie.

Leuzica, welche an der Thür gelauscht hatte, hatte Alles gehört, und sobald ich die Thür geöffnet hatte, sagte sie, ich könne den Grafen eintreten lassen.

Kaum hatte sie Strasoldo gesehen, als sie denselben mit stolzem Tone fragte, ob sie eine Verpflichtung gegen ihn eingegangen sei, ob er sie beschuldigen könne, in seinem Dienste etwas veruntreut zu haben, und ob es ihr nicht freistehe, ihn zu verlassen.

Der arme Graf erwiederte ihr mit großer Milde, ganz im Gegentheile sei er ihr ein Jahr ihres Gehalts schuldig und sei er im Besitze aller ihrer Sachen; sie habe indeß Unrecht, daß sie ihn so ohne allen Grund verlasse.

Ich habe keinen andern Grund als meinen Willen; dieser aber steht sehr fest. Ich will nicht nach Wien gehen. Ich habe Ihnen das schon vor acht Tagen gesagt. Wenn Sie ein Ehrenmann sind, so werden Sie mir meinen Koffer lassen, und was mein Gehalt betrifft, so können Sie es mir, wenn Sie jetzt kein Geld haben, nach Laibach zu meiner Tante schicken.

Strasoldo that mir wirklich leid, denn nachdem er sich bis zu den demüthigsten Bitten erniedrigt hatte, weinte er wie ein Kind. Das verleidete mir die Sache; Pittoni hätte mich aber beinahe ärgerlich gemacht, als er sich gestattete, mir zu sagen, ich müsse ein solches Weibsbild aus meinem Zimmer jagen.

Sie sind nicht der Mann, sagte ich mit festem Tone zu ihm, der mir lehren könnte, meine Schuldigkeit zu thun, und da ich diese junge Frau bei mir aufgenommen habe, so sollten Sie Ihre Ausdrücke mäßigen.

Als er sah, daß ich in Harnisch war, änderte er seinen Ton und fragte mich lachend, ob ich mich in so kurzer Zeit in sie verliebt haben könne.

Strasoldo unterbrach ihn und sagte, er sei fest überzeugt, daß sie nicht bei mir geschlafen habe.

Darin täuschen Sie sich, sagte Leuzica, ihm ebenfalls ins Wort fallend, denn es ist nur ein Bett hier, und ich habe nicht auf der Erde geschlafen.

Da sie weder durch Bitten, noch durch Vorwürfe etwas zu erreichen vermochten, so entfernten sie sich gegen Mittag, und meine schöne Krainerin wußte gar nicht, wie sie mir danken sollte.

Da das Geheimniß einmal entdeckt war, so ließ ich ein Mittagsessen für zwei Personen bringen, und da der Wagen des Grafen noch immer vor dem Hause stand, so versprach ich ihr, bei ihr zu bleiben und sie keinen Augenblick zu verlassen, so lange Strasoldo in Triest sein würde.

Um drei Uhr zeigte mir der venetianische Konsul an, daß der Graf sich ihm empfohlen habe, damit er mich zur Auslieferung seiner theuren Leuzica zu veranlassen suche.

Sie müssen sich, mein würdiger Konsul, an sie selbst wenden, denn sie ist nicht in Folge von Vorspiegelungen meinerseits, sondern auf ihren Wunsch hier.

Als mein achtbarer Freund die Wahrheit aus dem Munde des jungen Mädchens vernahm, verließ er uns mit dem Bemerken, daß wir beide Recht hätten.

Gegen Abend brachte ein Kommmissionair den Koffer des jungen Mädchens auf mein Zimmer, und diese war jetzt sehr gerührt, aber nicht reuig.

Leuzica speiste bei mir zu Abend und theilte mein Lager zum zweiten Male; der Graf reiste endlich mit Tagesanbruch ab.

Als ich seiner Abreise sicher war, nahm ich einen Wagen und brachte meine reizende Leuzica bis zwei Poststationen auf den Weg nach Laibach, und nachdem ich gut mit ihr zu Mittag gespeist, ließ ich sie bei einer Frau ihrer Bekanntschaft zurück.

Mein Benehmen wurde in Triest allgemein gebilligt, und selbst Pittoni sagte, er würde sich an meiner Stelle ganz wie ich benommen haben.

Der arme Strasoldo nahm ein schlechtes Ende. Er hatte in Leopol eine Stelle erhalten: da er aber hier Schulden machte, so beging er Unterschleife und um nicht sein Verbrechen mit dem Leben zu büßen, flüchtete er nach der Türkei, wo er den Turban annahm.

Um die Zeit, von welcher ich spreche, kam der venetianische General Palmanova, ein Patricier aus der Familie Rota, in Begleitung des Procurators Erizzo nach Triest, um dem Präsidenten und Gouverneur Grafen von Wagensberg einen Besuch zu machen. Am Nachmittage stellte mich der Graf Ihren Excellenzen vor, welche sehr erstaunt schienen, mich in Triest zu sehen.

Als mich der Procurator fragte, ob ich mich so gut in Triest unterhalte wie vor sechszehn Jahren in Paris, erwiederte ich, die sechszehn Jahre mehr und hunderttausend Francs weniger nöthigten mich zu einer ganz andern Lebensweise.

Während wir noch so sprachen, trat der Konsul ein und meldete, daß die Felucke bereit sei. Frau von Lantieri, welche von ihrem Vater unterstützt wurde, sagte, ich möchte mich der Partie anschließen. Die drei anwesenden adligen Venetianer (der dritte war mir unbekannt) stimmten bei.

Nach einer Verneigung des Kopfes, welche weder ja noch nein bedeutete, fragte ich den Konsul, was es mit dieser Partie in der Felucke auf sich habe. Er antwortete, es handle sich um die Besichtigung eines venetianischen Kriegsschiffes, welches am Eingange des Hafens vor Anker liege und dessen Gouverneur Se. Excellenz dort sei. Nun sagte ich zur liebenswürdigen Gräfin mit lachender, obwohl bescheidener Miene, eine Verpflichtung ältern Ursprungs beraube mich des Vergnügens, ihr auf dieser Partie den Hof zu machen. Madame, es ist mir verboten, den Fuß auf venetianischen Boden zu setzen.

Nun erhob sich ein allgemeines Oh! Oh! Sie haben nichts zu fürchten. Sie sind in unserer Gesellschaft. Wir sind Ehrenmänner und Ihr Zweifel ist beleidigend.

Das Alles ist ganz gut, meine Herren und Damen, und ich gebe gern nach, wenn eine von Ew. Excellenzen mir die Versicherung geben kann, daß die Staatsinquisitoren nicht vielleicht schon morgen wissen, ich sei kühn genug gewesen, an dieser Partie, die mich im Uebrigen außerordentlich ehrt, Theil zu nehmen.

Diese Worte brachten alle zum Verstummen; sie sahen sich unter einander an, und Niemand wagte, einen Einwand zu machen.

Der adlige Gouverneur des Schiffes, von dem gekannt

zu sein ich die Ehre hatte, trat nun heran und sprach einige Minuten leise mit der Gesellschaft; sodann brachen sie auf.

Am folgenden Tage äußerte der Konsul zu mir, der Gouverneur des Schiffes habe das Ablehnen der Theilnahme an der Partie sehr klug gefunden, denn hätte er zufälliger Weise meinen Namen und mein Verhältniß zu seiner Regierung während meiner Anwesenheit auf dem Schiffe erfahren, so würde er sich verpflichtet geglaubt haben, mich an Bord zurückzuhalten.

Als ich dem Gouverneur von Triest die Aeußerungen des Konsuls berichtete, antwortete er sehr ernst, er würde in diesem Falle dem Schiffe nicht das Lichten der Anker gestattet haben.

Am selben Abend sah ich den Procurator Erizzo; dieser wünschte mir Glück zu meiner Klugheit, und sagte, er würde dafür sorgen, daß mein Benehmen als ein Beweis meiner Achtung für die Entscheidungen des Gerichts zur Kenntniß desselben käme, da hiedurch eine meinen Wünschen entsprechende Entschließung nur beschleunigt werden könnte.

In diesen Tagen sah ich in Triest eine der schönsten Venetianerinnen, von denen man wußte. Sie war mit mehrern ihrer Anbeter auf einer Vergnügungspartie hieher gekommen. Sie war aus der patricischen Familie Bon und hatte einen Grafen Romili de Borgamo geheirathet, der ihr völlige Freiheit ließ und dabei ihr bester Freund blieb. An ihren Wagen hatte sie den General Grafen Burghausen gespannt, der alt und gichtbrüchig war, einen berühmten Lebemann und Verschwender, der seit zehn Jahren die Fahne des Mars verlassen hatte, um den Rest seines Lebens um so unbeschränkter der Venus widmen zu können. Dieser Mann, der einen liebenswürdigen Charakter und viel Erfahrung hatte, blieb in Triest und wollte mich kennen lernen. Zehn Jahre später war er mir nützlich, wie meine Leser im folgenden Bande, vielleicht dem letzten, sehen werden.

Elftes Kapitel.

Abenteuer in Triest. — Ich leiste dem Gerichte der Staats-Inquisitoren in Venedig gute Dienste. — Meine Reise nach Görtz und meine Rückkehr nach Triest. — Ich finde Irene wieder, die Schauspielerin und sehr geschickt im Hasardspielen geworden ist.

Da die Triestiner Damen Lust bekommen hatten, ihre Talente in der Darstellung französischer Komödien zu versuchen, so wählten sie mich zum Direktor und allgemeinen Anordner. Ich wurde nicht nur mit der Wahl der Stücke, sondern auch mit der der Schauspieler beiderlei Geschlechts und mit Vertheilung der Rollen beauftragt. Dies Geschäft machte mir unsägliche Mühen und verschaffte mir nicht die Genüsse, mit denen ich mir geschmeichelt hatte.

Da meine sämmtlichen Schauspielerinnen unerfahren im Bühnenspiel waren, so mußte ich sie abrichten, täglich von einer zur andern laufen, um sie die Rolle, die sie auswendig lernen sollten, repetiren zu lassen; damit kamen sie aber nicht zu Stande, weil ihr Gedächtniß wegen Mangels an Uebung zu störrisch war. Wenn in Italien eine Revolution nothwendig ist, so ist sie es bekanntlich auf dem Gebiete der Erziehung und namentlich des weiblichen Unterrichts. Die besten Familien beschränken sich, mit wenigen Ausnahmen darauf, ihre Töchter während einer Reihe von Jahren in einem Kloster einsperren zu lassen, bis dieselben in die Arme eines Gatten übergehen, den sie den Tag vor ihrer Verheirathung oder an diesem Tage selbst gewöhnlich zum ersten Male sehen, den

kennen zu lernen sie keine Gelegenheit gehabt haben, und der ihnen oft ihr ganzes Leben hindurch gleichgültig bleibt. Von beiden Seiten sucht man daher Entschädigung für eine so gewagte Verbindung im Cicisbeate; ohne einen Irrthum fürchten zu müssen kann man daher auch sagen, daß die Abstammungsnachweise der in Frankreich sogenannten guten Gesellschaft in Italien rein conventionell sind, und selten ist wohl ein vornehmer Herr, der sagen kann: Ich heiße wie mein Vater.

Was können aber wohl in den Klöstern, namentlich in denen unsers schönen Italiens, die jungen Mädchen lernen? Einige fromme Uebungen, Mummereien, wenig Religion, viel Intrigue und Verstellung, schlechte Gewohnheiten, oft Liederlichkeit, Koketterie, etwas Lesen, Schreiben, viele hübsche Fertigkeiten ohne Nutzen, außer etwa ein wenig Musik und Zeichnen, keine Geschichte, Geographie oder Mythologie, Rechnen fast gar nicht und überhaupt nichts, was eine gute Gattin oder Mutter braucht.

Die fremden Sprachen sind ein ganz unbekanntes Gebiet, und dächte man auch daran, so würde die Milde unserer schönen italiänischen Sprache die Erlernung außerordentlich schwierig machen, um so mehr als die Gewohnheit des dolce far niente ein Hinderniß jeder angestrengten Thätigkeit ist.

Ich habe diese Wahrheiten trotz meiner nationalen Eigenliebe niedergeschrieben, um mein Gewissen zu erleichtern. Wohl weiß ich, daß wenn je eine meiner schönen Landsmänninnen mich lesen und verstehen sollte, sie mich steinigen wird; was geht mich aber ihr Zorn an? Ich werde dann nicht mehr sein, da, wenn meine Denkwürdigkeiten das Licht erblicken werden, ich es nicht mehr sehen werde. Und weiß ich denn auch nicht hinlänglich, daß ich ihnen nicht mehr gefallen kann?

Ich komme zum Theater zurück.

Da die Rollen in den Köpfen meiner Schauspielerinnen nicht haften wollten, so entschloß ich mich, ihr Souffleur zu werden und lernte nun durch die Erfahrung, welch' unangenehmes Geschäft dies ist.

Ein Souffleur übt das Geschäft eines Galeerensklaven; die Schauspieler gestehen nie, welche Verpflichtungen sie gegen ihn haben, und geben ihm alle ihre Fehler Schuld.

Ein Arzt in Spanien ist ziemlich in derselben Lage wie die Souffleure, denn wird sein Kranker gesund, so ist es das

Verdienst dieses oder jenes Heiligen, und stirbt er, so ist es immer die Folge der von ihm verordneten Mittel.

Eine schöne Negerin, welche der hübschesten meiner Schauspielerinnen, für die ich die größte Aufmerksamkeit hatte, diente, that einst eine Aeußerung, die schwer zu vergessen ist.

Ich begreife nicht, sagte sie, wie Sie in meine Gebieterin verliebt sein können, da dieselbe weiß wie der Teufel ist.

Haben Sie denn nie einen Weißen geliebt? fragte ich sie.

Wohl, antwortete die Schwarze, aber nur, weil ich keinen Neger hatte, dem ich gewiß den Vorzug gegeben hätte.

Einige Zeit darauf ergab sich mir die Negerin, denn sie hatte mich neugierig gemacht, und bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, wie falsch der Spruch ist: sublata lucerna nullum discrimen inter foeminas;*) — denn auch sublata lucerna muß ein Mann wissen, ob eine Frau schwarz oder weiß ist.

Meiner Ansicht nach ist es nicht zweifelhaft, daß die Neger eine von der unsrigen ganz verschiedene Menschengattung sind, und wesentlich unterscheiden sie sich, abgesehen von der Farbe, von uns dadurch, daß eine Afrikanerin es in ihrer Macht hat, gar nicht zu empfangen, oder nach ihrem Belieben ein männliches oder weibliches Kind zu empfangen. Wenn meine Leser diese Behauptung nicht glauben wollen, so haben sie Recht, weil unserer Natur nach die Sache unglaublich ist; ihr Unglauben würde aufhören, wenn ich sie mit der megalanthropogenetischen Theorie der Negerinnen bekannt machen wollte.

Der Graf Rosenberg, Oberkammerherr des Kaisers, der später Fürst geworden und vor einem Jahre gestorben ist, kam seines Vergnügens halber nach Triest mit dem Abbé Casti, den ich wegen einiger kleinen, sehr gottlosen, von ihm verfaßten Gedichte kennen zu lernen wünschte.

Meine Erwartungen wurden nicht erfüllt, denn anstatt eines Mannes von Geist fand ich in diesem Abbé nur einen kühnen, sehr schaamlosen Ignoranten, der kein andres Verdienst als das einer leichten Versifikation hatte.

Der Graf Rosenberg führte ihn mit sich, weil er ihm als Spaßmacher und Kuppler nützlich war: zwei Aemter, welche

---

*) Wenn das Licht ausgelöscht ist, ist kein Unterschied zwischen Frauen.

der Niedrigkeit seines Charakters entsprachen, aber wenig zu seiner geistlichen Stellung paßten. Zu jener Zeit hatte die Syphilis ihm noch nicht das Zäpfchen zerfressen.

Ich habe erfahren, daß dieser schaamlose Wüstling, dieser unwissende und unverschämte Reimschmied zum Dichter des Kaisers ernannt worden ist. Welche schimpfliche Nachfolge für das Angedenken des großen Metastasio, eines Mannes, der kein Laster hatte, der alle Tugenden besaß und mit den schönsten Kenntnissen geziert war.

Was das von Casti betriebene Dichtergeschäft betrifft, so besitzt er weder Adel der Sprache noch Verständniß des dramatischen Theaters. Diese Behauptung wird bewiesen durch zwei oder drei von ihm verfaßte komische Opern, welche nur platte, schlecht an ein ander gereihte Possen enthalten. Eins dieser Stücke ist voll Verläumdungen gegen den König Theodor wie gegen die Republik Venedig, welche er durch die kläglichsten Lügen lächerlich zu machen suchte.

In einem andern Stücke, die Grotte des Trophonius betitelt, hat Casti sich durch Auskramung einer zwecklosen Gelehrsamkeit, da sie nichts zur Komik oder zum Fortgange seines Dramas beiträgt, zum Gespötte aller gebildeten Leute gemacht.

Unter den vornehmen Leuten, welche nach Görtz kamen, um die französische Komödie zu sehen, welche im Hause des Barons Königsbrunn aufgeführt wurde, dessen Gemahlin, eine geborne Gräfin Almis und liebenswürdige Frau, die ersten Rollen spielte, lernte ich auch einen Grafen Torriano kennen, welcher das Talent hatte, mich zu bereden, daß ich in einem Landhause, welches er sechs Meilen von Görtz besaß, den Herbst zubringe.

Wäre ich meinem Genius gefolgt, so würde ich nicht dorthin gegangen sein.

Der Graf war nicht dreißig Jahre alt und war noch nicht verheirathet. Obwohl er nicht hübsch von Angesicht war, so konnte man doch auch nicht sagen, daß er häßlich war, trotz seiner Galgenphysiognomie, welche Grausamkeit, Unredlichkeit, Verrath, Stolz, sinnliche Rohheit, Haß und Eifersucht deutlich erkennen ließ. Diese schreckliche Mischung verführte mich zum Glauben, daß ich mich täusche, und daß die Waare besser als das Aushängeschild sei. Eine sehr liebenswürdige Einladung

schien mir die gräßlichen Eigenschaften, welche seine Physiognomie den Augen darbot, nicht zu rechtfertigen.

Ehe ich mich durch ein Versprechen band, erkundigte ich mich nach ihm, erfuhr aber nur Gutes. Man sagte mir, er liebe das schöne Geschlecht und gerathe in eine thierische Wuth, wenn er einen ihm angethanen Schimpf zu rächen habe; da mir aber diese Eigenschaften eines Edelmannes nicht unwürdig schienen, so gab ich ihm mein Versprechen, und er sagte, er würde mich am ersten September in Görtz erwarten; am folgenden Tage wollten wir dann nach Spessa abreisen; so hieß sein Gut.

Nachdem ich dieses Abkommen mit Torriano getroffen, nahm ich von Allen auf einige Monate Abschied, namentlich vom Grafen von Wagensberg, der damals ernstlich an einer Krankheit darniederlag, welche leicht durch den Mercur geheilt wird, wenn eine geschickte Hand ihn anwendet, welche aber tödtlich wird, wenn der Kranke in schlechte Hände fällt. Der arme Graf hatte dieses Unglück, denn er starb einen Monat nach meiner Abreise.

Ich fuhr also am Morgen von Triest ab, und nachdem ich in Proseco zu Mittag gespeist, langte ich frühzeitig in Görtz an, wo ich im Hause des Grafen Torriano abstieg. Er war nicht zu Hause, man ließ mich aber mein weniges Gepäck ablegen, als ich gesagt hatte, ich sei vom Grafen eingeladen worden; sodann begab ich mich zum Grafen Torres, wo ich bis zur Zeit des Abendessens blieb.

Als ich wieder zu meinem Wirthe kam, sagte man mir, er sei aufs Land gegangen und würde erst am folgenden Tage wiederkommen; bis dahin habe man meine Sachen nach dem Gasthofe der Post gebracht, wo ein Abendessen und ein Zimmer für mich bestellt seien.

Nicht wenig erstaunt, begab ich mich nach dem Gasthofe, wo ich ein schlechtes Quartier und schlechtes Essen fand. Da ich glaubte, der Graf habe mir in seinem Hause keine Wohnung geben können, so fand ich es nur anstößig, daß er mir vorher nichts davon gesagt hatte. Ich hatte nicht wissen können, daß ein Edelmann, der ein Haus hatte, und Jemand einlud, ihm kein Zimmer hatte einränmen können.

Am folgenden Morgen besuchte mich der Graf Torriano, dankte mir für meine Pünktlichkeit, gratulirte sich zu dem

Vergnügen, welches ihm meine Gesellschaft auf seinem Gute Spessa in Aussicht stelle und sagte, er bedaure sehr, daß wir erst übermorgen abfahren könnten, weil morgen das Gericht sein Urtheil in einem Prozesse fällen solle, den er gegen einen alten gaunerischen Pächter führe, welcher nicht nur nicht seine Schuld bezahlen wolle, sondern auch noch Ansprüche gegen ihn erhebe.

Gut, sagte ich, so werde ich die Advokaten hören, und es soll für mich eine Vergnügungspartie sein.

Einen Augenblick darauf ging er, nicht nur ohne mich zu fragen, wo ich zu Mittag speise, sondern auch ohne irgend welche Entschuldigung, daß er mich nicht bei sich habe aufnehmen können.

Ich wußte nicht, was ich denken sollte; ich erging mich in tausend Voraussetzungen und kam zuletzt zu der Ansicht, nach seiner Anschauungsweise habe ich vielleicht Unrecht gethan, ohne Weiteres, ohne vorhergehende Benachrichtigung bei ihm abzusteigen.

Wolan, Casanova, sagte ich zu mir, vielleicht hast Du Dich geirrt. Die Kenntniß des Menschen ist ein unergründlicher Abgrund. Ich glaubte ihn hinlänglich studiert zu haben, um ihn gründlich zu kennen; meine Erfahrung läßt mich aber im Stich. Studieren wir weiter und sehen wir, was herauskommt. In der That hat mich der Graf auf sein Landgut eingeladen, und da er noch in der Stadt ist, so hat er gegen mich keine Verpflichtung. Geduld! Wir werden ja sehen. Vielleicht ist es eine Anwandlung von Zartgefühl, wenn er mir nichts gesagt hat. Es sollte mir leid thun, wenn ich nach seinen Begriffen den Fehler begangen hätte, mich nicht bei ihm zu entschuldigen, obwohl ich nach meiner Anschauungsweise und der üblichen Sitte zu nichts verpflichtet bin.

Ich speiste allein zu Mittag und machte am Nachmittage Besuche; am Abend speiste ich beim Grafen Torres und sprach von dem Vergnügen, welches ich von der Beredtsamkeit der Görtzer Advokaten erwartete.

Auch ich werde kommen, sagte der Graf, denn ich bin neugierig, welches Gesicht Torriano machen wird, falls der Bauer gewinnt.

Ich kenne die Sache, fuhr Torres fort, und es ist allgemein bekannt, daß Torriano nicht verlieren kann, wofern

nicht das Buch, welches er eingereicht hat und laut dessen der Bauer Schuldner zu sein scheint, gefälscht ist. Andrerseits muß der Bauer gewinnen, wofern nicht der größte Theil der Quittungen des Grafen Torriano gefälscht ist. Der Bauer hat schon in erster und zweiter Instanz verloren, aber immer appellirt und die Kosten bezahlt, obwohl er arm ist. Verliert er morgen, so ist er nicht nur zu Grunde gerichtet, sondern wird auch zu den Galeeren verurtheilt; gewinnt er aber, so bedaure ich Torriano, denn dann würde er die Galeeren verdienen ebensowohl wie sein Advokat, der schon längst gegründeten Anspruch darauf hat.

Da ich wußte, daß Graf Torres im Rufe einer bösen Zunge stand, so machte seine Aeußerung keinen Eindruck auf mich, vermehrte aber meine Neugierde. Am folgenden Tage war ich daher auch einer der Ersten im Audienzsaale, wo ich die Richter, die beiden streitenden Parteien und die beiderseitigen Advokaten vorfand. Der des Bauern war ein alter Mann von biederem Aussehen, während der des Grafen das unverschämte Aussehen eines Schurken hatte. Der Graf war in Begleitung desselben; seine Miene war verächtlich und sein Lächeln, in welchem sich sein Stolz spiegelte, schien zu sagen, nur aus Laune erniedrige er sich so weit, um sich mit einem Elenden einzulassen, über den er schon zweimal den Sieg davon getragen.

Der Bauer, der seine Frau, seinen Sohn und seine beiden Töchter, letztere vollkommen dazu angethan, um alle Prozesse der Welt zu gewinnen, bei sich hatte, zeigte ein bescheidnes, aber ruhiges und sicheres Wesen, aus welchem Gelassenheit und gutes Gewissen sprachen

Ich wunderte mich, daß diese interessante Familie zweimal hatte verlieren können, und ihr Prozeß schien mir unverlierbar, solche Theilnahme, frei von allen Nebengedanken, flößten sie mir ein.

Die wackern Leute waren schlecht gekleidet, und aus ihren bescheidenen Blicken und ihren gesenkten Augen ersah man, daß sie die Opfer einer Bedrückung waren.

Jeder Advokat konnte zwei Stunden sprechen.

Der des Bauern, der ehrliche Advokat, sprach etwa nur dreißig Minuten, und legte den Richtern das Buch der vom Grafen genehmigten Quittungen vor, bis zum Tage der

Dienstentlassung seines Klienten, welche erfolgt war, weil er als ordentlicher Vater seinen Töchtern nicht hatte gestatten wollen, zu demselben zu gehen; sodann sprach er ohne Wortschwall und mit der größten Ruhe weiter, legte den Richtern das vom Grafen eingereichte Buch vor, welchem zufolge der Bauer sein Schuldner war und bewies die Richtigkeit der Erklärung der Geschwornen, welcher zufolge alle angeblichen Quittungen seines Klienten gefälscht waren. Ueberdies wies er auf jeder Seite falsche und widersprechende Zeitangaben nach und schloß mit der Bemerkung, daß sein Klient im Stande sei, auf dem Wege des Kriminalverfahrens der Justiz die beiden vom Grafen bezahlten Fälscher nachzuweisen, welche die niederträchtigen Schriftstücke angefertigt hätten, die der Advokat der Gegenpartei dem Gerichte vorzulegen gewagt habe, um dessen Urtheil irre zu leiten und eine ehrenwerthe Familie, die leider arm sei, zu Grunde zu richten. Zuletzt beantragte er Erstattung der schon bezahlten und noch zu bezahlenden Kosten wie auch eine billige Entschädigung für Zeitverlust und den Nachtheil, den sein achtbarer Klient an seinem Rufe erlitten.

Die Rede des Advokaten meines theuren Grafen würde länger als zwei Stunden gedauert haben, wenn der Richter ihm nicht Stillschweigen auferlegt hätte. Es giebt wohl keine Art von Schmähungen, welche er sich nicht gegen den Advokaten, gegen die Sachverständigen und gegen den Bauern gestattet hätte; an den letzteren wandte er sich nochmals persönlich und sagte ihm, er würde unfehlbar auf die Galeeren kommen, ohne daß sein Schicksal Jemand rühren würde.

Während dieser weitläuftigen Erörterungen würde ich mich sehr gelangweilt haben, wenn ich unglücklicher Weise blind gewesen wäre, während ich mich mit meinen guten Augen vortrefflich unterhielt, indem ich die Physiognomien prüfte. Die meines werthen Wirths, eines wahren Tartüfe der Schaamlosigkeit, blieb unerschütterlich und lachend.

Nach Beendigung der Vertheidigungsreden zogen wir uns alle in einen anstoßenden Saal zurück, um hier das Urtheil abzuwarten.

Der Bauer und seine Familie standen allein, betrübt, ohne schmeichelnden Freund wie ohne verdeckten Feind in einer Ecke, während Graf Torriano von einem Dutzend Personen umgeben war, welche ihm mit der Versicherung in den Ohren

lagen, seine Sache sei so gut, daß er sie nicht verlieren könne, und wenn dieser außerordentliche Fall sich dennoch ereignen sollte, so möge er bezahlen und den Bauer nöthigen, das Verbrechen der Fälschung zu beweisen.

Ich hörte alle diese Reden mit tiefem Schweigen an, denn ich fühlte weit mehr moralische Sympathie für den Bauer, der mir ein ehrlicher Mann zu sein schien, als für meinen Wirth, den für einen Lumpen zu halten ich sehr geneigt war, obwohl ich keine Sylbe davon verlauten ließ.

Der Graf Torres, ein geschworener Freund der Vorsicht, fragte mich, was ich von der Sache halte, und ich erwiederte ihm in einem a parle, der Graf müsse verlieren, wenn er auch Recht habe wegen der niederträchtigen Rede seines Vertheidigers, der verdiene, daß man ihm die Ohren abschneide oder ihn ein halbes Jahr an den Schandpfahl stelle.

Und sein Klient auch, fiel Torres ziemlich laut ein; indeß hatte Niemand gehört, was ich gesagt hatte.

Nach einstündigem Warten trat ein Beamter des Gerichts mit zwei Schriftstücken ein. Das eine gab er dem Advokaten des Bauern, das andere dem Torrianos, der, nachdem er es gelesen, in Lachen ausbrach, und es laut vorlas.

Das Gericht verurtheilte ihn zur Anerkennung seiner Schuld an den Bauern, zur Tragung aller Kosten und zur Ausbezahlung eines Jahreslohns als Entschädigung; zugleich behielt es dem Bauer das Recht vor, wegen etwaiger anderer Beschwerden ad minimum zu appelliren.

Der Advokat schien traurig; Torriano aber tröstete ihn, indem er ihm sechs Zechinen gab, worauf sich alle entfernten.

Als ich mit dem Verurtheilten allein war, fragte ich ihn, ob er nach Wien appelliren würde.

Meine Appellation, versetzte er, wird anderer Art sein. Ich glaubte nicht fragen zu dürfen, was er damit meinte.

Am folgenden Morgen fuhren wir von Görtz ab. Als der Wirth mir meine Rechnung gab, sagte er, er habe vom Grafen den Befehl erhalten, nicht dringend zu werden, wenn ich zufälliger Weise nicht bezahlen sollte; in diesem Falle würde jene selbst bezahlen.

Ich fand das sonderbar, lachte aber nur darüber. Aus den drei oder vier Proben, die ich von seinem Charakter

erhalten, ersah ich freilich schon, daß ich sechs Wochen mit einem gefährlichen Originale würde verleben müssen.

In Zeit von noch nicht zwei Stunden langten wir in Spessa an, und auf einer kleinen Anhöhe erblickte ich ein großes Haus, welches sich in architektonischer Beziehung durch nichts auszeichnete. Wir begaben uns auf sein Zimmer, welches weder schlecht noch gut meublirt war; nachdem er mir sodann alle übrigen gezeigt, führte er mich auf das meinige; es war ein Zimmer im Erdgeschosse, schlecht meublirt, schlecht gelüftet und dunkel.

Dieses Zimmer, sagte er, hatte mein seliger Vater, der gleich Ihnen das Studium liebte, in besonderer Zuneigung genommen. Sie werden hier gänzliche Freiheit haben, denn es wird Niemand hier zu Ihnen kommen.

Wir speisten sehr spät zu Mittag, weshalb es an diesem Tage kein Abendessen gab. Ich fand das Essen wie den Wein leidlich, und die Gesellschaft eines Priesters, der ihm als Faktor diente und der contractlich sein Tischgenosse sein mußte, wenn er sich in Spessa aufhielt, schien mir nicht übel; dagegen verletzte es mich, daß er, der sehr schnell aß, mir, wenn auch lachend, bemerkte, ich esse zu langsam.

Als wir vom Tische aufstanden, sagte er, er habe viel zu thun, und wir würden uns am nächsten Tage wiedersehen.

Ich ging auf mein Zimmer, um meine Sachen auszupacken und meine Papiere zurecht zu legen. Ich arbeitete damals am zweiten Bande der polnischen Unruhen.

Als der Tag zu Ende ging, forderte ich mir Licht, und ein Bedienter brachte mir ein einziges Talglicht.

Ich fand das unwürdig, denn man war mir Kerzen oder doch wenigstens eine Lampe schuldig. Dennoch bezwang ich mich, und begnügte mich, einen Bedienten zu fragen, ob Jemand von ihnen zu meiner besonderen Bedienung bestimmt sei.

Mein Herr, versetzte dieser, unser Herr hat uns hinsichtlich Ihrer keine besondere Anweisung gegeben; indeß versteht es sich von selbst, daß wir zu Ihrem Dienste stehen, wenn Sie uns rufen.

Das wäre eine wahre Frohnarbeit gewesen; denn um Jemand zu finden, hätte ich durch das ganze Haus, über den

Hof und sogar auf die Straße gehen müssen, da keine Klingel vorhanden war.

Und wer wird mein Zimmer reinigen? fragte ich.

Das thut die Magd.

Sie hat also einen besonderen Schlüssel?

Das braucht sie nicht; denn Ihre Thür hat kein Schloß; Nachts aber können Sie sich einriegeln.

Sei es vor Verdruß, sei es aus guter Laune, ich bekam Lust zu lachen, denn so konnte die Sache nicht weiter gehen. Ich hatte indeß Selbstbeherrschung genug, um nichts zu sagen.

Als der Lakai abgegangen war, setzte ich mich an die Arbeit; eine halbe Stunde hernach hatte ich indeß das Unglück, das Licht beim Schnäuzen auszulöschen. Da ich das Haus, dessen einzelne Theile mir nicht bekannt waren, nicht im Dunkeln durchwandern konnte, so mußte ich mich ohne Licht zu Bett legen.

Glücklicher Weise war das Bett gut, und da ich dies nicht erwartet hatte, so beruhigte ich mich und schlief sehr gut.

Da ich am Morgen Niemand erblickte, so stand ich auf, und nachdem ich meine Papiere eingeschlossen, verließ ich im Schlafrocke und in der Nachtmütze mein Zimmer, um meinem Amphytrio einen guten Morgen zu wünschen. Ich fand ihn unter dem Kamme seines zweiten Lakaien, der ihm als Kammerdiener diente. Ich sagte zu ihm, ich habe gut geschlafen und wolle jetzt mit ihm frühstücken; er antwortete ziemlich höflich, er frühstücke nie und bitte mich, ich möge mich Morgens nicht zu ihm bemühen, weil er dann mit den Bauern, die alle Spitzbuben seien, zu thun habe. Dann fügte er hinzu, da ich zu frühstücken gewohnt sei, so wolle er dem Koche sagen lassen, daß er mir Kaffee bereite, wenn ich es wünsche.

Sie werden auch die Güte haben, Ihrem Bedienten zu befehlen, daß er auch meinen Kopf vornehme, wenn er mit Ihnen fertig ist.

Ich wundere mich, daß Sie keinen Bedienten mitgebracht haben.

Hätte ich errathen können, daß das Bedürfniß, in einem Dorfe, wo es keinen Friseur giebt, einen Bedienten zum Kämmen zu haben, Sie belästigen würde, so würde ich mir einen angeschafft haben.

Mich werden Sie nicht belästigen; aber Sie werden oft lange warten müssen.

Ich werde gern warten. Nothwendig brauche ich einen Thürschlüssel, denn ich habe Papiere, für die ich einstehen muß und kann sie nicht jedesmal, wenn ich hinausgehen muß, in meinem Koffer verschließen.

Bei mir ist Alles sicher.

Das nehme ich an; Sie sehen aber wohl ein, daß es lächerlich wäre, wenn Sie mir für einen verloren gegangenen Brief einstehen sollten. Mir würde das sehr unangenehm sein, und dennoch würde ich Ihnen nichts davon sagen.

Zunächst erwiederte er nichts; nach einer Pause von einigen Minuten aber befahl er dem Lakai, der ihn frisirte, er solle dem Priester sagen, daß er ein Schloß an meiner Thür anbringen lasse und mir den Schlüssel übergebe.

Während er nachsann, erblickte ich auf seinem Nachttische eine Wachskerze nebst einem Löschhorne und einem Buche. Ich trat näher und fragte ihn, wie die Höflichkeit es erforderte, ob ich sehen dürfe, welches Buch ihn in den Schlaf wiege. Höflich erwiederte er, er bitte mich, das Buch nicht anzurühren. Ich trat schnell zurück und äußerte lächelnd, gewiß sei es ein Gebetbuch; indeß verspreche ich ihm, meinen Verdacht Niemand mitzutheilen.

Sie haben richtig gerathen, versetzte er lachend.

Ich verließ ihn höflich und bat ihn, mir seinen Bedienten sowie eine Tasse Kaffee, Chokolade oder Bouillon, gleichviel was, zu schicken.

Gereizt durch ein für mich so neues Benehmen, besonders durch das elende Talglicht, während er eine Wachskerze brannte, ging ich, ernste Betrachtungen anstellend, in mein Loch zurück. Meine erste Bewegung trieb mich zu unverzüglicher Abreise, denn obwohl ich nur einige fünfzig Dukaten besaß, schlug mein Herz doch ebenso stolz als ob ich reich gewesen wäre. Nichts desto weniger verwarf ich diesen Entschluß wieder, weil ich nicht den Schein des Unrechts auf meine Seite bringen wollte, indem ich ihm einen blutigen Schimpf zufügte.

Da ich das gräßliche Talglicht als die einzige ernstliche Beschwerde betrachtete, so fragte ich den Lakai, ob er nicht den Befehl erhalten habe, mir eine Wachskerze zu bringen.

Diese Frage war für mich nöthig; denn es konnte ja ein Versehen oder eine Gaunerei des Lakaien die Schuld tragen.

Eine Stunde darauf brachte er mir eine übergegossene Tasse Kaffee, die schon gezuckert war, entweder von ihm selbst oder von dem Koche, der sie bereitet hatte. Da ich sie nicht anrühren wollte, weil mich davor ekelte, so ließ ich sie stehen und sagte mit lautem Lachen (denn ich mußte lachen oder sie ihm ins Gesicht werfen) so servire man nicht, und schickte mich an, mich von ihm frisiren zu lassen.

Da ich nicht länger an mich halten konnte, so fragte ich ihn, warum er mir anstatt zweier Kerzen ein schlechtes Talglicht gebracht habe.

Mein Herr, antwortete bescheiden der ehrliche Diener, ich habe Ihnen nur bringen können, was der Priester mir gegeben, der Alles unter Verschluß hat; ich habe eine einzige Kerze für meinen Herrn, und ein Talglicht für Sie bekommen.

Da es mir leid that, diesem armen Teufel etwas Unangenehmes gesagt zu haben, so antwortete ich nicht; da ich aber glaubte, der Priester wolle sich vielleicht beim Grafen ein Verdienst aus seiner Sparsamkeit machen oder derselbe spare für eigene Rechnung, so beschloß ich, ihn noch am selben Tage zu befragen, um zu wissen woran ich sei.

Als ich angekeidet war, ging ich aus, um meine schlechte Laune spazieren zu führen. Ich begegnete dem Priester, der hier als Faktotum war; er kam so eben vom Schlosser zurück. Er sagte mir, da derselbe kein Schloß fertig habe, so wolle er ein Vorlegeschloß vor meine Thür legen lassen und mir den Schlüssel geben.

Wenn ich nur die Thür schließen kann, versetzte ich, so ist es mir gleichgültig auf welche Weise. Während der Schlosser arbeitete, fragte ich den Priester, warum er mir ein Talglicht und nicht eine oder zwei Kerzen geschickt habe.

Ohne ausdrücklichen Befehl des Grafen würde ich es nicht gewagt haben.

Verstand sich denn das aber nicht von selbst?

An jedem andern Orte ja, hier versteht sich aber nichts von selbst. Allerdings kaufe ich die Kerzen und er bezahlt sie mir, ohne daß er hiebei Täuschungen zu fürchten hätte; denn so oft er eine Kerze braucht, wird sie ihm auf Rechnung gesetzt.

So können Sie mir also Herr Abbé, für den Preis, den Sie selber zahlen, ein Pfund ablassen?

Das ist die geringste Gefälligkeit, die ich Ihnen erweisen kann; dennoch kann ich nicht umhin, dem Grafen Anzeige davon zu machen; denn Sie sehen wohl ein — —

Ja, ich sehe Alles ein, frage aber nichts danach.

Nachdem ich ihm den Preis für ein Pfund Wachskerzen übergeben, ging ich spazieren; zuvor hatte ich von ihm erfahren, daß um ein Uhr zu Mittag gespeist würde. Ich war pünktlich; man denke sich aber, ob ich nicht staunen mußte, als ich um halb ein Uhr nach Hause kam und man mir sagte, daß der Graf schon seit einer halben Stunde bei Tische sei.

Da ich nicht wußte, welchen Grund alle diese Frechheiten hatten, so mäßigte ich mich noch und machte, als ich in das Zimmer trat, die Bemerkung, der Abbé habe mir gesagt, daß um ein Uhr gespeist würde.

Gewöhnlich ist dies allerdings der Fall versetzte Torriano; da ich aber heute den Nachbaren Besuche machen und Sie denselben vorstellen wollte, so wollte ich um zwölf Uhr speisen. Sie haben nichts destoweniger Zeit zum Essen.

Nun befahl er, die schon weggenommenen Schüsseln wieder aufzutragen.

Ich gab ihm keine Antwort; indeß erheuchelte ich eine gute Laune, die ich keineswegs hatte, und aß von den Gerichten, welche noch auf der Tafel standen; dagegen weigerte ich mich, die wiederaufgetragenen zu berühren. Vergeblich drang er in mich, mir von der Suppe, dem Rindfleische, den Entrées vorzulegen; ich blieb bei meiner Weigerung und sagte ihm, so bestrafe ich mich jedesmal, wenn ich den Fehler begehe, zu spät zu Tische zu kommen.

Meine üble Laune fortwährend unterdrückend, stieg ich mit ihm in den Wagen, um ihn auf seinen beabsichtigten Besuchen zu begleiten. Wir fuhren eine halbe Meile zum Baron del Mestre, der das ganze Jahr auf dem Lande wohnte, ein gutes Haus machte, zahlreiche Familie hatte, und wo Heiterkeit und Liebenswürdigkeit herrschten.

Der Graf blieb hier den ganzen Tag und verschob die übrigen Besuche, welche er beabsichtigt hatte, auf einen andern Tag; am Abend kehrten wir nach Spessa zurück, wo der Priester wenige Augenblicke nach unserer Rückkehr mir das

Geld, welches ich ihm für die Kerzen gegeben, mit dem Bemerken zurückstellte, daß der Graf vergessen habe, ihm zu sagen, ich solle wie er selbst von ihm bedient werden.

Der Fehler war, wohl oder übel, wieder gut gemacht worden, und ich that so, als ob ich Alles für baare Münze nähme.

Es wurde ein Abendessen aufgetragen, als ob wir nicht zu Mittag gespeist hätten; ich aß für vier Mann, während der Graf fast gar nichts aß, und ich sagte zu ihm, er habe sehr viel Geist.

Der Lakai, welcher mich auf mein Zimmer führte, fragte mich, zu welcher Stunde ich mein Frühstück befehle; ich sagte es ihm, und er war pünktlich; diesmal erhielt ich den Kaffee in einer Kanne und den Zucker besonders.

Der frisirende Bediente frisirte mich, die Magd reinigte mein Zimmer. Alles war anders geworden, und ich glaubte schon, ihm Lebensart gelehrt zu haben. Ich hoffe, daß ich keine andere Unannehmlichkeiten mehr haben werde, sagte ich zu mir selbst; ich machte indeß die Rechnung ohne Wirth wie man bald sehen wird.

Drei oder vier Tage darauf kam eines Morgens der Priester zu mir und fragte mich, zu welcher Zeit ich zu Mittag speisen wolle; zugleich bemerkte er, daß ich allein auf meinem Zimmer speisen würde.

Warum allein und auf meinem Zimmer? fragte ich.

Weil der Graf gestern nach dem Abendessen allein nach Görtz gereist ist; wie er mir gesagt hat, weiß er nicht, wann er wiederkommen wird. Er hat mir befohlen, Ihnen das Essen auf Ihr Zimmer bringen zu lassen.

Sehr wohl. Ich werde um ein Uhr speisen.

Gewiß erkennt Niemand mehr als ich das natürliche Princip der individuellen Freiheit an; indeß schien es mir, daß nach den gewöhnlichsten Schicklichkeitsbegriffen mein bäurischer Amphitryo verbunden war, mir zu sagen, daß er nach Görtz gehe.

Er blieb daselbst acht Tage, und während dieser Zeit würde mich die Langeweile getödtet haben, wann ich nicht täglich einige Stunden beim Baron del Mestre zugebracht hätte; denn da der Abbé ein knechtischer und unwissender Bauer war, so hatte ich keine Gesellschaft, und eben so fehlte es an

hübschen Bäuerinnen, mit denen ich mir die Zeit durch Liebeleien hätte vertreiben können. Ich hielt es für unmöglich, noch vier Wochen in dieser traurigen Verbannung zu verleben.

Als der Graf zurückgekommen war, sprach ich mit ihm ohne alle Schonung. Ich bin, sagte ich zu ihm, nach Spessa gekommen, um Ihnen hier Gesellschaft zu leisten und auf eine angenehme Weise zu leben; da ich indeß sehe, daß meine Gesellschaft Ihnen unnütz, vielleicht lästig ist, so bitte ich Sie, sobald Sie wieder nach Görtz fahren, mich mitzunehmen, und dort zu lassen; denn ich habe die Ehre, Ihnen anzuzeigen, daß ich die Gesellschaft eben so sehr wie Sie liebe, und keine Lust habe, vor langer Weile bei Ihnen zu sterben.

Er versicherte mir, daß so etwas nicht wieder vorkommen würde, und sagte, er habe diesen eiligen Ausflug gemacht, um eine Schauspielerin zu sehen, in die er verliebt sei und die zum großen Verdrusse des Direktors der Opera Buffa in Triest, wo sie engagirt sei, nach Görtz gekommen sei, eigens um ihn zu sehen. Außerdem, fügte er hinzu, habe ich diese acht Tage benutzt, um einen Heiraths-Kontrakt mit der Tochter eines Venetianers, welche ich im nächsten Karneval heirathen soll, zu unterzeichnen.

Alle diese Gründe und der Ton, womit sie vorgetragen wurden, bewogen mich, noch ferner bei diesem merkwürdigen Originale zu bleiben.

Das ganze Vermögen des Grafen bestand in Weinbergen, welche einen vortrefflichen weißen Wein gaben, und ihm ungefähr tausend Zechinen jährlicher Einkünfte eintrugen; da dieser Thor indeß das Doppelte ausgeben wollte, so richtete er sich zu Grunde. In der Ueberzeugung, daß die Bauern ihn bestöhlen, schlich er überall umher, drang in die Hütten ein, und wenn er irgendwo eine Weintraube fand, regalirte er mit Stockschlägen Alle, die nicht läugnen konnten, Trauben abgepflückt zu haben. Mochten sie sich immerhin ihm zu Füßen werfen und seine Verzeihung anrufen, sie entgingen dadurch nicht der Bastonnade.

Schon mehrmals und sehr ungern hatte ich derartigen willkürlichen und grausamen Executionen beigewohnt, als ich eines Tages ansehen mußte, wie er von zwei Bauern eine tüchtige Tracht Schläge mit Besenstielen erhielt. Er hatte

begonnen, seine gewohnte Züchtigung unter ihnen auszutheilen; als er aber sah, daß sie ihn tüchtig bearbeiteten, entschloß er sich kluger Weise zur Flucht.

Mit mir fing er einen Zank an, daß ich ruhiger Zuschauer des Streits geblieben.

Ohne aus meiner Ruhe zu kommen, bewies ich ihm, daß ich mich nicht habe einmischen dürfen, zunächst weil er als Angreifer im Unrecht gewesen, sodann weil ich mich nicht auf den Kampf mit Stockschlägen verstehe, namentlich nicht gegen Bauern, welche in dieser Uebung weit erfahrener als ich seien, und welche mich daher hätten todtschlagen können, ohne daß ich mich hätte beklagen dürfen.

Wenig befriedigt von meinen Gründen, und wüthend über eine starke Verletzung im Gesichte, wagte er mir zu sagen, ich sei eine Memme, ein feiger Mensch, der nicht wisse, daß die Gesetze der Ehre Jeden verpflichteten, einen Freund zu vertheidigen oder mit ihm zu sterben.

Wie beleidigend diese Reden auch sein mochten, so antwortete ich ihm doch nur durch einen Blick der Verachtung, dessen Bedeutung er begreifen mußte.

Bald hatte das ganze Dorf das Mißgeschick des Herrn erfahren, nnd Jeder freute sich im Stillen darüber; denn der Herr Graf hatte das sonderbare Vorrecht, von Allen gefürchtet, von Niemand geliebt zu sein.

Die beiden unehrerbietigen Bauern hatten sich aus dem Staube gemacht.

Sobald man erfuhr, daß Se. Herrlichkeit den Beschluß gefaßt hatte, seine Haussuchungen nur noch mit Pistolen abzuhalten, gerieth die ganze Gemeinde in Aufruhr; man versammelte sich und schickte zwei Redner an ihn ab, welche ihm vorstellten, die Bauern würden im Laufe der Woche in Masse auswandern, wenn er nicht feierlich verspreche, sie in Zukunft weder allein, noch in Gesellschaft in ihren bescheidenen Wohnungen zu beunruhigen.

In der einfachen Beredtsamkeit dieser stolzen Dorfbewohner bewunderte ich einen philosophischen Grund, der mir großartig schien, während der Graf ihn unverschämt und lächerlich fand. Wir haben, sagten diese guten Leute, das Recht, eine Traube von dem Weinstocke zu essen, der keine hervorbringen würde, wenn wir ihn nicht mit unserm Schweiße tränkten, wie

ja auch Ihr Koch das Recht hat, die Ragouts, welche er für Sie bereitet zu kosten, ehe sie auf Ihren Tisch kommen.

Die Drohung der Auswanderung gerade in der Zeit, wo die Erndte bevorstand, schüchterte den rohen Menschen ein, welcher das Versprechen geben mußte; hierauf entfernten sich die Abgeordneten sehr erfreut, daß sie ihn zur Vernunft gebracht hatten.

Am folgenden Tage gingen wir in die Kapelle, um die Messe zu hören, und kamen eben an, als der Priester am Altare das Credo beendete. Ich sah die Wuth, welche sich in den Blicken des Grafen malte, und als er mich nach der Messe in die Sakristei führte, wurde ich Zeuge des gottlosesten und rohesten Schauspiels. Er näherte sich dem armen Priester, schimpfte ihn aus und versetzte ihm, trotz des Gewandes, welches er noch trug, vier oder fünf Stockschläge.

Der Priester, welcher sich nicht anders rächen konnte, spuckte ihm ins Gesicht und begann zu schreien.

Da mehre Personen hinzukamen, so gingen wir ab.

Ich war empört, und sagte zu ihm, der Priester würde gewiß nach Udine gehen und ihm eine schlimme Sache auf den Hals bringen. Suchen Sie ihn, fügte ich hinzu, selbst mit Gewalt daran zu hindern; sehen Sie aber vorher zu, ob Sie ihn nicht besänftigen können.

Ohne Zweifel hatte der Graf Furcht, denn er rief seinen Bedienten und befahl demselben, den Priester mit Güte oder Gewalt herbeizuschaffen.

Sein Befehl wurde ausgeführt.

Der Priester erschien schäumend vor Zorn; er überschüttete ihn mit den beschimpfendsten Ausdrücken und nannte ihn einen Gottlosen, einen Excommunicirten, dessen Hauch pestilentialisch sei; schließlich schwor er ihm zu, daß weder er noch irgend ein Priester, in seiner durch einen Frevel entweihten Kapelle die Messe lesen, und daß der Bischof das an seiner Person begangene Verbrechen rächen würde.

Der Graf ließ ihn ohne Unterbrechung reden, gestattete ihm aber nicht, sich zu entfernen, sondern zwang ihn, sich zu Tische zu setzen, und der unwürdige Geistliche aß nicht nur, sondern ließ sich auch berauschen. Diese gemeine Völlerei führte den Frieden herbei, und der Priester vergaß Alles, damit man seinen Fehler vergesse.

Einige Tage darauf machten zwei Kapuziner dem Grafen um die Mittagszeit einen Besuch. Da er sah, daß sie nicht gingen und er sie nicht dazu auffordern wollte, so ließ er das Essen auftragen, aber kein Couvert für sie auflegen. Als sie sahen, daß gar nicht daran gedacht wurde, sie einzuladen, sagte der kühnste derselben zum Grafen, sie hätten noch nicht zu Mittag gespeist. Ohne ihm zu antworten, ließ ihm der Graf eine Schüssel mit Reis vorsetzen. Der Kapuziner lehnte sie mit dem Bemerken ab, daß er werth sei, nicht bloß an seiner Tafel, sondern auch an der eines Monarchen zu speisen. Der Graf, der gut gelaunt war und Lust zum Lachen hatte, antwortete ihm, die Mitglieder ihres Ordens nennten sich ja die Unwürdigen; deshalb sei er keiner Sache werth; außerdem verbiete ihnen auch die Demuth, zu welcher sie verpflichtet seien, irgend welchen Anspruch zu erheben.

Da der Kapuziner sich schlecht vertheidigte und der Graf Recht hatte, so glaubte ich den letzteren unterstützen zu müssen. Dem Kapuziner sagte ich, er müsse erröthen, die Regel seines Ordens zu verletzen, indem er sich der Sünde des Stolzes schuldig mache.

Da der Kapuziner mir mit Schimpfreden antwortete, so befahl der Graf, ihm eine Scheere zu bringen, um diesen schmutzigen Betrügern den Bart abzuschneiden.

In Folge dieser schrecklichen Drohung ergriffen diese beiden Böcke in Kutten die Flucht und wir lachten sehr.

Wären die Ungereimtheiten des Grafen alle dieser Art gewesen, wären es nur mehr oder weniger geschmackvolle Scherze gewesen, so hätte ich sie ihm gern verziehen! dies war indeß keineswegs der Fall.

Statt des Speisesaftes erzeugte der Unglückliche ein bösartiges Gift, und in den Stunden der Verdauung machte ihn die ihn beherrschende Wuth wild, grausam, ungerecht, hart und blutdürstig. Sein Appetit nahm einen viehischen Charakter an; er aß wie ein Tiger verschlingt. Eines Tages, wo Jeder von uns eine saftige Schnepfe auf seinem Teller hatte, konnte ich nicht umhin, sie mit dem Tone eines wollüstigen Feinschmeckers zu loben. Er nahm die seinige, zerriß sie wie etwa ein hungriger Falke und sagte zu mir mit ernstem Tone, er bitte mich ruhig zu essen, und nach meiner

Weise zu genießen, aber zu schweigen, weil das Loben der Gerichte ihm unangenehm sei.

Ich fühlte zu gleicher Zeit Lust zu lachen, und ihm meine Flasche im Gesichte zu zerschlagen, was ich vor zwanzig Jahren vermuthlich gethan haben würde. Dennoch that ich weder das Eine noch das Andere; ich schwieg, denn ich sah wohl ein, daß ich den rohen Menschen entweder verlassen oder mich seiner Laune anbequemen müsse.

Drei Monate darauf sagte mir die kleine Costa, die triester Schauspielerin, die er während seines Ausflugs nach Görtz besucht hatte, vor ihrer Bekanntschaft mit dem Grafen Torriano habe sie es nicht für möglich gehalten, daß ein solcher Charakter existiren könne. Obwohl er für die Liebesthat sehr kraftvoll ist, sagte sie, so wird es ihm doch unendlich schwer zu der Krise zu gelangen, welche das Werk krönt, und wenn die Unglückliche, welche er durch beständige Reizungen mit Wollust überschwemmt, ihre Verzückung nicht verbergen kann, so läuft sie Gefahr, von diesem wilden Menschen erwürgt zu werden, so sehr mißgönnt er jedem Andern sein Glück. Ich beklage die Unglückliche, welche ihm zur Frau bestimmt ist.

Folgendes Abenteuer machte meinem Verhältnisse zu diesem giftgeschwollenen Vieh ein Ende.

In dem langweiligen und müssigen Leben dieses unglücklichen Spessa, wo ich keinerlei Art von Vergnügen hatte, zeichnete ich eine arme, sehr hübsche und sehr liebenswürdige Witwe aus. Ich machte ihr kleine Geschenke, und nachdem ich einige kleine Gunstbezeigungen von ihr erlangt, beredete ich sie die Nacht auf mein Zimmer zu kommen. Um von Niemand gesehen zu werden kam sie um Mitternacht und entfernte sich gegen Tagesanbruch durch eine kleine, nach der Straße hinausführende Thür.

Seit acht Tagen genoß ich diesen angenehmen Zeitvertreib; wir Beide waren sehr ruhig hinsichtlich unsers Umganges, denn wir setzten voraus, daß er völlig unbekannt sei, als eines Morgens meine arme Freundin, nachdem sie meine Arme verlassen, sich ankleidete und mich weckte, damit ich nach gewohnter Weise die Thür hinter ihr schließe. Kaum hatte ich die Thür wieder geschlossen, als ich ihr Schreien vernahm. Schnell mache ich sie wieder auf und erblicke den

gräßlichen Torriano, der sie mit der einen Hand beim Unterrocke gefaßt hat und sie mit der andern mit Stockschlägen traktirte. Dies sehen und auf ihn einstürzen, war die Sache einer Sekunde. Wir fielen auf die Erde, er unten, ich oben, während die arme Witwe entfloh.

Ich hatte nur meinen Schlafrock an und war in dieser Beziehung im Nachtheile, denn bekanntlich hat der civilisirte Mensch, wenn er nackt ist, nur die Hälfte seiner Kräfte. Indeß hielt ich mit der einen Hand seinen Stock, und zwängte mit der andern Hand seinen Hals zusammen, um ihn wo möglich zu erwürgen. Er dagegen vertheidigte seinen Stock mit der rechten Hand und hielt mich mit der linken bei den Haaren gefaßt. Er ließ nicht ehe los, als bis ich ihn so stark drückte, daß er die Zunge herausstreckte, und er wegen Mangels an Athem dem Ersticken nahe war.

Da ich nun frei war, stand ich schnell auf, entriß ihm den Stock und versetzte ihm einen starken Schlag auf den Kopf, den er glücklicher Weise zum Theil mit seinen Händen abwehrte.

Da ich die Dosis nicht wiederholte, so stand er auf, ergriff die Flucht und hob auf derselben Steine auf, um mich zu werfen, was ich jedoch nicht abwartete. Als ich wieder auf mein Zimmer gekommen war, schloß ich mich ein, und, ohne zu wissen, ob wir gesehen worden oder nicht, warf ich mich athemlos auf mein Bett, lebhaft bedauernd, daß meine Hand nicht stark genug gewesen, um diesen Räuber, der mich ohne Zweifel hatte ermorden wollen, zu erwürgen.

Als ich mich wieder etwas erholt hatte, stand ich auf, und nachdem ich meine Pistolen besichtigt, und mich überzeugt, daß ich vorkommenden Falls von ihnen Gebrauch machen könne, kleidete ich mich an, steckte sie in die Tasche und ging aus, um einen Bauernwagen aufzutreiben, der mich nach Görtz zurückbringen könne. Ohne es zu wissen, hatte ich einen Weg eingeschlagen, der mich hinter die Wohnung der armen Witwe brachte; ich trat daher ein und fand sie traurig, aber ruhig. Sie tröstete mich, indem sie mir sagte, die Schläge seien auf ihre Schultern gefallen, und sie habe nur unbedeutende Schmerzen. Dagegen war sie bekümmert, daß die Sache bekannt werden mußte, weil zwei Bauern gesehen hatten, wie

der Graf sie geschlagen und wie ich und dieser handgemein mit einander geworden.

Ich schenkte ihr zwei Zechinen und bat sie mich, in Görz zu besuchen, wo ich zwei oder drei Wochen zu bleiben gedachte; zugleich ersuchte ich sie, mir einen Bauer anzugeben, der einen Wagen hätte, denn ich wollte so früh wie möglich abreisen.

Ihre Schwester erbot sich, mich nach einem Bauernhofe zu führen, wo ich alles Gewünschte finden würde. Unterwegs sagte sie zu mir, Torriano sei ihrer Schwester seit den Lebzeiten ihres Mannes feindlich gesinnt, weil sie ihn nicht gemocht habe.

In dem Bauernhofe, wohin mich das Mädchen führte, fand ich Alles, was ich brauchte, d. h. einen guten Bauerwagen, und der Bauer versprach mir, mich bis zur Zeit des Mittagsessens nach Görz zu bringen.

Ich gab ihm einen halben Thaler Aufgeld und entfernte mich dann mit dem Bemerken, daß ich ihn erwarten würde.

Im Hause des Grafen angekommen, beeilte ich mich, meine Sachen in Ordnung zu bringen, und kaum war ich fertig, als auch der Wagen kam.

Eben wollte ich meine Sachen aufladen lassen, als ein Bedienter mich im Namen des Grafen bat, einen Augenblick zu ihm zu kommen.

Ich schrieb ihm in französischer Sprache, nach dem, was zwischen uns vorgefallen sei, dürften wir uns nur noch außerhalb seiner Wohnung treffen.

Eine Minute darauf erschien er bei mir, und sagte, nachdem er die Thür geschlossen:

Da Sie nicht zu mir kommen wollen, so komme ich zu Ihnen.

Was haben Sie mir zu sagen?

Indem Sie mich auf diese Weise verlassen, entehren Sie mich, und ich lasse Sie nicht weg.

Alle Teufel, mein Herr, ich bin doch neugierig, wie Sie es anfangen wollen, um mich daran zu hindern; denn gutwillig hier zu bleiben, werden Sie mich nicht bereden.

Ich werde Sie hindern, allein abzufahren; denn die Ehre erfordert, daß wir zusammen fahren.

Vortrefflich. Ich glaube Sie zu verstehen. So holen Sie Ihren Degen oder Ihre Pistolen, und wir wollen sofort mit gleichen Waffen aufbrechen. Sie sehen, daß in meinem Wagen für zwei Personen Platz ist.

Nein, Sie müssen in meinem Wagen fahren, nachdem Sie zuvor zu Mittag gespeist haben.

Sie irren sich. Man müßte mich für toll halten, wenn ich Ihr Mittagsessen theilen wollte, nachdem unser unangenehmes Abenteuer im ganzen Dorfe bekannt geworden und morgen die Fabel von ganz Görtz geworden sein wird.

Wenn Sie nicht bei mir speisen wollen, so werde ich bei Ihnen speisen, und man mag sagen, was man will. Schicken Sie Ihren Wagen weg, und lassen Sie es zu keinem unangenehmen Auftritte kommen, denn ich wiederhole Ihnen, Sie werden nicht allein fahren.

Ich mußte nachgeben und den Wagen wegschicken.

Der unglückliche und unselige Graf blieb bis gegen Mittag bei mir, um mich zu überzeugen, daß alles Unrecht auf meiner Seite sei, und er behauptete, ich sei nicht berechtigt, ihn daran zu hindern, daß er eine Bäuerin, die, genau genommen, mir in keiner Weise angehöre, auf der Straße durchprügele.

Ich versetzte lächelnd, ich möchte doch wissen, mit welchem Rechte er eine freie Person auf der Straße durchprügle, und wie er glauben könne, diese freie Person würde nicht in demjenigen, dessen Herz sie gerührt habe, einen Vertheidiger finden, wie dies hier der Fall gewesen sei. Wie, fügte ich hinzu, haben Sie sich nur einbilden können, ich würde zugeben, daß Sie eine Frau, ein schwaches und liebenswürdiges Wesen, in dem Augenblicke, wo sie meine Arme verlassen, und die Sie aus diesem Grunde hätten ehren sollen, mißhandelten? Wenn Sie ein Mann sind, so sagen Sie selbst, ob ich nicht eine feige Memme oder ein Ungeheuer gleich Ihnen gewesen wäre, wenn ich bei dieser barbarischen Scene hätte gleichgültig bleiben wollen, und würden Sie an meiner Stelle nicht ohne Besinnen ebenso gehandelt haben, wäre der Angreifer auch ein großer Fürst gewesen?

Der Unglückliche konnte nur mit gesuchten Ausflüchten antworten, und ich stellte seinen Sophismen nur noch schonungslose

Wahrheiten entgegen. Da das Eis einmal gebrochen war, so durfte er nichts anderes von mir erwarten.

Einige Augenblicke bevor wir uns zu Tische setzten, sagte er zu mir, dieses Abenteuer könne demjenigen, der den Andern tödten möchte, keine Ehre machen, denn er wolle sich nur auf Tod und Leben schlagen.

Was mich betrifft, versetzte ich lachend, so theile ich Ihre Ansicht nicht; wenn Sie aber so denken, so steht es in Ihrer Macht, sich keiner Gefahr auszusetzen, und nach der Lektion, die ich Ihnen heute gegeben, und die Ihnen zu geben, Sie mich leider gezwungen haben, habe ich alle Veranlassung, zufrieden zu sein. Was das Duell auf Tod und Leben betrifft, so denke ich Sie trotz Ihrer Wuth nicht aus der Liste der Lebenden zu streichen; ich werde mich begnügen, Sie für längere Zeit kampfunfähig zu machen und Ihnen so Zeit zum Nachdenken über Ihre Vergangenheit und Gegenwart zu geben. Begünstigt Sie dagegen das Schicksal oder übertrifft Ihre Geschicklichkeit die meinige, so können Sie thun, was Sie wollen.

So werden wir uns allein ins Gehölz begeben, und ich werde für den Fall, daß Sie allein zum Wagen zurückkommen, meinem Kutscher befehlen, Sie hinzufahren, wohin Sie wünschen; denn ich nehme keinen Bedienten mit.

Sehr gut, versetzte ich; ich bin ganz mit dieser Anordnung einverstanden; werden wir uns aber mit den Degen oder mit Pistolen schlagen.

Degen müssen uns genügen.

In diesem Falle verspreche ich Ihnen, meine Pistolen beim Aussteigen im Wagen abzulegen.

Es störte mich einigermaaßen, daß dieser rohe Mensch in dem Augenblick, wo der Gedanke an das bevorstehende Duell seine Seele mit Schrecken erfüllen mußte, höflich und vernünftig geworden war, denn ich konnte mir unmöglich denken, daß ein Mensch dieses Charakters tapfer sein könne. Da ich meine ganze Kaltblütigkeit bewahrt hatte, so glaubte ich sicher sein zu können, daß ich ihn sofort mit meinem geraden Stoße, der mich nie in Stich gelassen hatte, niederschlagen und bei weiterer Fortsetzung des Kampfes am Knie verwunden und verstümmeln würde. Ich hätte mich dann in die venetianischen Staaten geflüchtet, von wo aus ich, da ich nicht bekannt war,

leicht entkommen konnte. Ich sah aber voraus, daß es nicht so kommen würde, daß vielmehr das Duell wie so viele andere, wenn einer der beiden Kämpen ein Feigling ist, in Rauch aufgehen würde; für einen Feigling hielt ich aber den Grafen.

Nach einem vortrefflichen Mittagsessen, während dessen ich sehr heiter war, fuhren wir ab, der Graf ohne irgend etwas, ich mit meinem geringen Gepäck, welches hinter dem Wagen wohl befestigt war.

Ich hatte meine Pistolen in Gegenwart des Grafen ausgeschüttet, nachdem dieser mir gezeigt, daß er keine habe.

Ich hatte ihn seinem Kutscher befehlen hören, den Weg nach Görtz einzuschlagen; indeß erwartete ich jeden Augenblick, daß er rechts oder links ablenken lassen würde, um unsern Streit zu erledigen.

Wie man sich wohl denken wird, war ich unterwegs sparsam mit Fragen; es war nicht meine Sache, solche an ihn zu richten.

Bei unserer Ankunft in Görtz wurde mir endlich Alles klar, und ich lachte laut auf, als ich hörte, wie der Graf dem Kutscher befahl, nach dem Gasthofe der Post zu fahren.

Als wir hier angekommen waren, sagte er: Sie haben Recht gehabt und wir müssen Freunde bleiben. Versprechen Sie mir, mit Niemand von dieser Sache zu sprechen, und wenn sie mit veränderten Umständen zur Sprache gebracht werden sollte, darüber zu lachen.

Ich versprach es ihm; wir reichten uns die Hände, und damit war Alles abgemacht.

Am folgenden Tage miethete ich mir eine Wohnung in einer sehr ruhigen Straße, um meinen zweiten Band der polnischen Unruhen zu beenden. Die Zeit, welche ich hierauf verwendete, hinderte mich indeß nicht, mein Leben zu genießen, bis zu dem Augenblicke, wo ich nach Triest zurückzukehren beschloß, um in dieser Stadt die Begnadigung der Inquisitoren abzuwarten.

In Görtz blieb ich nur bis Ende des Jahres 1773, und während der sechs Wochen meines dortigen Aufenthalts fand ich alle nur wünschenswerthen Annehmlichkeiten.

Die Geschichte, welche mir in Spessa begegnet war, war in der ganzen Stadt bekannt. In den ersten Tagen wurde mir überall davon gesprochen; als man aber sah, daß ich die

Sache als eine unbedeutende Kleinigkeit behandelte und darüber lachte, hörte man auf, und Torriano trug nach besten Kräften dazu bei, indem er mir überall, wo er mich traf, aufs Freundschaftlichste entgegenkam. Da ich indeß wußte, daß er ein gefährlicher Mensch sei, den man vermeiden müsse, so hatte ich immer neue Entschuldigungen bei der Hand, so oft er mich zum Mittags- oder Abendessen einlud.

In der Karnevalszeit heirathete er das Fräulein, von welchem ich schon gesprochen und machte sie unglücklich, so lange er lebte. Zum Glück für sie starb er dreizehn oder vierzehn Jhre später im Wahnsinn und Elend.

Während meines dortigen Aufenthalts genoß ich besonders den Umgang des Grafen Karl Coronini, von welchem ich schon gesprochen zu haben glaube. Dieser liebenswürdige Mann starb vier Jahre später. Einen Monat vor seinem Ende schickte er mir sein Testament in achtsylbigen italiänischen Versen, und ich habe dieses Versstück als Probe seines philosophischen Geistes und seines heitern Sinnes aufbewahrt. Dieses Testament ist voll des feinsten Scherzes. Hätte er vermuthet, daß sein Tod so nahe sei, so würde er seinem Dichtwerke wohl eine weniger joviale Färbung gegeben haben; denn ich halte es für unmöglich, daß die Aussicht auf eine unmittelbar erfolgende oder nahe bevorstehende Zerstörung zu Heiterkeit und Scherz sollte anregen können, der Mensch müßte denn toll sein.

Während meines Aufenthalts in Görtz ließ sich ein Herr Richard Lorrain in Görtz nieder. Es war ein Junggeselle von einigen vierzig Jahren; nachdem derselbe dem Wiener Hofe in der Finanzverwaltung gedient, hatte er seinen Abschied mit einer sehr guten Pension erhalten. Da er ein schöner Mann war, Geist, so wie den Ton und Geschmack der guten Gesellschaft hatte, auch Literaturkenntnisse besaß und durchaus anspruchslos war, so wurde er in allen guten Görtzer Häusern aufs Freundlichste aufgenommen.

Ich lernte ihn beim Grafen Torres kennen, den er, angezogen vom Geiste der jungen Gräfin, welche er einige Zeit darauf heirathete, vorzugsweise besuchte.

Im Anfange des Oktober war, wie dieß in meinem erlauchten Vaterlande üblich, der neue Rath der Zehn ins Amt getreten; daher hatten auch neue Staatsinquisitoren die drei

ersetzt, welche während der vergangenen zwölf Monate regiert hatten.

Meine Beschützer, d. h. der Procurator Morosini, der Senator Zaguri und mein ergebener Freund Dandolo, schrieben mir, wenn sie meine Begnadigung nicht in den zwölf Monaten, welche die Amtsübung jener dauerte, erlangen könnten, so dürften sie sich nicht schmeicheln, sie je zu erlangen; denn abgesehen von den Tugenden, welche die neuen Inquisitoren zierten, wollte es auch der Zufall, daß dieselben sie mit ihrer besondern Freundschaft beehrten. Der erste, der Inquisitor Sagredo, war aufs Engste mit dem Senator Morosini befreundet; der zweite, Herr Grimani, war der Freund meines theuren Dandolo, und Herr Zaguri schrieb mir, er würde über den dritten verfügen können, der nach dem Gesetze einer der sechs Räthe sein sollte, aus denen der Rath der Zehn bestand.

Vielleicht ist es nicht allgemein bekannt, daß der sogenannte Rath der Zehn in Wirklichkeit aus siebenzehn Personen bestand, weil der Doge sich einfinden konnte, wann er wollte.

Ich kehrte nach Triest mit dem festen Entschlusse zurück, dem despotischen Gerichte nach besten Kräften zu dienen und so von seinem Gerechtigkeitsgefühle meine Gnade zu erlangen, welche ich nach neunzehnjähriger Verbannung, während welcher ich ganz Europa durchreist, wohl verdient hatte.

In meinem damaligen Alter von neunundvierzig Jahren schien es mir, als habe ich nichts mehr vom Glücke zu hoffen, von dieser eben so koketten wie launenhaften Gottheit, welche nur die Jugend liebt und begünstigt, das reifere Alter und besonders das traurige Greisenalter aber verabscheut.

Mir kam es so vor, als könne ich in Venedig ohne die Gunst der blinden Göttin glücklich leben.

Ich glaubte von meinen Talenten leben zu können und rechnete fest darauf, keinem Unglücke mehr in die Hände zu fallen, da ich mit einer reichen Erfahrung gewaffnet und überdieß hinsichtlich aller Eitelkeiten, die mich an den Rand des Abgrundes hätten führen können, hinlänglich enttäuscht war.

Auch glaubte ich, die Staatsinquisitoren würden sich verpflichtet halten, mir in Venedig selbst eine Stelle zu geben, von deren Einkünften ich auf eine bequeme Weise würde leben können, da ich allein und ohne Familie war, auch mich mit

dem Nothwendigen begnügen und allen Ueberfluß gern entbehren wollte.

Ich schrieb an der Geschichte der polnischen Unruhen; der erste Band war schon gedruckt; ich beschäftigte mich jetzt mit dem zweiten und hatte Stoff genug, um dem Publikum die ganze Geschichte in sieben Bänden zu geben. Nach Vollendung dieses Werks gedachte ich eine Uebersetzung der Iliade Homers in Stanzen herauszugeben, und ich zweifelte nicht, daß es mir nach der Iliade leicht werden würde, andere Werke herauszugeben.

Endlich besorgte ich durchaus nicht, daß ich in einer Stadt, wo eine Menge Leute, die anderwärts nur von Almosen hätten leben können, Mittel fanden, behaglich zu leben, je in die Lage kommen könnte, Hungers zu sterben.

Ich verließ also Görz am letzten Tage des Jahres 1773, und am 1. Januar 1774 stieg ich im großen Gasthofe am Platze in Triest ab.

Schwerlich hätte ich besser aufgenommen werden können, als es der Fall war. Der Baron Pittoni, der venetianische Konsul, alle Räthe, die Kaufleute, die Damen und sämmtliche Mitglieder des Casino äußerten ihr Vergnügen, mich wiederzusehen, auf die lebhafteste Weise.

Ich verlebte unter ihnen den Karneval auf die heiterste Weise und in bester Gesundheit, ohne daß meine literarischen Arbeiten darunter litten; denn schon im Anfange der Fasten gab ich den zweiten Band der Geschichte der polnischen Unruhen heraus.

Der erste Gegenstand, der mich in Triest anzog, war die zweite Schauspielerin der Truppe, welche dort spielte. Diese Schauspielerin war Niemand anders, als die Tochter des angeblichen Grafen Rinaldi. Ich hatte sie in Mailand geliebt und in Genua ihres Vaters wegen vernachlässigt; ich war ihr nützlich in Avignon gewesen, wo ich sie mit Marcolinens Zustimmung aus der Verlegenheit gerissen hatte. Elf Jahre waren verflossen, ohne daß ich weiter von ihr hatte sprechen hören.

Ich war sehr erstaunt, als ich sie sah, und ich gestehe, daß dieses Zusammentreffen mir nicht sowohl angenehm als peinlich war, denn da sie noch schön war, so sah ich vorher, daß sie mir gefallen könne, während ich, da ich ihr in keiner

Weise mehr nützlich sein konnte, wohl einsah, daß ich auf meiner Hut sein müsse. Da ich indeß glaubte, daß ich nicht umhin könne, ihr einen Besuch zu machen, und auch ihre Geschichte zu erfahren wünschte, so stellte ich mich am folgenden Tage etwas vor Mittag bei ihr ein. Sie empfing mich mit einem Freudenschrei; sie sagte, sie habe mich im Parterre bemerkt und sei sicher gewesen, daß ich sie besuchen würde.

Sie stellte mir ihren Mann vor, welcher die Rolle des Scapin spielte, so wie ihre Tochter, welche neun Jahre alt war und Talent für den Tanz zeigte.

Ihre Geschichte war nicht lang, denn Frauen wissen sich nöthigenfalls kurz zu fassen. Im selben Jahre, wo ich sie in Avignon gesehen, war sie mit ihrem Vater nach Turin gegangen. Hier hatte sie sich in den Mann, den sie mir vorstellte, verliebt, hatte, um ihn zu heirathen, ihre Aeltern verlassen und war Schauspielerin geworden, um sich ganz dem Schicksale ihres Mannes anzuschließen.

Daß mein Vater gestorben, ist mir bekannt, sagte sie, was aber aus meiner Mutter geworden, weiß ich nicht.

Nach vielem Hin- und Herreden äußerte sie zu mir, sie sei ihrem Manne treu, treibe indeß die Lächerlichkeit nicht so weit, einen Liebhaber, dessen Erhörung sich der Mühe verlohne, zur Verzweiflung zu bringen. Hier, fügte sie hinzu, habe ich keinen, und mein einziges Vergnügen besteht darin, einige Freunde zum Abendessen bei mir zu sehen, ohne daß mich die Kosten in Verlegenheit setzen könnten, denn ich habe einen hinlänglichen Gewinn, indem ich eine kleine Pharaobank lege.

Sie selbst zog ab und bat mich, zuweilen am Spiele Antheil zu nehmen.

Sie werden mich heute Abend nach dem Schauspiele sehen, sagte ich beim Abschiede, und da die Bank nur klein ist, so werde ich trotz des Verbots gleich den andern niedrig pointiren.

Ich kam meinem Versprechen nach und speiste mit einer Gesellschaft junger leichtsinniger Kaufleute, die alle in sie verliebt waren, zu Abend.

Nach dem Abendessen legte sie eine kleine Bank, und mein Erstaunen war groß, als ich mich aufs Unzweifelhafteste überzeugte, daß sie bei passender Gelegenheit sehr geschickt die Volte schlug. Ich fühlte mich zum Lachen versucht, als

ich sie ihr Talent selbst gegen mich üben sah. Indeß sagte ich nichts und entfernte mich mit den Andern, nachdem ich einige Gulden verloren.

Es war nur eine Kleinigkeit; aber ich war gereizt und wollte nicht, daß Irene glauben solle, sie habe mich angeführt.

Daher ging ich am folgenden Tage während der Probe des Stücks, welches am Abend aufgeführt werden sollte, zu ihr und machte ihr mein Compliment wegen ihrer Geschicklichkeit. Zuerst that sie so, als ob sie mich nicht verstehe; als ich ihr aber gesagt hatte, um was es sich handelte, war sie unverschämt genug, mir zu sagen, daß ich mich täusche.

Entrüstet über ihre Unverschämtheit drehte ich ihr den Rücken zu und sagte: Sie werden es bereuen, daß Sie es nicht haben zugeben wollen.

Nun begann sie zu lachen und sagte: Wolan, theurer Freund, ich gebe es zu, und wenn Sie mir sagen wollen, was Sie verloren haben, werde ich es Ihnen wiedergeben, und wenn Sie es wünschen, Sie sogar bei meinem kleinen Spiele betheiligen. ohne daß außer meinem Manne irgend Jemand etwas davon erfahren soll.

Weder das Eine noch das Andere, Irene; ich werde selbst nicht mehr zum Spiele kommen. Indeß warne ich Sie, irgend einen Ihrer Freunde auf eine auffällige Weise zu betrügen; denn es würde bekannt werden und man würde Sie in Geldstrafe nehmen, weil die Hasardspiele aufs Strengste verboten sind.

Ich weiß es und lasse Niemand auf Wort setzen; auch haben mir alle diese junge Leute Geheimhaltung versprochen.

Ich werde nicht mehr bei Ihnen zu Abend speisen, Sie aber werden mir einen Gefallen thun, wenn Sie bei mir frühstücken, so oft es Ihre Zeit erlaubt.

Einige Tage darauf besuchte sie mich mit ihrer Tochter, welche mir sehr gefiel und welche mir ihre Liebkosungen nicht verweigerte. Später kam sie noch öfter zu mir; eines Tages traf sie den Baron Pittoni, der gleich mir an kleinen Mädchen Geschmack hatte; da er auf Irenens Tochter neugierig wurde, so bat er sie, ihm dieselbe Ehre wie mir zu erweisen.

Ich ermunterte sie, das Anerbieten nicht zu verwerfen, und der Baron verliebte sich in jene, was für Irene ein Glück

war; denn gegen Ende des Karnevals wurde sie angeklagt, unerlaubte Spiele bei sich zu halten, und der Baron würde sie der Strenge der Polizeigesetze überlassen haben, wenn er nicht ihr Freund gewesen wäre; so aber warnte er sie zeitig.

Man konnte keine Geldstrafe über sie verhängen, weil die Polizeiagenten, als sie zu ihr kamen, Niemand bei ihr fanden.

Irene verließ mit der Truppe, zu welcher sie gehörte, Triest im Beginne der Fastenzeit; drei Jahre darauf fand ich sie mit ihrer Tochter, die reizend geworden war und mit der ich meine Bekanntschaft auf die zärtlichste Weise erneuerte, in Padua wieder.

Anhang.

Briefe an Herrn Faulkircher,

geschrieben von seinem besten Freunde

Jakob Casanova von Seingalt,

am 10. Januar 1792*).

> Est hoc pro certo, quoties cum stercore certo,
> Vinco seu vincor, semper maculor.

I. Brief.

Nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge hätten wir, Herr Faulkircher, auf dem Schlosse von Dux, wo ich als Bibliothekar, Sie als Haushofmeister angestellt sind, nichts mit einander gemein haben dürfen; das Außerordentliche ist indeß in unsern Tagen so sehr Mode, daß fast sicher darauf zu rechnen ist. Sie haben sich, zum großen Schaden meiner Ehre, mit drei criminellen Sachen besudelt, und da ich wünsche, den Prozeß vor Gericht und mit allen Formen geführt zu sehen, so werden Sie es nicht übel nehmen, wenn ich zunächst das Publikum in Kenntniß setze, diesen unparteiischen Richter, den Sie nicht bestechen können; denn zu einem solchen Versuche reicht der Wein in dem Keller des Grafen von Waldstein nicht aus. Das Publikum soll entscheiden, ob Sie ein Mann von niedrigem Herkommen

*) Es ist mehr als zweifelhaft, daß diese Briefe wirklich an Herrn Faulkircher abgeschickt worden, da die letzten keiner Antwort Erwähnung thun; es ist daher wohl die Annahme gestattet, daß der Verfasser sie nur geschrieben, um den bittren Gefühlen, welche sein Herz erfüllten, Luft zu machen.

und eine feige Memme sind, ob Sie die Gesetze der Ehre kennen oder nicht.

Muth also, Herr Faulkircher, beantworten Sie diese Briefe; seien Sie aber so anständig, mir Ihre Antworten in französischer oder italiänischer oder selbst spanischer Sprache zukommen zu lassen, wie ich Ihnen ja auch meine Briefe in deutscher Sprache schicke. Ich bezahle den Uebersetzer, machen Sie es ebenso und schämen wir uns nicht, unsere Unwissenheit zu bekunden, Sie in allen Sprachen der Welt, ich in der deutschen. Diese Kleinigkeit ist noch nicht Ihr größtes Verbrechen. Sie haben mein Bild auf eine eben so rohe wie entehrende Weise ausstellen lassen; Sie müssen es daher in der Ordnung finden, daß ich an die Gesetze appellire, die Sie, ich weiß nicht wozu, verurtheilen.

Einstweilen bin ich mit allen den Förmlichkeiten, welche man unter die Briefe zu setzen pflegt, und welche durchaus keinen Werth haben u. s. w.

II. Brief.

Obwohl wir nie ein Gespräch mit einander haben führen können, da Sie nur ein schlechtes Deutsch radebrechen, so hätten wir doch in scheinbarem Einvernehmen bleiben können, Herr Faulkircher, wären Sie durch die Erziehung abgeschliffen worden, welche der Umgang mit den Wissenschaften oder die gute Gesellschaft gewähren, wo der Mensch die Moral und die Gesetze der Ehre lernt; dieses Glück haben Sie indeß nicht gehabt. Da Sie in dem Alter, wo ich lesen lernte, Soldat werden mußten, so haben Sie in dem Wachstuben- und Kasernenleben keine Gelegenheit gefunden, sich mit der Quintessenz des Gefühls bekannt zu machen. Sie haben sich also weder durch Kenntniß der Wissenschaften, welche den Kreis des Geistes erweitern, aus dem Groben herausarbeiten, noch durch den Umgang mit gebildeten Leuten verfeinern, noch Ihren Geist durch belehrende Lektüre adeln, noch sich nach den Gesetzen der Ehre und der Moral der gesellschaftlichen Convenienz bilden können, wie ich es gethan habe, obwohl ich arm und von niederer Herkunft war. Deswegen beklage ich Sie eben so sehr wie ich mir Glück wünsche und zugleich dem Schicksale und

dem Glücke danke, daß es mir diese kostbaren Vorzüge, welche mich so hoch über Sie erheben, verschafft hat. Uebrigens haben Sie Ihren militärischen Pflichten getreu Ihre Talente so sehr in ihr wahres Licht zu setzen verstanden, daß Sie in Zeit von noch nicht funfzig Jahren zu dem achtungswerthen Grade eines Unterlieutenants gelangt sind.

Nachdem Sie diesen edlen Rang erreicht, glaubten Sie sich auf Ihren Lorbeern ausruhen zu können, und besaßen Sie die Tugend, Ihren Ehrgeiz zu begrenzen, indem Sie Ihren Abschied und Ihre Pension forderten, die Sie beide erhielten. Alles dieß wurde durch die Krankheit begründet, welche man Faulheit nennt, und vermöge welcher man sich dem Dienste entzieht, so oft er uns lästig erscheint. Das Certificat, welches Sie eingereicht haben, hätte das Gebrechen bei seinem Namen nennen sollen; der Kriegsrath versteht aber keinen Spaß, und hätte er die Wahrheit gekannt, so wären Sie um die Pension von zweihundert Gulden gekommen, so wie um die Ehre, die Uniform zu tragen, welche Sie mit allen Jüngern des Mars, die nicht als Haushofmeister im Dienste eines vornehmen Herrn leben, in eine Reihe stellt. Allerdings vertheilen Sie auf eine großmüthige Weise den Wein aus dem Keller Ihres Herrn, den Sie nicht nur den in Dux wohnenden Beamten, sondern auch allen denen, die in Geschäften oder zum Vergnügen hieher kommen, eröffnen. Seien Sie indeß fest überzeugt, alle diese Beamten wissen sehr wohl, wie Ihnen nicht unbekannt ist, daß das Geschäft, welches Sie betreiben, ein verbotnes ist; sie meinen indeß, es sei nicht ihre Sache, Ihnen einen Vorwurf daraus zu machen. Sie wünschen sogar, daß es unbekannt bleibe, denn wenn die Freiheit, welche Sie sich herausnehmen, zur Kenntniß Jupiters oder seines Rathes käme, würde man Sie ohne Uniform wegjagen, und Sie würden Ihre Pension von zweihundert Gulden verlieren. Allerdings würde Sie der Graf von Waldstein durch eine Pension von vierhundert Gulden entschädigen; man würde Sie dann aber nicht mehr Herr Lieutnant nennen, und dieser Titel kitzelt Ihre Eigenliebe, obwohl Sie nicht in derselben Weise wie die andern Offizier sind. Ich bin u. s. w.

III. Brief.

Als Sie, Herr Faulkircher, vor fünf Jahren nach Dux kamen, wo Sie mich sahen, und Sie erfuhren, welche Stellung ich einnähme, zerbrachen Sie sich vergeblich den Kopf, um dahinter zu kommen, welches Bedürfniß nur der Graf von Waldstein habe, um jährlich tausend Gulden für einen Bibliothekar wegzuwerfen. In Ihrem Eifer für seinen Vortheil riethen Sie ihm, sich meiner zu entledigen, und da Sie ihn nicht dazu bestimmen konnten, faßten Sie den boshaften Plan, mir so viele Plackereien zu bereiten, mir so viele Unannehmlichkeiten auf den Hals zu schicken, mir den Aufenthalt so sehr zu verleiden, daß ich mich entschlösse, meine Stelle freiwillig aufzugeben. In den ersten beiden Jahren war die Sache schwer, denn wenn der Graf nicht in Dux war, aß ich für mein Geld allein auf meinem Zimmer, und ich hatte daher mit Ihnen nichts zu schaffen; als ich aber das Unglück hatte, vom Buchhändler Hilscher in Leipzig betrogen zu werden, durch den ich um viertausend Gulden gebracht worden bin, und ich hiedurch gezwungen wurde, mir die Hälfte meines Gehalts zu entziehen, war ich genöthigt, das Anerbieten des Grafen, während seiner Abwesenheit an der Tafel des Beamtenpersonals zu speisen, anzunehmen, ein trauriger Vortheil, da er mich nöthigt, einem Wesen wie Sie gegenüberzusitzen. Dieser Umstand hat Ihnen Gelegenheit gegeben, mir bald direkt, bald indirekt Plackereien zu bereiten, welche Ihrer schönen Seele entsprachen; denn als Esel lieben Sie es, sich mit der Löwenhaut zu bekleiden und als ein andres Thier zu erscheinen, als Sie wirklich sind. Zum Unglück für Sie ragt der Ohrzipfel hervor, die Maske sinkt und die Wahrheit läßt Sie in Ihrer scheußlichen Häßlichkeit erscheinen. Ich habe Sie immer als das Thier, welches Sie wirklich sind erkannt, als einen falschen verstellten Menschen, der trotz seiner großen Unwissenheit Anspruch auf Geist macht. Ich habe es mir zum Gesetze gemacht, so zu thun, als ob ich Sie nicht gründlich kenne, und Sie haben sich dadurch täuschen lassen; denn gestehen Sie nur, Sie haben geglaubt, ich hätte einige Achtung vor Ihnen. Enttäuschen Sie sich. Ich habe immer gewußt, daß wenn wir in einem Lande lebten, wo die Duelle geduldet würden, und daß wenn ich Sie bei der ersten mir zugefügten Beleidigung auf Säbel

oder Pistolen gefordert hätte, die Furcht Sie gänzlich gelähmt und Sie sich ohne Zweifel Ihres Freundes Viderol bedient haben würden, um mich ermorden zu lassen. Alles, was Sie seit dem September 1790 gethan haben, bestätigt mich in der Kenntniß Ihres Charakters und berechtigt mich zu dieser Voraussetzung.

IV. Brief.

Kaum war der Graf abgereist, als Sie Mittel fanden, mir den Inspektor auf den Hals zu hetzen, der mir auf Ihre Veranlassung den blutigsten Schimpf anthat. Ich will die Geschichte hier niederschreiben.

Eines Tages äußerte der gute Inspektor Stelzl mit der besten Absicht von der Welt gegen mich, wenn ich nicht mein Icosameron hätte drucken lassen, so würde ich jetzt nicht in Noth sein, und um glücklich zu leben, brauche ich nur auf meine Unterhaltung bedacht zu sein, ohne daß ich nöthig hätte, eine Feder anzurühren; denn ich habe genug, um gut zu leben und brauche keine Feder anzurühren.

Diese Aeußerung habe ich dem Grafen Waldstein hinterbracht und zugleich den Rath, wenn auch nicht den Rathgeber, lächerlich gemacht; denn daß nur die Freiheit zu schreiben und meine schriftstellerischen Arbeiten drucken zu lassen, mir noch allein das Leben angenehm mache, ging wohl über Herrn Stelzl's Fassungskraft hinaus. Ich weiß, daß Herr Stelzl, der in seinem Fache sehr geschickt ist, dasselbe aber betreiben muß, wenn er leben will und der nie nach seinen eigenen Ideen arbeitet, so etwas als eine Frohnarbeit erscheinen muß; Schreiben ist in seinen Augen etwa dasselbe, was Holzspalten in den Augen eines Holzhauers und demzufolge muß das Glück für ihn in der Möglichkeit bestehen, ohne Schreiben zu leben.

In seinem Sinne hatte er Recht, und ich hatte Recht, über seine Anschauungsweise zu philosophiren und in vertraulicher Unterhaltung mit dem Grafen darüber zu lachen; dieser lachte übrigens selbst darüber und theilte Ihnen diese Aeußerung mit, welche Sie dem Inspektor eiligst hinterbrachten, dessen Eitelkeit dadurch verletzt wurde, und der den Tag nach der Abreise des Grafen mir vorwarf, daß ich mir eine solche Idee

von seinem Geiste gemacht habe und in herrischen Ausdrücken und mit trocknem Tone gegen mich äußerte, er würde sich nie mehr einfallen lassen, mir Rath zu geben. Ich suchte mich auf die anständigste Weise zu rechtfertigen, indem ich mich bemühte, ihn zu überzeugen, daß meine Aeußerungen gegen den Grafen durchaus nicht beleidigend für ihn sein könnten; denn Horaz habe dasselbe von einem römischen Senator gesagt, und es stehe wohl fest, daß Niemand sein Gewerbe liebe.

Meine Bemühungen waren vergeblich. Der Herr Inspektor gab Ihnen den Vorzug vor Horaz, und das ist auch in der Ordnung.

Er blieb übel gelaunt, und am folgenden Tage erwiederte er meinen Gruß nicht. Zwei Tage darauf kam es noch besser; seine Frau ließ mich zur Stunde ihrer Audienz nicht in ihrem Cirkel zu, wo sie mir keinen Stuhl anbot. Sie waren zugegen, Herr Faulkircher; Sie saßen neben Ihrem Freunde Viderol und haben gelacht. Ich mußte mich entfernen; ich schluckte die bittre Pille hinunter und verachtete vom Grunde meiner Seele aus ein Haus, dessen Herr nicht weiß, daß:

Turpius ejicitur quam non admittitur hospes*),

und ich sagte mit Fidentio Ludimagistro:

Io che tra viri equestri et tra patrizj
Soglio seder, mi vidi allor negligere
Da quegli uomini novi ed adventizj**).

Ich bin vier Monate auf meinem Zimmer geblieben und habe es nur verlassen, um mit Ihnen im Speisezimmer zu Mittag zu speisen. Sie konnten meine Anwesenheit beim Inspektor nicht ertragen, denn wenn ich dort war, sprach ich mit ihm lateinisch oder mit seiner Frau französisch, und da Sie uns nicht verstanden, konnten Sie Ihre Dummheiten nicht an den Mann bringen.

Am Neujahrstage des Jahres 1791 gewann ich es über mich, ihm zu gratuliren, und der Herr Inspektor bot mir einen Stuhl an, welchen ich nicht annahm. Eine Stunde darauf kam

---

*) Es ist schmachvoller einen Gast hinauszuwerfen, als ihn nicht aufzunehmen.

**) Ich, der gewohnt war, unter den Rittern und Patriciern zu sitzen, ich sah mich nun von Menschen ohne Geburt und von Emporkömmlingen vernachlässigt.

er zu mir, um meinen Glückwunsch zu erwiedern, nahm aber den Stuhl, welchen ich ihm anbot, ebenfalls nicht an. Ihnen habe ich dieselbe Höflichkeit erwiesen, da Sie aber keine Idee von Schicklichkeit haben, so haben Sie sie nicht erwiedert. Desto schlimmer für Sie.

Ich bin u. s. w.

V. Brief.

Als Sie sahen, daß ich meine Einsamkeit geduldig ertrug, daß ich schweigend an Ihrem Tische saß, mir in keiner Weise etwas gegen die gewöhnlichen oder gelegentlichen Gäste zu Schulden kommen ließ, immer nach dem Braten aufstand und Sie mit den Beamten oder andern Gästen, welche Ihren Geschmack theilten, ruhig die Flaschen leeren ließ, glaubten Sie sich genöthigt, Ihren dürftigen Geist auf die Folter zu spannen und ein neues Mittel zu ersinnen, um meine Ruhe zu stören und mich zu einer That der Gereiztheit zu treiben, welche ernste Folgen haben könnte.

Ihr Freund Viderol, der ganz dazu gemacht ist, um sich mit Ihnen zu unterhalten, den Sie zur Seele der ganzen Tischgesellschaft gemacht haben, indem Sie seinen frechen Reden, deren Stichblatt ich war, Ihren Beifall gaben, Viderol war der Auserwählte, den Sie für geeignet hielten, meine Langmuth auf die Probe zu stellen. Viderol war der Polichinell und Faulkircher sein Helfershelfer. Dieser Spaßmacher, welcher kaum lesen kann, knüpfte kühn ein Gespräch mit mir an, und indem er sich einen Philosophen nannte, erfüllte er Sie mit grenzenloser Freude. Sie gaben ihm Recht und erklärten die Philosophie, wie ein Dummkopf Ihrer Art sie erklären kann. Sie wußten, daß ich trotz meines Schweigens unter Ihren platten Frechheiten leiden mußte. Sie haben die Unverschämtheit so weit getrieben, daß Sie eines Tages geäußert haben, es sei Ihnen lieb, in Dux zwei Philosophen bewundern zu können. Damals zeigte ich mich als Philosoph, indem ich Ihnen meinen Teller nicht ins Gesicht warf, und ich begnügte mich, Ihnen zu antworten, es wären drei, da Sie von Ihrem Freunde unzertrennlich seien. Sie wurden beschämt, machten Winkelzüge und runzelten Ihre platte und magere Physiogno-

mie, welche den Ausdruck der Heuchelei und kriechender Verschmitztheit trägt. Sie verschanzten sich nun in Schweigen. Darauf begann Ihr Polichinell, um wieder Ihre ekelhafte Fröhlichkeit zu wecken, dem Grafen von Waldstein, Ihrem Herrn, nachzuahmen, indem er eine Stelle aus einem deutschen Stücke deklamirte. Sie gaben seinem, wie Sie es nannten, wunderbaren Talente Ihren Beifall und äußerten mit dem größten Ernste, dieser Bursche würde groß auf der Bühne gewesen sein. Ich kannte Sie hinlänglich, um zu wissen, aus welchem Grunde Sie ihm Beifall klatschten. Thatsache ist es, daß Sie die Nachäfferei Ihres Freundes vortrefflich fanden, weil er seinem Herrn nachmachte, über den Sie sich gleich ihm lustig machen, obwohl Sie es nicht offen zu thun wagen, da Sie sein Brodt essen, und seinen Wein trinken und auch Andere damit bewirthen. Sie würden sich ganz anders benehmen, wenn Sie das mindeste Ehrgefühl hätten.

Außerdem haben Sie mir zum Tischgenossen einen frühern Bedienten gegeben, den Sie zum Range eines Jägers erhoben haben; dieser, nachdem er bescheidentlich seine Serviette gefaltet und seinen Stuhl an die Wand des Saales getragen, küßte demüthiglich den Saum Ihres Rockes, wie ein Sklave dem General thun würde, der ihn zum Offizier gemacht hätte. Am folgenden Tage war ich darauf gefaßt, seine Frau neben Ihnen figuriren zu sehen: Caroline würde ihr Platz gemacht haben, denn sie hat wenigstens das Verdienst, eine verheirathete Frau als ihr vorangehend anzuerkennen. Auch verdankt nach den umlaufenden Gerüchten Ihr Bedienter der Frau des Jägers die Auszeichnung, mit welcher Mars den Vulkan beehrte und ohne welche Sie ihm nie die Ehre erwiesen haben würden, ihn zu Ihrer Tafel zuzulassen.

Ich bin u. s. w.

VI. Brief.

Gestatten Sie, Herr Faulkircher, Ihrem Nachdenken das Urtheil zu unterwerfen, welches die Welt über die Freundschaft fällt, die Sie mit dem Schurken Viderol verbindet. Dieser Taugenichts, welcher jetzt drei- bis vierundzwanzig Jahre alt ist, hat bis zu seinem achtzehnten Jahre sein Leben in den

Ställen zugebrach und hier auf Befehl seines Herrn oft Hiebe bekommen. Seine erste Geschichte ist bekannt, und er ist mehr zu beklagen als zu tadeln, denn da er das Bedürfniß zu essen und eine hübsche Gestalt hatte, so war es ihm schwer, dem Reize einiges Geldes zu widerstehen, welches ihm die Pentapolitaner boten, die man in Deutschland wie in Italien findet. Als er aus England zurückkam, gab der Graf von Waldstein, Ihr jetziger Herr, seinem Lakaien Viderol das Patent eines Courriers und dadurch gelangte er an die Beamtentafel. Dieses niederträchtige Subjekt, das alle ehrenwerthen Menschen verachten, gestattete sich Unverschämtheiten gegen mehrere Beamten, von denen einer indeß, noch verächtlicher als er, die Beleidigungen unter dem Einfluß des Bachus vergessen und die Gemeinheit so weit getrieben hat, daß er öffentlich in einem Wagen erschienen ist, wo Viderol zur Rechten saß.

Ihr Freund, der, wie Sie wissen, sich durch den Umgang mit meiner Köchin eine häßliche Krankheit zugezogen, hat, wie mir der Doktor erzählt, die arme Tochter des ehrlichen Försters damit angesteckt und diese ist daran gestorben.

Das sind indeß nur Kleinigkeiten; aber dasselbe Subjekt, welches Sie unter Ihren besondern Schutz genommen haben, ließ sich einen Nachschlüssel machen, vermittelst welches er in alle Zimmer des Schlosses und auch in meine Bibliothek gelangen konnte, und aus dieser hat er ohne Zweifel die Bücher entwendet, die man dort nicht mehr findet. Sie wissen, daß der Schlosser ihn angezeigt hat; dennoch haben Sie ihn vertheidigt, und Niemand außer mir weiß weshalb. Ein solcher Bursche kann nur Sie zum Freunde haben, und zwar wegen Ihrer unnatürlichen Leidenschaft, welche Sie sorgfältiger verbergen sollten. So urtheilt wenigstens die Welt, und wenn sie falsch urtheilt, so ist es Ihre Schuld; denn Viderols Figur zeigt, daß er der leidende Theil ist, wie die Ihre, daß Sie der thätige sind. Ich lasse die Leute reden, ohne mich selber darein zu mischen, obwohl ich sehr gut weiß, daß Sie Viderol nur deshalb lieben, weil er der Einzige im Schlosse ist, der Ihnen bei den Executionen, welche Sie ihm anbefehlen, als Gehülfe dienen mag, und diese Executionen sind niederträchtig wie die Befehle, welche dieselben veranlassen.

VII. Brief.

Im Schlosse Dux giebt es einen Betsaal, wo nur der Graf, seine Familie, seine ersten Beamten und die Offiziere der Garnison dem Gottesdienste beiwohnen dürfen. Dort höre ich die Messe, weil der Graf mir gesagt hat, daß hier mein Platz sei, und Sie thun es aus demselben Grunde. Als Viderol sich vor etwa zwei Jahren hier einschlich, sagte ich es dem Grafen, und es erging an ihn das Verbot, den Ort je wieder zu betreten. Trotz dieses Verbots habe ich ihn vor zehn Monaten wieder mit Ihrer Karoline daselbst gefunden, die, wenn sie gerade daran denkt, sich als Lutheranerin bekennt. Als ich dieses Paar erblickte, kehrte ich wieder um und verrichtete meine Andacht in der Kirche der Gemeinde, unter meinen Brüdern, katholischen Bauern und ehrlichen Leuten. Viderol fährt fort, sich im Bereiche des Hauptaltars mit einem Gebetbuche breit zu machen, um den Glauben zu erregen, daß er lesen könne. Um ihn zu trösten, haben Sie den Sarcasmen, die er sich gegen mich gestattet hat, und die ich nicht zu verstehen geschienen habe, mehr als je Ihren Beifall gegeben. Sie hofften, ich würde, aufs Aeußerste getrieben, ihm meinen Teller ins Gesicht werfen, worauf er mir den seinigen zugeschleudert haben würde; Sie würden in diesem Falle eine unparteiische Neutralität beobachtet haben, in der sichern Ueberzeugung, daß er mich todtgeschlagen haben würde, da er stärker als ich ist; nach Ihrer gewohnten Weise würden Sie angeführt haben, daß Sie ihm keine Befehle geben können, da Sie weder die Gewalt, ihn zu strafen, noch ihm Schweigen zu gebieten haben. Meine Geduld hat Ihre Erwartung getäuscht, und Sie haben sich mit ihm berathen müssen, um eine Beleidigung ausfindig zu machen, die ich unmöglich dulden dürfe. So ist Ihr Diener Ihren Befehlen bei einer Execution gefolgt, die wesentlich zu den Verrichtungen des Henkers gehört. Dieses Unternehmen ist besonders wegen der Erfindung, welche Ihren fruchtbaren Geist charakterisirt, bemerkenswerth. Sie haben als Haushofmeister des Grafen Waldstein eine Handlung befohlen, die Sie als Unteroffizier für entehrend gehalten haben würden, und deren Ausführung Sie wahrscheinlich verweigert haben würden, wenn einer Ihrer Offiziere sie Ihnen befohlen hätte. Sie haben Ihrem gemeinen Satelliten befohlen, mein

Bild mit einem Stoffe anschlagen zu lassen, den man in guter Gesellschaft nicht nennt.

Ich bin u. s. w.

VIII. Brief.

Ihr schuftiger Biderol, ein wahrer Schinderknecht, riß mein Portrait aus einem meiner Werke, kritzelte mit einem Beiworte, welches Sie ihm gelehrt haben, meinen Namen darunter und klebte es dann an die Thür des Gemeinplatzes mit seinem oder Ihrem Unrathe; denn ein niederträchtiger Umgang macht die Vermischung sehr leicht.

Herr Caumont, der diese Schmach zuerst sah, riß das Gemälde, welches Biderol gestohlen, herunter und zeigte es mir. Ich bat ihn, deswegen Klage zu führen. Er schrieb an den niederträchtigen Menschen und warf ihm seine scheusliche That vor; dieser aber machte sich nur darüber lustig und antwortete ihm mündlich, er habe es gethan, um mir ein Zeichen seiner Achtung zu geben.

Ich bat Caumont, mit seiner Beschwerde an den Hausshofmeister, d. h. an Sie selbst, zu gehen; er aber meldete mir nebst Herrn Baumauer, daß Sie darüber gelacht hätten. Nun ging ich zu Ihnen und fand Sie in Karolinens Zimmer, wo Sie mit ihr und dem Major Wiskochill spielten. Sie nahmen das Portrait in die Hand, und nachdem Sie es aufmerksam betrachtet, sagten Sie, man müsse so etwas verachten; so etwas habe nichts zu besagen; übrigens brauche ich auch nur die Rückkehr des Grafen abzuwarten, um Klage zu führen, da Sie keine Gewalt hätten, um mir Genugthuung zu geben. Ich sagte Ihnen nun, die Sache sei kriminalisch, und Sie, unwissendster aller Menschen, antworteten nein, und sagten, möglicher Weise sei Biderol gar nicht der Schuldige. Ich wandte Ihnen ein, daß der Schuft sich dessen rühme, und Sie, wahrscheinlich erstaunt, daß er Ihren Instruktionen nicht nachgekommen, Sie versetzten, er sei toll und man müsse so etwas verachten; Sie fügten noch hinzu, an meiner Stelle würden Sie diesen Rath befolgen. Ich machte Ihnen mein Kompliment über Ihr zartes Ehrgefühl, bewunderte Ihren stoischen Muth, der Ihnen in einem Falle dieser Art gestattet haben

würde, die sehr unsichere Rückkunft des Grafen abzuwarten und bat Sie, mir wenigstens mein Essen auf mein Zimmer bringen zu lassen. Sie verweigerten es mir, Herr Faulkircher, und in Ihrer Weigerung sah ich den Gipfelpunkt der Niederträchtigkeit; ich erkannte Sie nun als den Profoß, der die That befohlen und sah ein, daß Sie den gemeinen Agenten Ihrer Befehle mit Ihrem Schutze decken mußten.

Unwissender Mensch, Wesen ohne jedes Gefühl der Ehre, ohne jede Idee von Redlichkeit, wie ohne die geringste Kenntniß der Gerechtigkeit! Ich bin sicher, daß Sie sich entschließen könnten, mich ermorden zu lassen, daß Sie sich aber nur der Gefahr aussetzen würden, von meinem zu guten Degen einen Schlag in Ihr plattes Gesicht zu erhalten, welches man nur einen Augenblick vor Augen gehabt zu haben glaubt, um einen Schurken zu erkennen, der trotz seines Cynismus keinen gesunden Menschenverstand hat.

Ich bin u. s. w.

IX. Brief.

Fest entschlossen, die Bestrafung Ihres niederträchtigen Bedienten durchzusetzen und zugleich von dem Wunsche beseelt, dem Grafen von Waldstein einen Beweis meiner Achtung zu geben, indem ich nicht, wie ich in letzter Instanz berechtigt bin, dieJustiz veranlasse, in seine Gerichtsbarkeit einzugreifen, habe ich einen Advokaten angenommen, meine Klage niedergeschrieben und sie ins Deutsche übersetzen lassen. Da Sie in Töplitz Wind davon erhielten und erfuhren, daß ich Ihren Namen keineswegs schone, so kamen Sie auf mein Zimmer und baten mich, zu schreiben, was ich wolle, aber Ihren Namen nicht zu nennen, weil Ihnen das beim Kriegsrathe schaden und Verlust Ihrer Pension zur Folge haben könne, wenn man erführe, daß Sie im Solde des Grafen ständen, während man glaubt, daß Sie sich nur als Freund bei ihm aufhalten.

Ich lachte über die Dummheit Ihres kleinen Geistes, daß Sie sich einbildeten, in meinen Augen als unschuldig erscheinen zu können; Sie flößten mir aber Mitleid ein und ich war gutmüthig genug, um Ihnen zu versprechen, daß ich Sie für den Augenblick nicht nennen wolle; indeß benachrichtigte ich Sie

doch, daß ich Sie nicht schonen würde, wenn der Herr mir nach seiner Rückkehr die Genugthuung verweigern sollte, welche ich zu fordern berechtigt sei.

Meinem gegebenen Worte getreu habe ich meine erste Klage zerrissen und meine zweite in lateinischer Sprache geschrieben; ein Advokat aus Bilin hat sie mir übersetzt und ich habe sie in der Amtsstube des Gerichtshalters von Dux deponirt.

Am Tage, wo ich Ihnen diese Gnade widerfahren ließ, überließen Sie sich der Freude und begaben sich mit Viderol, Karolinen und einigen andern Freunden, welche Ihnen beim Plündern des gräflichen Kellers behülflich sind, nach Hundorf.

Die Klage, welche ich dem Herrn Luser, Syndikus von Dux, vorlegen ließ, forderte nur eine gesetzliche Bürgschaft, daß Viderol mir bis zur Rückkehr des Grafen keine neue Beleidigungen solle anthun dürfen. Der Schurke wurde vorgefordert, schwor zu gehorchen und unterwarf sich den Strafen, mit denen er für den Fall des Ungehorsams bedroht wurde. Als der Bursche von Luser entlassen war, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als Ihnen von Allem Bericht zu erstatten, und Sie begaben sich sofort zum Syndikus, um Ihren Klienten zu vertheidigen, und jenen zu bedeuten, daß in Abwesenheit des Herrn die Justiz keine Schritte gegen ihn thun dürfe. Zugleich müssen Sie Virdeol gerathen haben, mein Portrait zum zweiten Male, und sogar aus meinem Zimmer, zu stehlen und es von Neuem an demselben Orte auf eine noch schandbarere Weise auszustellen, wahrscheinlich um mich zu überzeugen, wie wenig er nach dem Syndikus frage; am selben Tage begab er sich aber nach Lichtenwalde, um seine Unschuld durch ein Alibi darzuthun.

So begab sich die Sache.

Als am folgenden Tage der ehrliche Maler, dessen Wohnung neben dem Abtritte liegt, diese Niederträchtigkeit bemerkte, ließ er mich in Kenntniß davon setzen. Ich zeigte dem Syndikus diesen Verstoß gegen seine Anordnung an, und am folgenden Tage wurde Viderol citirt. Ihr Satellit stellte sich pünktlich ein, leugnete aber Alles. Der Syndikus erzählte mir am folgenden Tage, der freche Mensch sei unverschämt genug gewesen, gegen ihn zu äußern, er würde sich gar nicht gestellt haben, wenn er gewußt hätte, weshalb er citirt worden.

Ich würde nun nicht einen Augenblick länger gezögert haben, mich mit meiner Klage an ein Gericht zu wenden, welches mir mein Recht hätte widerfahren lassen, wenn ich nicht aus Nachgiebigkeit gegen die Rathschläge der weisen Gräfin-Mutter beschlossen hätte, die Rückkehr ihres Sohnes, des Grafen von Waldstein, abzuwarten.

Sie wissen, daß ich diese Angelegenheit allen denjenigen mitgetheilt habe, welche hieher gekommen sind, um das Schloß zu besehen, und daß ich soger mehrere Personen an die Thür des Abtritts geführt habe, wo Sie dieß Meisterwerk Ihrer Scheußlichkichkeit haben sechs Wochen hängen lassen. Jeder sagte, da Sie nicht die Wegnahme dieser Abscheulichkeit befohlen, so müßten Sie sie dort wohl gern sehen; es sei dieß ein unwiderleglicher Beweis, daß diese Niederträchtigkeit von Ihnen ausgegangen, und Sie verdienten daher dieselbe Strafe wie Ihr gelehriger Liebling.

X. Brief.

Sechs Wochen waren verflossen, seitdem Sie mein Bild hatten aushängen lassen, als Sie sich über die Ausdauer, womit ich Jeden an den Ort führte, der für Ihre Scheußlichkeit Zeugniß ablegte, so wie über die Einstimmigkeit, womit Alle Sie für einen Mitschuldigen der That erklärten, zu verwundern begannen. Der Fürst von Anhalt-Köthen sollte zwei Tage mit großer Gesellschaft auf dem Schlosse bleiben, und da Sie sicher zu sein glaubten, daß mein erstes Geschäft sein würde, dieses Wunderwerk der hochgestellten und würdigen Person zu zeigen, so nahmen Sie es fort oder ließen es fortnehmen, und am Morgen des Tages, wo der Prinz ankam, war die Niederträchtigkeit verschwunden. Dieses Verschwinden hielt mich nicht ab, den Prinzen gleich am folgenden Tage von der ganzen schmutzigen Geschichte in Kenntniß zu setzen und Sr. Hoheit mitzutheilen, warum ich die Schüssel abgelehnt, die Ihr niederträchtiger Liebling mir bei Tische angeboten hatte. Der Prinz war entrüstet, daß Sie ihn durch einen so niederträchtigen Menschen hatten bedienen lassen und äußerte zu mir, daß wenn er dessen und Ihr Benehmen gekannt hätte, er ihn nicht hinter

seinem Stuhle würde haben stehen lassen Se. Hoheit fügte hinzu, ich dürfe nicht daran zweifeln, daß der Graf mir eine glänzende Genugthuung würde zu Theil werden lassen.

Als die Fürstin von Clari mit der Fürstin Jablonowska bald nach dem Fürsten von Anhalt nach Dux kam, wunderte sie sich keineswegs, daß Sie bei dem elenden Frühstücke, welches Sie den erlauchten Damen darboten, sie durch den Schinderknecht bedienen ließen; denn da sie Ihre Geschichte kannte, so errieth sie wohl, daß Sie zu sehr hätten erröthen müssen, wenn Sie sich selbst hätten zeigen wollen. Da ich Sie von der Ankunft der beiden Fürstinnen in Kenntniß gesetzt hatte, so scheint es mir doch, daß Sie als Herr des reichen Waldsteiner Kellers ihnen Tokaier, nicht aber den elenden Landwein hätte vorsetzen lassen müssen.

XI. Brief.

Seit dieser Zeit haben Sie eingesehen, daß es sich für Sie zieme, Ihrem Lieblinge zu befehlen, daß er bei Tische nicht ferner freche Reden führe. Sie haben ihm aber fernere Beweise Ihrer Freundschaft gegeben und sind noch ferner mit ihm spazieren gegangen. Als ich Sie einmal mit diesem niederträchtigen Bedienten überraschte, hielten Sie es für dringend, mir durch den Major Wiskochill sagen zu lassen, Sie seien nur zufällig mit dem Burschen zusammengetroffen, und er befinde sich in Ihrer Gesellschaft, ohne daß Sie ihn gerufen hätten, wie er auch jeden Augenblick ohne von Ihnen dazu veranlaßt zu sein, auf Ihr Zimmer komme. Wie wenig Hülfsquellen hat doch Ihr armseliger Kopf, mein lieber Unterlieutenant! Weil Sie ein stumpfsinniger Thor sind, glauben Sie, das ganze Menschengeschlecht sei noch dummer als Sie. Geben Sie zu, daß Sie trotz Ihrer Wachstubenunverschämtheit verdutzt waren, als ich in den Betsaal kam, um daselbst die Messe zu hören, und Sie hier neben Ihrem Lieblinge fand. Nachdem ich Sie mit einem Lächeln der Verachtung beehrt, kehrte ich wieder um, und als ich Sie eine Stunde später auf dem Corridor traf, redete ich Sie an und bemerkte

ironisch, Sie dürften sich nicht wundern, daß ich Ihre Gesellschaft verschmähe, wenn ich Sie in Begleitung Ihres Schinderknechtes treffe. Sie waren ganz beschämt, uud wußten nicht, was Sie mir antworten sollten; Sie wichen mir aus und eilten auf Ihr Zimmer, wo Sie sich einschlossen. Die Schwäche, welche Sie für dieses Vieh haben, ist nicht lobenswerth; dennoch verzeihe ich sie Ihnen, denn sie ist beinahe weniger schmachvoll als der Ehebruch. Da Sie aber dummer Weise sagen, Sie hätten keine Gewalt bei Tische, wenn es sich darum handelt, ihm Reden zu untersagen, welche mich beschimpfen und Karoline zuweilen zum Weinen bringen, so muß ich Sie doch daran erinnern, daß Sie ihm eines Tages, wo er sich auf spanische Weise frisirt hatte, untersagt haben, sich an den Tisch zu setzen. Sie haben sich hundertmal enthüllt, und meinen doch, Sie seien nicht erkannt worden. Sie sind ein merkwürdiges Subjekt, mein armer Unterlieutenant. Die Emigranten, welche vor der Ankunft des Grafen in Dux waren, und welchen Sie schlecht begegneten, waren nahe daran, Ihnen Arme und Beine zu zerbrechen, als Sie noch zur rechten Zeit zur Einsicht kamen und Ihr Benehmen änderten. Trotz Allem liebt Sie der Graf, weil Sie trotz Ihrer Dummheit oder vielmehr wegen Ihrer Dummheit das Talent haben, ihn zum Lachen zu bringen; die armen vornehmen Herrn, welche der Reichthum abstumpft, sind sehr froh, wenn sie einmal lachen können.

XII. Brief.

Entsinnen Sie sich noch, wie ich vor drei Jahren den Grafen von Waldstein belustigte, indem ich ihm erzählte, welche Genugthuung mir der Oberburggraf von Prag gegen einen Commis der kaiserlichen Tabackspacht gegeben?

Sie mit Ihrer gewöhnlichen Unverschämtheit wagten die Thatsache in Zweifel zu ziehen, und ich errieth wohl den Grund Ihres Unglaubens; Sie konnten nicht begreifen, daß der Burggraf mir die Achtung schenke, die mir Anspruch auf eine Genugthuung geben konnte. In meiner Jugend würde ich Ihnen in Folge Ihres beleidigenden Zweifels den Kopf zerschmettert haben; damals forderte ich Sie bloß auf, die Wahrheit der

Thatsache in Prag, wohin in Sie Geschäften des Grafen gingen, zu untersuchen. Bei Ihrer Rückkunft mußten Sie dieselbe zugestehen, obwohl Sie es mit sehr schlechter Manier thaten, denn man sah, daß Sie dem Burggrafen zürnten, weil er sich so rücksichtsvoll gegen mich erwiesen. Ich bin der Ansicht und habe wohl die Wahrscheinlichkeit für mich, daß wenn Sie an meiner Stelle gewesen wären, der Commis die Oberhand behalten haben würde, so sehr ist Ihre platte Physiognomie geeignet, Ihre Gegner Recht behalten zu lassen.

Wüßten Sie doch, wie leid Sie mir thun, wenn Sie sich beikommen lassen, mit mir über einen wissenschaftlichen Gegenstand zu sprechen. Vor zwei Jahren mußte ich die Achsel zucken, als Sie eines Tages bei Tische einfältiger Weise sagten, ich könne wohl die Verdoppelung des mechanischen, nicht aber die des geometrischen Cubus angeben.

Sicherlich verstehen Sie nichts davon, Sie armer Mann! Der, von dem Sie das gehört hatten, war vielleicht ein Geometer, der in dieser großen Operation unübersteigliche Schwierigkeiten erblickte; aber Sie, unwissender Papagei, waren Sie wohl im Stande, zu sagen, was wir unter geometrischer Verdoppelung verstehen. Sie wissen davon ebenso wenig, wie Ihr Biderol, dessen Apostel Sie sind. Als Sie vom Grafen, Ihrem Herrn, in Karlsbad erfuhren, daß meine Verdoppelung von mehreren Akademieen richtig befunden worden, und der Kurfürst von Sachsen mich mit einer goldnen Uhr beschenkt hatte, zeigten Sie sich ebenso verdutzt wie verdrießlich, zogen Sie sich in Ihre Eselnatur zurück und grüßten Sie mich nicht, als Sie von Karlsbad zurückkamen. Sie können natürlich nur Ihresgleichen lieben, und an Ihren Eingeweiden nagte der Neid.

XIII. Brief.

Besäßen Sie die geringste Kenntniß des menschlichen Herzens, Herr Unterlieutenant, könnten Sie sich nur einigermaaßen eine Idee von einem ehrliebenden Manne machen, so würde es Ihnen nie eingefallen sein, die richtige Zahl der zehn Gulden, welche ich vor zwanzig Monaten mit dem Bemerken,

daß es zehn seien auf die Toilette des Grafen legte, während Ihr niederträchtiger Liebling ihn frisirte, in Zweifel zu ziehen. Der Graf fand nur neun, als er sie in seinem Zimmer nachzählte; er sagte es mir, verweigerte aber den zehnten, welchen ich ihm geben wollte, weil das Geld ihm von Viderol überbracht worden war, der dumm wie Sie, den Augenblick für geeignet hielt, sich auf meine oder des Grafen Kosten einen Gulden anzueignen, denn er wußte wohl, daß er des Diebstahls nicht überführt werden könne. Er kann nicht wissen, daß Edelleute nicht wie Stallknechte denken. Wenn ein Greis, welcher immer die Ehre dem Leben vorgezogen hat, Jemand Geld giebt und, ohne es ihm zuzuzählen, sagt, wie viel es ist, so muß er sicher sein, daß er sich nicht getäuscht hat. Sie, Haushofmeister, wissen nicht, daß er ihn durch Zuzählen des Geldes beleidigen, und daß der Empfänger des Geldes heimlich über die Kleinlichkeit des Zählenden lachen würde; denn so etwas lernt man weder unter den Soldaten in der Kaserne noch unter den Bedienten. Zählt also derjenige, welcher das Geld empfängt, es nicht, ehe er es aus den Augen verliert, so wäre es auch ganz unnütz für ihn, es später zu zählen, denn wenn er es nicht richtig findet, so weiß er nicht, an wen er sich zu halten und kann höchstens die Treue seiner Bedienten beargwöhnen. Hat dagegen derjenige, welcher das Geld empfängt, es sofort gezählt, so kann er sagen, ob er es richtig befunden hat und sich die fehlende Summe auszahlen lassen. Derjenige, der es bezahlt hat, muß, hätte er es auch zehnmal vorher gezählt, sich entschuldigen, gestehen, daß er sich geirrt hat und das Fehlende zuschießen. Dieses Gesetz scheint Ihnen streng, ist aber unumstößlich im Gesetzbuche der Ehre, welches Sie nicht gelesen haben. Erinnern Sie sich wohl, daß ich Sie auch als Edelmann behandelt habe, indem ich Ihnen zehn Gulden wiedergegeben, die Sie geliehen hatten? Ich glaube, Sie haben dieselben richtig befunden. Trotz dieser unumstößlichen Grundsätze werde ich mich immer daran erinnen, daß Sie auf Veranlassung der zehn Gulden, welche Ihr Liebling in neun verwandelt hat, unverschämt genug waren, zu mir zu sagen, daß Viderol kein Dieb sei, und daß, wenn er es wäre, der Graf es bemerkt haben würde. Ich drehte Ihnen den Rücken zu und entfernte mich, weil ich mich der Versuchung

entziehen wollte, Ihrem ledernen Gesichte eine tüchtige Ohrfeige aufzudrücken, denn Ihre Behauptung beleidigte mich. Sie müssen sich selbst sagen, wie sehr Sie mich einige Zeit darauf zum Lachen reizten, als ich Sie in Gegenwart des Chevalier de la Mothe äußern hörte, nichts sei leichter, als den Herrn Grafen von Waldstein zu bestehlen, ohne daß er den mindesten Verdacht fasse; denn fügten Sie hinzu, selten weiß er, wie viel Geld er hat, und noch seltner begegnet es ihm, daß er nicht die Zuverlässigkeit seines Gedächtnisses bezweifelt, wenn er zufälliger Weise das Geld einmal nicht richtig finden sollte. Hierauf habe ich zu dem Schlusse kommen müssen, daß Sie, nur um mich zu beleidigen, geäußert haben, Viderol sei kein Dieb. Mein armer alter Unterlieutenant, Sie sind ein schlechtes Subjekt und ein sehr schlechter Richter, wenn Sie sich das Ansehen geben, ein Urtheil zu fällen, welches einen richtig gebildeten philosophischen Geist und Bekanntschaft mit der Moral und der guten Gesellschaft erfordert. Trotzdem halte ich Sie für keinen Dieb; glauben Sie aber nur ja nicht, daß ich Sie für einen Ehrenmann halte, denn man kann unehrlich, treulos und ein Schurke sein, ohne ein Dieb zu sein. — —

XIV. Brief.

Erinnern Sie sich noch, Herr Faulkircher, daß Sie mir einst an der Offiziantentafel gesagt haben, die Mutter des Grafen von Waldstein kenne mich nicht; Sie seien dessen sicher und hätten es von ihr selbst gehört. Erinnern Sie sich noch, daß ich Ihnen antwortete, Sie könnten dessen um so sicherer sein, als ich selbst Ihnen sage, daß ich nicht die Ehre habe, von ihr gekannt zu sein. In Ihrer groben Unwissenheit sahen Sie nicht ein, wie Sie durch Ihre Behauptung, daß Sie dessen sicher seien, mich beleidigten, denn im Falle ich hätte sagen wollen, ich sei dieser achtungswerthen Dame bekannt, hätten Sie mich Lügen gestraft, obwohl ich keine Lust hatte, mich zu rühmen. Um mit Ihrem Einflusse zu prunken, fügten Sie hinzu, zur Zeit Ihres Aufenthalts in Wien habe dieselbe Sie täglich an ihrer Tafel speisen lassen. Gewiß erwies sie Ihnen dadurch eine große Ehre, aber die Folgerung welche

Sie daraus zogen, war lächerlich; denn die Frau Gräfin erwies Ihnen diese Ehre gewiß nicht in Ihrer Eigenschaft als abgedankter oder vielmehr titulairer Unterlieutenant; vielmehr erwies sie Ihnen diese Gnade als Geschäftsführer Ihres Sohnes, den sie liebt und durch ehrliche Leute bedient sehen möchte. Bilden Sie sich ein, daß diese Dame eine hohe Idee von Ihrem Geiste bekommen habe und sich zu Ihrer Bekanntschaft besonderes Glück wünsche?

Sie würden sich irren, und obwohl sie es mir nicht geschrieben hat, bin ich doch sicher, daß sie Sie kennt und Sie verachtet, wie ich auch sicher bin, daß sie mich achtet; in den Briefen, womit sie mich beehrt und worin sie mir versichert, daß sie meine sämmtlichen, sowohl italiänischen wie französischen Werke mit Vergnügen gelesen habe, hat sie die Güte mir dies zu sagen. Ihre Werke hat sie meines Wissens nicht gelesen. Indeß weiß sie, daß Sie im Beleidigen ehrlicher Leute sehr erfahren sind, und den Wein im Keller Ihres Sohnes außerordentlich lieben. Wenn Sie wieder nach Wien kommen, wird sie Sie vermuthlich nicht wieder an ihren Tisch lassen, denn Sie würden ihre Augen, wo nicht gar ihren Geruchssinn beleidigen.

Hören Sie, was diese Dame über Sie zu mir geäußert hat: „Wenn Faulkircher nicht in Ihrer Gegenwart Viderol zurechtgewiesen, wenn er nicht befohlen, Ihr Portrait vom Abtritte wegzunehmen, wenn er mit diesem Burschen auch ferner freundschaftlich umgegangen und sich sogar öffentlich mit ihm gezeigt hat, so ist es ausgemacht, daß er der Haupturheber der Scheuslichkeit ist, über welche Sie sich mit vollem Rechte beklagen. Faulkircher kann den als den Schuldigen erkannten Diener nur deshalb streicheln, weil er von ihm angeklagt zu werden fürchtet. Ich beklage Sie, mein Herr, daß Sie mit solchen Leuten und in so schlechter Gesellschaft leben müssen; mein Sohn wird aber nicht vergessen, was er sich selbst verdankt und ich bin sicher, daß er Ihnen jede gewünschte Genugthuung geben wird.“

So schreibt mir die achtungswerthe Dame, welche Sie kennt und mich nicht kennt.

XV. Brief.

Ihr Charakter leuchtet mit solcher Deutlichkeit auf Ihrer Physiognomie, daß er sich wider Ihren Willen beim ersten Anblicke offenbart. In den Labyrinthen, welche die Runzeln auf Ihrem alternden Gesichte bilden, entdeckt man Groll, Niedrigkeit, ehrgeizige Bosheit und Unwissenheit. Sie besuchen die schlechten Gesellschaften gern, um darin zu glänzen, in der guten, wenn der Zufall Sie dahin führt haben Sie das Aussehen und Benehmen eines Spions. Ihre Ausfälle, welche Lachen erregen, weil Sie zuerst darüber lachen, sind immer satirisch und verläumderisch, eine Frucht Ihres haßsüchtigen Geistes, welcher Alles, was Sie sehen und hören, aufs Schlechteste deutet. Hierauf hin sagen manche Dummköpfe, Sie hätten Geist, und deswegen fürchten Sie alle Leute im Schlosse, mit Ausnahme des Dekans und des alten Schloßvoigts Friedrich, eines rohen und mürrischen Menschen, aber einer treuen Maschine, eines geizigen aber unbescholtenen Bauern, der seine Schuldigkeit thut, und Sie verachtet, ohne sich den geringsten Zwang anzuthun. In meinem eignen Zimmer hat er Ihnen einen Band des Diktionaire von Bayle an den Kopf geworfen; seitdem haben Sie ihn durch Kummer getödtet.

Ihre Karoline fand das Verbrechen des Greises unerhört; das ist natürlich von ihr, welche, wenn sie Sie anzureden wagt, die Haltung einer Sklavin zeigt und nie ermangelt, jeden Satz mit dem obligaten Herrn Lieutenant zu würzen; daher sind Sie auch gegen sie voller Gefälligkeit. Sie haben ihr ein Zimmer gegeben, wo sie wie ihr gut dünkt, empfangen kann, ohne von dem Schinderknecht Viderol abzuhängen, durch dessen Höhle man früher hindurch mußte, um in das Zimmer Ihrer Favorite zu gelangen, und man sagte — —

In Ihrer haßsüchtigen Stimmung haben Sie den Wunsch, mir Unannehmlichkeiten zu bereiten, nie aus den Augen verloren, und es ist Ihnen gelungen; ihre Feigheit indeß, die Sie vor meinem Degen bewahrt hat, hat Sie nicht vor meiner Feder schützen können; ich habe Ihnen die Maske abgerissen und dadurch meine frühere Ruhe wiedergewonnen.

Jemand, der in einem geordneten Staate den Verbrecher, welcher seiner Ehre nachstellt, der Gerechtigkeit überliefert hat, darf nicht mehr an denselben denken. Ihr unwürdiges

Benehmen hat das Schloß Dux zu einem Orte des Anstoßes gemacht, den kluge Menschen jetzt vermeiden, denn man stiehlt, man mordet ungestraft im Schlosse und in den anstoßenden Straßen. All dieses Unheil ist die Frucht Ihrer schmutzigen Leidenschaft für ein verworfenes Wesen. Sie haben eines Tages zugegeben, daß dieser unsaubere Mensch bei Tische vor dem Kadetten Platz nahm, welcher den Lieutenant begleitete, der der Rekrutirung halber nach Dux gekommen war und dem Sie Ehren erwiesen, wie Sie sie nur einem Generale hätten erweisen können. Ich weiß, daß dieser Kadet ein Edelmann war, und daß Sie sich freuten, ihn demüthigen zu können, denn obwohl Sie das Brodt eines vornehmen Herrn essen, sind Sie doch ein erklärter Jakobiner. Was den auf Werbung begriffenen Lieutenant betrifft, so ist er Soldat und Unteroffizier gewesen, wie Sie es fünfundzwanzig Jahre hintereinander gewesen; daher hatte er ein Anrecht auf alle Ehren — —

Ihr niederträchtiger Günstling triumphirte an jenem Tage; Sie aber waren zum großen Staunen des ganzen Schlosses gezwungen, ihn an jenem Tage zu demüthigen, wo Sie den Doktor Ambrosi nebst Gemahlin eingeladen hatten, und wo Sie sich genöthigt gesehen hatten, ihn vom Tische wegzuweisen. Ich gestehe Ihnen, daß ich über die Anstrengung, welche Sie über sich selbst machten, sehr verwundert und erbaut war. Die Gemahlin des Doktors hatte zu Jemand geäußert, sie sei sicher, daß der niederträchtige Viderol nicht erscheinen würde, und Sie hatten Wind davon bekommen. Um sich aber nicht gänzlich bloßzustellen, ließen Sie sein Couvert auflegen. Ihre dumme Politik, mein armer Unterlieutenant, erregte allgemeines Mitleiden. Sie haben die adlige Wohnung Ihres Herrn mit Schande bedeckt und einen Tisch, der, obwohl nur ein Offiziantentisch, hätte anständig und erträglich sein können, in ein Bordell verwandelt; denn Karoline hat das Benehmen einer anständigen Frau, der Koch und seine Frau sind anständige Leute und auch Sie wären mit einem anderen Benehmen, werth, daran Platz zu nehmen. Ich wäre hinlänglich zufrieden gewesen, wenn Sie genug gesunden Menschenverstand gehabt hätten, um die Ordnung an demselben aufrecht zu erhalten, und ich würde nicht der Ansicht gewesen sein, daß mir der Graf Waldstein ein schlechtes Geschenk gemacht, indem er mich mit dieser vermeintlichen Wohlthat beehrt. Ich bin wie ein edles

Roß, welches das Schicksal unter Esel geführt hat, und welches deren Stöße ruhig hinnehmen muß, weil es sich an derselben Raufe nährt. Wäre ich, anstatt alt, jung gewesen, so hätte ich Sie mit Stockschlägen regalirt, und ich muß gestehen, daß der Muth des alten Schloßvoigts mir die Röthe ins Gesicht getrieben hat. Als dieser wackere Mann Ihnen ein Buch an den Kopf warf, dachte er weder an seine achtzig Jahre, noch an die Möglichkeit, von Ihnen erdrückt zu werden, da Sie jünger sind als er, und er nöthigte Sie, vor ihm zu zittern. Ich beneide ihn wegen seiner Tapferkeit; aber nur mit dem Degen in der Hand möchte ich Sie in die andere Welt schicken, und Sie, obwohl ein alter Soldat, sind Sie doch zu feige, um sich mir zwei Minuten gegenüber zu stellen.

Noch habe ich Ihnen Ihre parteiische Ungerechtigkeit vorzuwerfen, daß Sie geäußert haben, ich habe Unrecht gethan, Widerol zu beschuldigen, daß er mir geschrieben, er wolle mich tödten, falls es mir gelingen sollte, ihn zur Strafe zu ziehen. Wer anders als er kann denn wohl die anonyme Schrift an mich geschickt haben? Haben Sie sich einbilden können, ich habe sie erfunden, um seine Schuld zu vergrößern? Sie sind ein Ungeheuer? Brauche ich erst Klagegründe zu erfinden, um Sie Beide auf die Galeeren zu bringen?

XVI. Brief.

Der arme alte Friedrich ist vor Kummer und Verdruß gestorben. Mehr als zwanzig Mal hat er zu mir gesagt, seitdem Sie zu ihm geäußert, er stehle mit Nachschlüsseln den Wein, dessen würdiger und gewissenhafter Hüter Sie sind, habe er keinen Augenblick Ruhe mehr. Sie, Mensch, ohne Seele und ohne Herz, müßten Sie nicht vor Reue vergehen, daß Sie einen achtungswerthen Greis haben betrüben können, sollte er auch einige Glas Wein getrunken haben, die ihm bei seinem hohen Alter der Graf Waldstein gewiß nicht verweigert haben würde! Sie haben das Ende dieses wackren Mannes beschleunigt, der, nach fünfzigjährigen treuen Diensten in dem von Ihnen verunehrten Schlosse gewiß eine menschliche Behandluug verdiente.

Nach seinem Tode legte ich ein Vorlegeschloß vor die Bibliothek, um sie gegen Diebe und Nachschlüssel zu schützen, Sie, gemeiner Mensch, haben sich aber erdreistet, es abzureißen, weil ich Ihrer Behauptung nach nicht das Recht habe, es anlegen zu lassen. Wenn ein Buch fehlen sollte, so seien Sie überzeugt, daß ich Sie der Unterschlagung beschuldigen werde, die Sie in der Nacht vor dem Tage begangen haben würden, wo zu Ihrer ewigen Schande und Ihrer Vollmacht zum Trotze, welche Sie nur ausüben, um den Grafen, Ihren Wohlthäter in ein schlechtes Licht zu setzen, das Schloß wieder angelegt wurde. Ihr Benehmen erregt allgemeinen Anstoß, und wenn es zur Kenntniß des Reichskriegsraths käme, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß Sie die Pension von zweihundert Gulden, die Ihnen der Kaiser als Invaliden ausgesetzt hat, verlieren würden; denn — —

XVII. Brief.

Obwohl Sie wußten, wie der ganzen Stadt Teplitz bekannt war, daß Dux nur noch ein Schlupfwinkel für Diebe sei, wo ein Bösewicht, der Ihnen befreundet, unter dem Schutze der Anarchie, sich allen Ausschweifungen überlasse, hatten Sie dennoch die Unverschämtheit, der Fürstin Clari und der Fürstin Jablonowska ein Frühstück anzubieten, und Sie ließen Ihnen Landwein vorsetzen. — —

Eine Stunde nach Ihrer Abreise sagten Sie zu mir, Sie hätten nicht geglaubt, daß dieselben kommen würden; dennoch hatte ich Sie von deren Ankunft in Kenntniß gesetzt.

Ein anderer Vorfall derselben Art trug sich zu, als Se. Hoheit der Prinz von Sachsen mit seiner Gemahlin der Erzherzogin das Schloß besichtigte. Sie hatten Ihrem Günstlinge nebst einem andern Stallknechte befohlen, sich zu Pferde zu setzen, um Ihren Hoheiten die Honneurs zu machen. Glücklicher Weise fragte mich der Prinz, als er in den Hof kam, wer jener wäre, und als ich es ihm gesagt, befahl er dem Grafen von Thurn, denselben wegzuschicken. Viderol wandte ein, daß er auf Ihreu Befehl da sei. Ich machte dem Grafen Thurn

bemerklich, daß Sie wahrscheinlich als Stallmeister, aber nicht als Haushofmeister diese Anordnung getroffen hätten.

Hier, Herr invalider Unterlieutenant, begingen Sie eine neue Dummheit; denn Sie mußten sich aufs Pferd setzen und Ihre Uniform anziehen, um dem präsumtiven Erben eines Thrones so viel Ehre nur in Ihrer Macht stand zu erweisen; jedoch — — —

XVIII. Brief.

Endlich, Herr Faulkircher, haben Sie Ihren Meisterstreich gemacht, indem Sie dem Schinderknechte, Ihrem Lieblinge befahlen, mich am Sonntage, den 10. Dezember 1791, um zehn Uhr Morgens in den Straßen von Dux mit Stockschlägen zu überfallen. Allerdings war nichts leichter; in meinem Alter, ohne Waffen und selbst ohne Stock konnte ich keinen Widerstand leisten und mußte in das Haus des Syndikus flüchten, der nicht dort war.

Nach dieser That machte der Schinderknecht dem Syndikus die Anzeige, daß er nur auf Ihren Befehl Hand an mich gelegt habe, und dieser Beamte, bei dem ich mich beklagte, gab mir die Versicherung, daß der Schurke mich künftig in Ruhe lassen würde.

Und Sie verhaften ihn nicht? fragte ich denselben.

Das kann ich nicht, versetzte er, weil er dem Grafen gehört.

So, Ihr gemeinen und feigen Seelen, glaubt Ihr unter den von Leopold II. genehmigten Gesetzen handeln zu können?

Sie, Faulkircher, haben auch diesen armen Syndikus zu Grunde gerichtet, der, noch dummer als Sie, Ihrem Einflusse nachgegeben hat. Ich muß Klage gegen ihn erheben, und seine Familie thut mir leid. Ist der Richter, der, wenn er einen auf frischer That ergriffenen Verbrecher bestrafen soll, sich zum Advokaten des meuchelmörderischen Schinderknechts aufwirft und zu mir sagt, der Schuldige beklage sich über meine Bezeichnung, ist ein solcher Richter unwissend oder bestochen? Habe ich denn nicht bis zur Verbüßung des gebührender Maaßen angezeigten Verbrechens, und bis eine gerichtliche Unter-

suchung nachgewiesen hat, daß Sie der erste Schinderknecht sind, und daß der Andere nur Ihre Befehle vollführt hat oder Ihren Anleitungen gefolgt ist, habe ich nicht bis dahin das Recht, ihn Schinderknecht zu nennen?

Sie haben gesiegt, Faulkircher; Sie haben nicht ehe geruht, als bis ich Dux verlassen habe; Sie werden aber dabei nicht viel gewinnen, und ich werde Gerechtigkeit erlangen. Ein Luser findet sich nur in Dux, und ich werde einen geschickten und unabhängigen Rechtsgelehrten finden, der Ihren Verführungen zu widerstehen wissen wird, einen Mann, der die Ehre allen Gütern dieser Welt vorziehen wird u. s. w.

XIX. Brief.

— — — — — — — — — — — — — — — — Ja, Sie sind ohne allen Zweifel ein unwissender Mensch, Sie sind es aber, ohne es zu wissen; denn Sie sind nicht gelehrt, und nur der gelehrte Mensch kann seine Unwissenheit erkennen; in dieser Beziehung bin ich Ihnen überlegen. Sie sind ein Esel, der sich nicht kennt; als solcher beneiden Sie mich; als neidischer Mensch hassen Sie mich; wer haßt, ist ein Feind; als Feind verläumden Sie mich, und als Verläumder verdienen Sie, daß Ihnen die Zunge abgeschnitten werde; eine abgeschnittene Zunge taugt aber nicht einmal als Scheuerlappen — —

XX. Brief.

Der kleine Luser, Syndikus von Dux, den Sie zu verführen oder bestechen verstanden, schreibt mir in schlechtem Latein alle Dummheiten, die Sie ihm angeben und will die Wahrheiten, die ich ihn bitte, Ihnen in meinem Namen zu schreiben, nicht ins Deutsche übersetzen; denn, wie er sagt, sind Sie zu reizbar; er hat Recht. Man muß einen Mann fürchten, der einen Schinderknecht zum Freunde und einen Schinderknecht in seinem Dienste hat.

Der kleine Syndikus meldet mir indeß in seinem letzten Sendschreiben, Sie hätten ihm befohlen, mir zu sagen, daß Sie mich nur in zwei Beziehungen kennen; zuerst weil man mich 1767 aus Paris ausgewiesen (das ist aber eine Lüge); sodann durch die niederträchtigen Anekdoten, welche Sie in einem verläumderischen in Teplitz 1790 gedruckten Pamphlete gelesen haben.

Sobald Sie aber ein verläumderisches Pamphlet anführen, erklären Sie sich selbst für niederträchtig nach dem Justinianischen Gesetzbuche, welches Sie nicht kennen, und welches der kleine Luser wahrscheinlich nie gelesen hat.

Was meine Ausweisung aus Paris betrifft, so strafe ich Sie wiederholentlich aufs Förmlichste Lügen; indeß will ich die Güte haben, Ihnen zu sagen, daß ich die Ehre hatte, vom Könige von Frankreich einen eigenhändig unterzeichneten Brief zu erhalten, welchen ich aufbewahrt habe und meinen Freunden zeige, und worin Se. Majestät mir befiehlt, das Reich aus mir allein bekannten Gründen zu verlassen. Der Ueberbringer war ein St. Ludwigsritter, der zu mir sagte, ich solle ganz nach meiner Bequemlichkeit abreisen, mit der Bedingung jedoch, daß ich vor meiner Abreise nicht das Hotel d'Elbeuf beträte, wo ich den Leichtsinn begangen hatte, den Marquis de Lille, der noch nicht zwanzig Jahre alt war, zum Duell herauszufordern.

Ich gehorchte, und nachdem ich anderthalb Jahre zu meinem Vergnügen in Spanien geblieben, kehrte ich nach Paris zurück, wo ich bei Herrn d'Aiguebelle mit dem Marquis de Lille zu Abend speiste.

Im Jahre 1783 bin ich wiederum ein Vierteljahr in Paris, und was noch mehr sagen will, acht Tage in Fontainebleau geblieben, welches ich mit meinem Bruder und einem von Herrn von Vergennes unterzeichneten Passe verließ. Wenn Sie mir nicht glauben, so brauchen Sie nur nach Wien zu gehen und sich bei meinem Bruder zu erkundigen, den Sie täglich an der Tafel des Fürsten Kaunitz vielleicht an Ihrer Seite finden werden; denn sicherlich wird dieser Fürst Sie nicht in das Offiziantenspeisezimmer schicken; das paßt für Sie nur in Dux.

Werden Sie wohl fassen können, daß die lettre de cachet, die ich vom Könige von Frankreich erhalten habe, weit ehren=

voller für mich ist, als für Sie das Patent eines Titular-Unterlieutenants Sr. K. und K. Majestät?

Ein General-Major, der Sie dem Rufe nach kennt, hat zu mir gesagt, und ich muß ihm glauben, Sie seien allerdings Offizier, aber nicht wie die andern.

XXI. Brief.

Da der gute Luser mir geschrieben hat, Sie kennten mich nur in zwei Beziehungen, so glaube ich Sie in Kenntniß setzen zu müssen, in welchen andern Beziehungen Sie mich in Zukunft zu kennen haben.

Da ich aber nach reiflichem Nachdenken bei der Aufzählung dieser Beziehungen vermeiden will, der Anklage der Geckenhaftigkeit Stoff zu geben, so denke ich mich durch negative Angaben zu schildern oder zu erklären, ganz nach Art der Theologen, wenn sie Jemand begreiflich machen wollen, was der Teufel ist.

1) Ich bin nicht in einer Kaserne erzogen.

2) Ich habe nie Stockschläge erhalten, außer in Dux auf Ihren Befehl.

3) Ich habe nie eine Stelle im Militair bekleidet, vermöge welcher ich auf Befehl eines Vorgesetzten Hinz oder Kunz habe Schläge aufzählen müssen.

4) Ich habe nie getrunken.

5) Ich bin nie in Gesellschaft von niederträchtigen Menschen gesehen worden, noch habe ich mit solchen gegessen, außer seitdem Sie mich in Dux dazu gezwungen.

6) Ich habe mir nie falsche Bescheinigungen ausstellen lassen, um eine Pension zu bewahren, die ich sonst verloren haben würde.

7) Ich habe nie gelitten, daß man gegen Jemand, mit dem ich zu Tische saß, die Achtung aus den Augen setze.

8) Ich habe mich nie geweigert, mich mit Jemand zu schlagen, der irgend einen Grund haben konnte, wegen einer zweifelhaften Sache von mir Genugthuung zu verlangeu.

9) Ich habe nie eine Beleidigung, die mir ein Schurke ohne Veranlassung angethan, ehe verziehen, als bis ich ihn zu meinen Füßen gesehen.

10) Ich habe nie Jemand verläumdet.

11) Ich habe nie einem verläumderischen Pamphlete Glauben geschenkt.

12) Ich habe nie die Achtung aus den Augen gesetzt, die man dem Alter schuldet, und ich habe nie vergessen, was ein höflicher Mann Jemand schuldig ist, der, ohne Edelmann zu sein, sich durch das Studium der Wissenschaften und der Literatur dazu gemacht hat.

13) Ich habe nie aus dem Ehebruche eine Gewohnheit gemacht.

14) Ich habe nie Jemands Bild angeschlagen noch anschlagen lassen.

15) Ich habe nie gelitten, daß einer meiner Tischgenossen mir beim Aufstehen die Hand küßte.

16) Ich bin nie gezwungen gewesen, meine Zeit in Wirthshäusern und in schlechter Gesellschaft zu verbringen, um mir die Langeweile zu vertreiben, da die Literatur mich immer gegen diese Krankheit geschützt hat.

17) Ich habe nie an Oertern, wo ich nicht Herr war, Thüre oder Schlösser erbrochen, um den Dieben gefällig zu sein und Jemands Redlichkeit zu verdächtigen und seiner Ehre zu schaden.

18) Ich habe nie befohlen, daß man einen Greis ohne Vertheidigung auf der Straße meuchlerisch anfalle.

19) Ich habe nie Briefe aufgefangen.

20) Ich habe mir nie den Kopf darüber zerbrochen, wie ich meinem Nächsten schaden wolle.

Diese zwanzig, mich betreffenden negativen Eigenschaften werden Ihnen das Auffinden der positiven erleichtern; das wird Ihnen aber wohl schwer werden; denn um eine Thatsache aus einer andern Thatsache, ein Prinzip aus dem andern Principe abzuleiten, muß man die Methode der Schlußbildung kennen, was Studium voraussetzt; endlich muß man Bildung, Verstand, Urtheil haben, und das Alles fehlt Ihnen. Wie wollen Sie es wohl anfangen, um mich zu verstehen, armer Unterlieutenant? Wollen Sie sich an den Schinderknecht Viderol wen-

den? Er ist ja fein. Er hat ein außerordentliches Talent. So haben Sie ja einst geäußert, als Sie boshafter und dummer Weise litten, daß der Bursche Ihrem und seinem Herrn, dem Grafen Waldstein, nachmachte.

Pfui! Faulkircher, Sie sollten vor Schaam erröthen und sich verbergen.